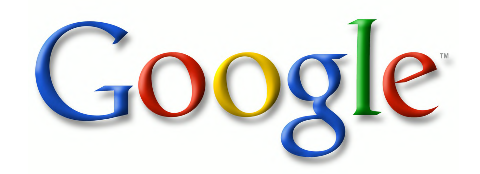





Digitized by Google

Justus Möser's sämmtliche Werke.

Neu geordnet
und aus dem Nachlasse desselben gemehrt

durch

B. R. Abeken.

Neunter Theil.

Berlin.
Verlag der Nicolaischen Buchhandlung.
1843.

Kleinere Schriften.

Vermischtes:

Aus Möser's frühester Periode, in Zeitschriften Erschienenes. Fragmente.

Historisches, über Klöster und Stifter

von

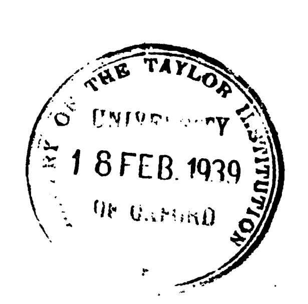
Justus Möser.

Herausgegeben

von

B. R. Abeken.

Berlin.
Verlag der Nicolaischen Buchhandlung.
1843.


THE TAYLOR INSTITUTION
18 FEB. 1939

Inhalt.

Kleinere Schriften.

*) Lateinisches Original der Glückwünschungsschrift, wovon in den früheren Ausgaben, Verm. Schr. II. p. 262, nur deutsche Auszüge gegeben waren.

Kleinere Schriften.

I.

Der Werth wohlgewogner Neigungen und Leidenschaften.

Dem Andenken
Herrn Johann Friedrichs von dem Bussche
gewidmet. *)

Vorrede.

Gegenwärtige Abhandlung hat vielleicht ihre beste Zeit schon überlebt, ehe sie einmal im Druck erscheinet, indem schon mehrere Jahre verflossen sind, seitdem sie angefangen worden. Den Anlaß dazu gab die vortreffliche Gemahlin

*) Zum erstenmal gedruckt „Hannover, 1756, bei Johann Wilhelm Schmid", auf 64 Seiten in groß Octav. Voran steht auf 5 Seiten ein französisches Gedicht von Herrn von Bar auf den genannten Herrn von dem Bussche: Les ombres. A Madame la Douairière de Bussche, née de Ledebur. Par l'auteur des Epitres diverses. Mösers Vorrede ist unterzeichnet: „Osnabrück, den 24. März, 1756." — Zum zweitenmal erschien diese Schrift: „Bremen, bei Johann Heinrich Cramer, 1777", 116 S. kl.8. N.

desjenigen, dem ich sie nunmehr nach seinem Tode gewidmet habe. Sie fand ihre größte Beruhigung darin, die Größe ihres erlittenen Verlustes beständig vor Augen zu haben; und weil mein Herz durch eben diesen Verlust außerordentlich gerühret war, so durfte ich meine eigenen Empfindungen nur einigermaßen ausdrücken, um ihre traurige Absicht zu befördern. Sie, die beste Gemahlin, die treueste Mutter, die standhafteste Christin, die eifrigste Freundin, ist nunmehr auch in ihrem blühenden Alter *) gestorben, und eines Wunsches gewähret worden, welcher sich auf nichts weniger als auf eine ewige selige Vereinigung mit ihrem theuersten Gemahle erstreckte. Ich hatte also bei mir beschlossen, ihrem beiderseitigen Andenken in stiller Betrübniß nur ungesehene Thränen zu widmen, als eine schmeichelhafte Erwartung mich wegen dieses Stillschweigens zur Rechenschaft fordern wollte.

Da ich mich nun hierauf verbunden erachtet, meine angefangene Arbeit zu vollenden, und dem Drucke zu überlassen, so habe ich, um den Nutzen davon etwas allgemeiner zu machen, meine erste Absicht in einigen Stücken verändert, und in einem moralischen Character den Werth wohlgewogner Neigungen und Leidenschaften nach ihren verschiedenen Wirkungen, und besonders auch in unsern letzten entscheidenden Stunden gezeigt, wobei ich jedoch das Urbild immer vor Augen gehabt, und mich nur in diejenigen Fälle eingelassen, worin dasselbe sich im Leben und Tode befunden.

Diese Aenderung meines ersten Vorsatzes gefiel mir um so viel mehr, weil der Herr von dem Bussche in die außerordentliche Güte seines Herzens und in die edle Stärke seiner Leidenschaften, welche Leben und Güter für eine große

*) Frau Henriette Dorothee Johanne von dem Bussche geborne von Ledebur starb den 1. October 1755, und war geboren den 8. November 1717.

schöne That verachtet hätten, ein redliches, aber fast zu starkes Mißtrauen setzte; wie er denn noch in seinen letzten Tagen, als ihm die Abhandlung von der herrschenden Mode großmüthig zu sterben durch ihren würdigen Herrn Verfasser *) überschickt wurde, sehr unzufrieden mit sich selbst war, daß sein angeborner Muth in ihm eine Geduld mit wirkete, welche er blos dem Glauben zu danken haben wollte. Ich hatte darüber vorher schon eine Unterredung mit ihm gehabt, und darin zu erweisen mich bemühet, daß die natürliche Güte und Ordnung unsrer Leidenschaften in Absicht unsrer zeitlichen Ruhe und Glückseligkeit sehr große Gaben eines weisen Schöpfers wären, welche wir mit einer dankbaren Zufriedenheit erkennen, und nur dabei bedenken müßten, daß die vollkommenste unter allen uns nicht den mindesten Anspruch auf die ewige Glückseligkeit geben könnte, weil diese eine bloße Gnade wäre, welcher wir nicht anders als unter den damit verknüpften Bedingungen theilhaftig werden möchten; der natürliche Mensch könnte zu keiner Gerechtigkeit, welche vor Gott gelte, gelangen; und also wäre sein größtes Verdienst in dieser Vergleichung vollkommen ungültig und untüchtig. Allein er könnte seine zeitliche Ruhe und Zufriedenheit, sein rechtschaffenes Vergnügen auf Erden und auch in der letzten Stunde damit befördern, und sein Gemüth solchergestalt überdem in eine Verfassung bringen, worin es der Gnade Gottes desto ruhiger und seliger genießen könne. — Und auf diese Weise beruhigte er sich um so vielmehr, je stärker diese edle Gemüthsverfassung in ihm durch den Glauben geheiliget wurde.

Ueberhaupt aber habe ich längst eine Gelegenheit gewünscht, unsern Neigungen und Leidenschaften eine mehrere

*) Den Generalsuperintendenten Jacobi zu Celle.
N.

Aufmerksamkeit zu erwerben, den Werth ihres starken und glücklichen Einflusses in alle Arten von Tugenden zu zeigen, und dadurch ein Vorurtheil zu schwächen, welches die Tugend schlechterdings zu einer Frucht unsers Verstandes macht, und solche sogleich einer Falschheit beschuldigt, wenn eine Süßigkeit der Empfindung, ein sanfter Hang der Neigung, oder eine starke Leidenschaft sich mit ihr vereiniget. Der Graf von Shaftesbury hat diese Lehre zwar schon in ein schönes System gebracht, und den Anbau unsrer Neigungen zu dem Hauptvorwurf seiner Sittenlehre gemacht. Weil es aber Manchem, welcher die Tugend blos für die moralische genommen, zu gefährlich geschienen, solche schlechterdings von unsern Neigungen abhangen zu lassen, da doch, in einem allgemeinen Begriff, die Güte eines jeden Dinges auch seine Tugend ist, so habe ich die Güte unsrer Neigungen und Leidenschaften erstlich als eine Tugend in diesem allgemeinen Verstande genommen, und sie hernach zur moralischen erhoben, wenn der Verstand diese Neigung als eine solche gebilligt, welche unsern Pflichten und unsrer Bestimmung gemäß gewesen.

Und auf diese Art ist den guten Neigungen ihr vortrefflicher Werth behalten, und das Feld der menschlichen Tugenden erweitert worden, ohne daß mir der Vorwurf gemacht werden kann, welcher dem Grafen von Shaftesbury gemacht worden. Ich halte es für eine sehr traurige Bemühung, die Falschheit der menschlichen Tugenden gar zu genau aufzusuchen; und Leibnitz hat schon aus diesem Gesichtspunkt die bekannte französische Abhandlung davon mißbilligt. Denn wenn man so weit gehen und die ganze Kraft der besten Neigungen für Nichts rechnen, mithin Alles auf eine freie Wahl der Seele ankommen lassen will, so befürchte ich, wir werden wirklich einen gefährlichen Handel treffen, und das Sichere weggeben, ohne das Bessere aber Unsichere dagegen wieder zu erhalten. In Absicht der Wirkung thut

es zur Sache wenig, ob wir aus freier Wahl oder aus freier Neigung tugendhaft gewesen. Kostet letzteres unserm Verstande nichts, so kann auch die Seele durch eine beständige gute Wahl zuletzt eine solche Gewohnheit oder eine solche Fertigkeit in der Tugend erlangen, daß die Ausübung derselben eben so leicht wird, als wenn sie durch die Neigung gewirkt worden. Neigung und Verstand sind beide Gaben eines Schöpfers; sie können beide verderbt, beide aber auch natürlich richtig und gut sein; sie können beide durch gute und böse Erziehung gelenkt, und durch zufällige Umstände verändert sein. Es ist so schwer, wider eine Ueberzeugung als wider eine herrschende Neigung zu handeln; unsere Ueberzeugung kann aus falschen Gründen, unsre Neigung aus unrichtigen Empfindungen entsprungen sein. Der Eigennutz des Verstandes ist vor dem Eigennutze des Herzens nicht privilegirt, und wo der Verstand seine Wollust aus den erhabensten Betrachtungen ziehen kann, da hat das Herz ein Recht, seine edlen Empfindungen mit Vergnügen zu fühlen. Kann man dem Verstande die mystische Pflicht auflegen, an Gott ohne den Vortheil eines Vergnügens zu denken, ihn zu lieben, ohne den Gedanken dieser Liebe sanfter als einen andern zu denken, so wird sich auch schon ein Metaphysicus finden, welcher das Gefühl des Schönen von seiner Wirkung abstrahiren kann. Ist aber beides unmöglich, so muß der systematische Stolz sich unter die Erfahrung demüthigen, und wenigstens der Neigung erlauben, sich mehr an einer freien Wahl als an einem edlen Triebe zu ergötzen.

Ich behaupte also hieraus, daß wir wohl thun, unsre Neigungen und Leidenschaften, so viel immer möglich, zu verbessern, oder, wo sie von der besten Art sind, und sich so wenig verbessern als erweitern lassen, welches auf den Beifall der Sittenlehre ankömmt, solchen getrost zu folgen, und mit diesem sichern Führer eben den Weg zu wandeln, welchen wir nach einem freien Entschlusse unsers Geistes

gewandelt sein würden, wenn die Neigung nach einer schlimmern Seite gerichtet gewesen. Was die Pflicht eines Christen weiter erfordere, solches übergehe ich hier der Kürze halber mit Fleiß, weil es in der Abhandlung selbst an einigen Stellen mit angeführet worden.

* * *

Sie haben mir zwar schon oft angelegen, Philocles, daß ich Ihnen das Gemüth desjenigen schildern möchte, welcher in der Erfüllung seiner Pflichten, und besonders der großmüthigen Bemühung Andre glücklich zu machen, ein so außerordentliches Mittel fand. Allein der traurige Gedanke, daß ich Ihre Forderung nicht erfüllen konnte, ohne mir zugleich die ganze Größe meines Verlustes auf das lebhafteste wieder vorzustellen, hat auch eben so oft meinen besten Vorsatz unterbrochen. Und vielleicht würde ich ihn niemals vollführt haben, wenn nicht ein neuer Verlust die bisherige Schonung meiner Ruhe auf einmal vereitelt hätte. Der vierte Frühling wird nun bald anfangen mir ungefühlt vorüber zu gehen, und ihm werden viel mehrere folgen, ohne mir die Tage wiederzubringen, welche mich jeden Morgen zufriedener erblicken ließen, die Tage, worin mir die Schöpfung ihre Vollkommenheit in jenem würdigen Menschenfreunde erklärte. So lange ist es schon, daß ich Ihn verliere.

Sie erinnern sich vielleicht noch, Philocles, der letztern Unterredung, welche wir mit ihm hatten. Es war eben einer von Ihren Lieblingsabenden, und wir gingen, ungehört und ungesucht unsre Gedanken über die nun sittsamern Reizungen der Natur zu zerstreuen; die stille Hoheit der Nacht schien sich mit einer vertrautern Verehrung zu befriedigen; die von ihrer Arbeit gleichsam ruhende Natur goß auch in unsre Seelen sanftere Empfindungen, und wir redeten von dem Vergnügen einer solchen Ruhe nach wohlvollbrachten

Tagen; als er uns unvermerkt auf die Glückseligkeit lenkte, welche derjenige empfinden müßte, der sich an einem solchen Abende erinnern könnte, daß wenigstens ein Unglückseliger durch seine Fürsorge unbekümmerter schliefe, und morgen mit dem Danke für seine Wohlthat zufriedener erwachte. Wie stark war nicht seine Rede! Mir deucht, ich höre es noch, wie er zu uns sagte: Diese Erinnerungen lassen mir manchen Abend in sanften Entzückungen verfließen, und manche freudige Thräne danket dem Schöpfer der Freude für die Mittel, wodurch ich die Sorgen eines Elenden vermindre; ich suche oft die der Betrachtung so günstige Stille des Abends, um für mich allein neue Entwürfe zum Besten dieses oder jenes Unglücklichen zu machen; ich überlege, wie ich seinen Wünschen zuvorkommen, seiner Empfindlichkeit schonen und seine bedrängten Umstände so unvermerkt verändern wolle, damit seine Tage in gesegneter und freudiger Arbeit, seine Nächte ohne ängstliche Rechnungen, und seine Abende eben so ruhig, als jetzo der unsrige ist, dahin gehen mögen. Dann stelle ich mir die Zufriedenheit dieses Mannes vor, ich male mir sein dankbegieriges Herz, sein Vergnügen über den Schöpfer, die Empfindungen, womit er mich bewillkommnen würde, wenn er seinen Wohlthäter kennete; und alle diese reizenden Gegenstände setzen mich in eine Bewegung, welche meines Ermessens den höchsten Grad der zeitlichen Wollust ausmachen muß.... So freundschaftlich das Vertrauen war, worin sein Herz sich solchergestalt auflösete, so wenig dachten wir damals, daß das Gebet so vieler getrösteten Witwen und so vieler erfreueten Armen den Vater der Menschen nicht bewegen sollte, ihnen diesen Segen zu lassen. Wer hätte es doch wohl denken sollen, o Philocles, daß der Himmel uns Uebrige so sehr, so sehr erniedrigen, und durch seinen frühen Abgang den Werth so vieler Geschöpfe verringern würde? Werden den Frommen ihre Tage verkürzt, um sie vor einem künftigen Rück-

fall zu bewahren? werden sie den Bösen verlängert, um ihnen Zeit zur Besserung zu geben? wo bleibt dann die zeitliche Verheißung der erstern? und wie mögen wir uns in der letzten Stunde beruhigen, wenn der Rathschluß des Allmächtigen uns arme Sterbliche auch nach den möglichen Handlungen eines fernern Lebens richtet?

Verzeihen Sie mir, Philocles, wenn ich unterweilen meine Empfindungen zu Worten kommen lasse; selbst die Zweifel, die unser Herz in solchen Fällen brechen, geben eine Erleichterung. Ich will mit meinem Schmerze oft reden; vielleicht gelingt es mir, mit ihm vertrauter zu werden.

Wie oft habe ich mich mit ihm in eben diesen reizenden Betrachtungen unterhalten, wozu uns damals die aufmerksame Stille der Nacht so feierlich bereitete! Das Vergnügen, welches die Tugend ihren Verehrern zubringt, die sanfte Beruhigung, welche wir aus der Erfüllung unsrer Pflichten ziehen, die göttliche Freude Gutes zu thun und immer Mehrere glücklich zu machen, die Entzückung eines Fürsten bei dem Anblick segnender Völker, in deren Augen jetzt eine Schöpfung neuer Freuden vorgehet, gaben ihm noch das letztemal zu so manchen erhabenen Gedanken Anlaß, daß wir unsre Rührungen mit dem Zweifel unterbrechen mußten: ob man sich diesem Vergnügen, wenn man es gleich mit Recht genösse, auch wohl zu sehr überlassen könnte?

Zu sehr? fragte ich. Ja, wo das Vergnügen Gutes zu thun, blos zu einer Angelegenheit unsrer Eigenliebe gemacht wird, wo das Wohlthun nur eine edlere Art des Verschwendens, und die Dankbarkeit blos eine Befriedigung unsers Stolzes ist, wo der Fürst von seiner unzugänglichen Höhe auf den niedern Theil der Menschen, als auf veredelte Insekten, herabschauet, und ihnen blos in der Absicht Gutes thut, um ihnen unter seinem Thronhimmel eine irdische Gottheit zu scheinen, da braucht man freilich nicht lange

zu fragen, ob man sich einer solchen Wollust auch wohl zu sehr überlassen könne. Allein, wo die Gerechtigkeit gegen sich und Andre die Ueberwallung unsers gutthätigen Herzens in starken Strömen fortführet, wo die Wohlthat von aller Erniedrigung desjenigen, der sie empfängt, befreiet ist, wo der Undank uns mehr bekümmert als verdrießet, und niemals abschreckt, wo die süße Menschenliebe und die mit ihr befreundeten Neigungen der bescheidenen Gütigkeit eines edlen Bodens gleichen, welcher seinen prächtigen Blumen die Bewunderung der Zuschauer erwirbt, sich selbst aber nur die huldreiche Sorge vorbehält, ihre Wurzeln zu tränken und zu ernähren, da wird die billige Zufriedenheit mit sich selbst, diese Frucht der Weisheit, diese unberühmte und sichere Vergeltung der Tugend, je süßer und größer sie wird, allemal nur die Bewegungsgründe vermehren, welche uns die große und vortreffliche Pflicht auflegen, uns immer vollkommner zu machen.

Aber, versetzte er, diese mit der Tugend befreundeten Neigungen, diese glänzenden Körper, welche so leicht die Farbe der Tugend annehmen, und uns durch ihren Widerschein verführen, wie oft erschleichen sie sich nicht unsern Beifall! wie oft bekleidet nicht die natürliche Güte unsrer Leidenschaften die Stelle der Tugend! Unser Herz hat seine eigne Sittenlehre, und der Verstand wird von ihm, als von einem Lieblingssystem, übereilet; wir erklären Alles daraus, und glauben oft mit dem erhabenen Schwunge der Tugend uns schon dem Throne der Gottheit zu nähern, wenn uns etwa die Schnellkraft einer glücklichen Leidenschaft über die Sphäre solcher Menschen erhebt, welche von der Natur minder gütige Neigungen als wir empfangen, und mit aller Mühe lange nicht die Höhe erstiegen haben, welche wir ohne große Kosten erreichen. Wie oft sehen wir die Wirkungen eines natürlichen Mitleidens für Handlungen der Menschenliebe an! Wie oft borget die Verschwendung den

Titel der Großmuth, die Beqemlichkeit den Namen der Mäßigung, und der Haß den Schein der Gerechtigkeit! Wie geneigt sind wir nicht, dem edlen und demüthigen Anstand des schuldigen Unglückseligen seine Schuld zu vergeben! Wie billig sind wir nicht gegen die Ausschweifungen glücklicher Leidenschaften! Wie schwer wird es uns, gegen die rührenden Thränen einer strafbaren Schöne die Schärfe der Gesetze zu gebrauchen! Und wer kann sagen, daß er allemal der Tugend, wenn sie nicht zu ihrem Vortheil gebildet gewesen, die schuldige Gerechtigkeit widerfahren lassen? Wenn aber so mancherlei unvermerkte Ursachen sich in unsre schönsten Thaten einflechten, wenn die Güte unsrer Triebe, die Süßigkeit wohlthätiger Empfindungen, die Begierde zu gefallen, mehrern Eindruck auf wohlgerathene Seelen haben können als die Vorstellung der Tugend selbst, wenn wir rechtschaffen handeln können aus Ehrgeiz und Vergnügen, wenn wir wohlthun können aus Weichlichkeit, wenn wir aus einer natürlichen Neigung zur Ruhe die mühsamen Laster fliehen, und in einem sanften melancholischen Augenblick unsern Pflichten getreuer sind, als wenn die Freude unser Geblüt in flüchtige Wallungen setzt: haben wir dann nicht Ursache, in unsere Tugenden ein Mißtrauen zu setzen, und die Wollust nicht gar zu groß werden zu lassen, welche aus der Betrachtung unsrer tugendhaften und gutthätigen Handlungen entsteht? Sind nicht also die Quellen unsrer edelsten Thaten in ihren ersten Adern verfälscht, und können wir wohl jemals versichert sein, daß wir hier das wilde Wasser von der gesunden Quelle geschieden haben?

Hier, o Philocles! hätte ich mir die Deutlichkeit und Stärke Ihres Vortrages wünschen mögen, damit ich diesen feinen Wölkungen *), diesen unmerklichen Verwandtschaften

*) Möser gebraucht auch in andern seiner frühern Schriften dieses Wort statt des französischen und itzt auch im Deutschen allgemein aufgenommenen Wortes Nüancen.

der Thorheit und Weisheit einen Körper, eine Größe, eine Deutlichkeit ertheilen können, worin sie sich dem Verstande in einer wohlgeordneten Reihe dargestellt hätten. Welch eine unendliche Mannigfaltigkeit der Schatten fand sich in diesem Gemälde! Aus jedem Stande ein neuer Gesichtspunkt; so manches Auge, so manche Veränderung; so manches Urtheil, so mancher Unterschied.

Jedoch sollten die glücklichen Leidenschaften, dieses zärtliche Gefühl, diese natürliche Güte des Herzens, diese süße Thräne, welche mir Ihre Freundschaft ablocket, sollten diese die Tugend verfälschen können? Nein, Philocles. Kann die Religion sie heiligen, warum sollte nicht auch die Tugend sie veredeln können? Der wohlthätige Schöpfer pflanzte mit seinen göttlichen Händen Triebe in unser Herz, sanfte, edle Triebe, Triebe der Erkenntlichkeit gegen seine unendliche Güte. Ehe die Tugend unsre Schritte lenkte, und die Vernunft unsern Pfad bereitete, waren sie da. Wir fühlten Mitleid, ehe die Religion uns lehrte barmherzig zu sein; und die nothwendigen Reizungen der Schönheit erhielten den Beifall unsrer Empfindungen, ehe der Verstand ihren Werth untersuchte. Die Neigung knüpfte das erste Band der Freundschaft; göttlicher Augenblick! Und wie die Tugend kam, solches noch mehr zu befestigen, waren die sanftesten Entzückungen schon vorüber. Die Liebe ist eine Tugend; wer sie aber von allen demjenigen entblößen wollte, was sie von der Güte unsrer Neigungen, von der Harmonie der Empfindungen, von einem zärtlichen Kummer, von einsamen und unzerstreuten Entzückungen und andern durch menschliche Ausdrücke noch nie geschwächten Begeisterungen erhält, wer ihr die Reizungen der Schönheit, die Schmeichelei der Siege, die sinnliche Erkenntlichkeit und das Gefühl keuscher Wollust entziehen wollte, der würde zwar die Liebe, wie sie als eine Tugend von den Weltweisen beschrieben wird, behalten, aber hoffentlich nicht so grausam sein, um sie unter Menschen zu suchen.

Ich mußte hier anhalten, weil ich aus einer freundschaftlichen Bewegung einen Einwurf zuvorsah, welcher mit einiger Mühe zurückgehalten wurde. Ich räume dieses alles ein, fing er an; allein die natürliche Schönheit der Seele gleicht der Schönheit des Körpers. Gleichwie wir aber wenig Ursache haben, auf einen so wohlfeil erhaltenen Vorzug stolz zu sein, und mit gar zu vielem Vergnügen daran zu denken, so können wir auch die erstern gar nicht zur Tugend rechnen, und unsrer behenden Eigenliebe damit schmeicheln. Die wahre Tugend muß aus einem freien Entschlusse des Geistes das Gute, welches sie für ihre Pflicht erkennet, wählen; sie muß weiter als die Empfindungen gehen, und das Feld ihrer Vollkommenheiten durch Ueberlegung erweitern. Das Gefühl wird oft gerührt, wo die Tugend strenge sein muß. Standhaftigkeit und Muth wohnen selten bei der Zärtlichkeit; und diese mildert wiederum nicht allemal die Härte der erstern. Die Ueberlegung muß also bei der Wahl den Vorsitz haben; und wenn wir alsdann strenge oder gelinde sind, wie es die Wahrheit, die Gerechtigkeit und unsre Pflicht erfordert, so verdienet die Strenge oder Gelindigkeit erst den großen Namen einer Tugend. Eine glückliche Leidenschaft übertreibt gemeiniglich diejenige Tugend, welche ihr Liebling ist. Sie gleicht der Fluth, die ein Schiff nicht in den Hafen, sondern über die Ufer auf's Land setzt. Selten wird sie das Verhältniß zwischen allen Tugenden gleich unterhalten; und doch entsteht aus diesem Verhältniß die wahre Größe des Tugendhaften. So ist oft das Vergnügen Gutes zu thun weit vor der Gerechtigkeit voraus, welche wir uns und Andern schuldig sind. So ist oft die Großmuth zu stolz, Wohlthaten anzunehmen, welche gleichwohl ihre Selbsterhaltung insgeheim erfordert. Der sanfte Reiz, unsre Feinde versöhnen zu wollen, bricht oft in tyrannische Wohlthaten aus, wenn dieser ihr Edelmuth zu seiner Beruhigung von uns keine erniedrigende Größe,

sondern eine schmeichelnde Schwäche erfordert hätte. Wie oft würde ein Feind sein Leben als eine Wohlthat annehmen, wenn es ihm unvermerkt gelassen, und nicht mit gar zu sichtbarer Gütigkeit geschenkt würde! Man sehe die mehrsten großen Leute an, welche jemal in der Welt gewesen. Jeder von ihnen hat sich in eine gewisse Tugend verliebt, welcher alle andre zum Opfer werden müssen. Einer hat sich die Tapferkeit, ein andrer die Großmuth, ein andrer die Barmherzigkeit, dieser die Armuth, jener die Keuschheit zum Günstling erwählt, ihm sein ganzes Vertrauen geweihet, und solchergestalt die allgemeinen Bande der Tugenden zerrissen. Was waren aber diese Tugenden? Werke der Neigungen. Bei starken und glücklichen Leidenschaften hat also die Vernunft am mehrsten zu arbeiten, damit die mit der Neigung vertraute Tugend die andern nicht zurücklasse, und zwei Freunde allein vorausgehen, ohne sich nach der Gesellschaft umzusehen. So bricht ein vorsichtiger Gärtner oft die Blüthen einem jungen Baume ab, welcher der Liebling seiner Erwartung ist, damit er sich auch im Fruchtbringen nicht erschöpfen, und darüber einige gute Zweige saftlos lassen möge. Dieses alles aber erfordert Einsicht, Entschluß und Ueberwindung; diese aber sind Früchte des Verstandes, und keiner natürlichen Neigungen. Wir müssen also das Vergnügen mäßigen, welches nicht sowohl aus unsrer wahren Rechtschaffenheit, als vielmehr aus einigen zufälligen Tugenden unsers Geblüts, daß ich sie so nennen mag, entspringet.

Wie aber, war meine Antwort, wenn die Seele so schön gebildet, und von der Hand ihres Schöpfers so vollkommen gerathen ist, daß sie der kleinen Verbesserungen unsers Verstandes nicht bedarf? Wie, wenn unser Verstand selbst von Natur so richtig ist, daß er die Leidenschaften vom Anfang an gemäßigt und zum Guten gewöhnt hat? Wie, wenn es eben unser glücklicher Ehrgeiz ist, dem Rath der Vernunft

und unsern Pflichten zu folgen? wenn unsre wohlgeordneten und eilfertigen Neigungen den Aussichten des Verstandes zuvorkommen, wenn es unsre einzige Wollust ist, tugendhaft zu sein? wenn der Geist nur blos erfinden darf, was unsre Pflicht sei, um unsre fertigen Triebe in eine dahin auf's stärkste abeilende Bewegung zu setzen? Sollte der glückliche Besitzer einer solchen Seele nicht tugendhaft sein, ob er schon nicht nöthig hat, sein Herz erst durch Gründe und Ueberwindung zum Gehorsam zu bringen? Sollte die Schönheit des Körpers um deßwillen, weil sie nicht unser, sondern des Schöpfers Werk ist, uns minder angenehm sein? Sollte die Schönheit der Seele mit wenigerm Entzücken empfunden werden, weil sie von Natur eine so vortreffliche Richtung und Stärke erhalten, daß es unserm Verstande und dem allerbesten Entschlusse unmöglich ist, das Geringste daran zu verbessern?

Die Ueberwindung, wovon uns so viel gesagt wird, ist auch gar nicht nothwendig, den Werth unsrer Tugenden zu erhöhen. Zwar lehrt uns unser Stolz, daß ein Held, welcher die halbe Welt besieget, unsers Weihrauchs würdiger sei, als ein andrer, welchem, zum Beweise seiner Größe, die schreckliche Gelegenheit gefehlt, den ganzen Erdball zu verwüsten; und wir sind mit unsrer Verehrung gegen erstern um so viel verschwenderischer, weil wir uns heimlich schmeicheln, für einen jeden kleinen falschen Triumph über unsre Neigungen, wobei doch gemeiniglich eine vornehmere Thorheit die geringere nur zur Schau stellet, wenigstens von dem Pöbel unsrer eignen Gedanken als Helden gepriesen zu werden. Allein die Kosten der Ueberwindung, überhaupt betrachtet, geben nur ein zufälliges Maß ab zur Berechnung der Tugend. Ein Strom, welcher in dem Abgrund versunkener Thäler seine stürzende Last fortwälzet, jetzt mit königlichen Kosten in seinem Laufe gehemmt, über Berge geführt, von neuem in's Thal gestürzt, und durch die Ne-

benbuhlerin der Natur gezwungen wird, sich in die Wolken zu ergießen, bringt freilich der Hand, welche der Natur diese Gesetze vorschrieb, unendliche Ehre. Sollte aber die reiche Quelle, welche aus dem Gipfel des Berges rauschet, und sich sogleich von selbst in's Thal stürzt, woraus ihre Fluth mit wenigern Kosten wieder in die Höhe gebracht wird, um deßwillen, weil sie weniger Kosten verursacht, den Werth ihrer prächtigen Wirkungen vermindern? Zwar bleibt zwischen den Meistern, welche hier ihre Größe zeigen, ein wichtiger Unterschied. Allein dieses kann den Werth der Sache an und für sich nicht verändern; oder man müßte auch einen Dichter, welcher in vierzig Jahren eine Ilias verfertigt, einem andern vorziehen, welchem sie mit weniger Mühe in vierzig Tagen gelungen.

Kömmt es blos auf die Ueberwindung an, so muß die Beleidigung des besten Freundes, wenn sie mit der mühseligsten Erstickung unsers zärtlichsten Gefühls, und nach einem blutigen innerlichen Kriege geschieht, eben so edel sein als die Großmuth des Scipio, welcher die Macht der kühnsten Reizungen, die Pracht eines stolzen und neuen Ebenmaßes jener gefangenen Spanierin kräftig fühlte, und jung und Sieger war, dennoch aber ohne Mühe sich eine Freude daraus machte, sie ihrem geliebten Allucius zurückzugeben.

Die Ueberwindung ist ein Sieg unsers Verstandes; der Verstand ist ein Vorzug, womit sich ein Jeder gern schmeichelt. Sollte also wohl die Ueberwindung nicht um deßwillen so sehr gerühmt werden, weil sie alles dasjenige auf die Rechnung des Verstandes bringt, was wir unsern guten Neigungen abzwacken? Hat nicht vielleicht Socrates sein eignes Herz um deßwillen so böse beschrieben, damit er dessen Besserung zu einem selbsterworbenen Verdienste machen, und seinem Verstande mehr als seinem Schöpfer danken möchte? Wie schlecht hätte die Religion der Christen

für uns gesorgt, da sie unsre Bekehrung einer fremden Gnade zugeschrieben, wenn die Größe der Tugend nothwendig ein Werk unsrer eignen Vernunft sein müßte!

Der kühnste Gedanke, welchen jemals ein Sterblicher denken konnte, war dieser, daß er Gott gefallen wollte. Der große Begriff, welchen wir uns von einer Verehrung gegen ihn machen können, ist dieser, daß wir alle unsere Kräfte verleugnen, und auch diese vollkommene Selbstverleugnung als eine bloße Wohlthat unsers Schöpfers verehren. Sollte es aber seiner allmächtigen Güte unmöglich sein, das Herz eines Sterblichen so fühlbar, so erkenntlich, so vollkommen zu bilden, daß er seine einzige Wollust in der Vermehrung seiner Dankbarkeit setzte, und durch die vollkommenste Selbstverleugnung seinen wahren Ehrgeiz befriedigte? Sollte ein solcher Auserwählter um deßwillen, daß ihm seine Größe weder Ueberwindung, noch Mühe kostete, minder tugendhaft sein als ein andrer, der durch einen großen Hang zu Lastern in den Stand gesetzet worden, ein Märtyrer seiner Leidenschaften zu werden?

Hier, o Philocles! merkte ich aus seinem Lächeln, daß er glaubte, ich hätte die Sache zu weit getrieben, und aus meiner Einbildung Menschen erschaffen, die wohl niemals zum Vorschein kommen würden. Ich ließ ihm auch gern hierin stillschweigend Gerechtigkeit widerfahren, weil er an seinem eignen Herzen am besten sehen konnte, wie weit der Schöpfer einen Menschen mit so vollkommenen natürlichen Neigungen begaben wollen. Allein der Schluß blieb doch immer richtig, daß wir nicht nöthig hätten, sogleich in unsre Tugenden einen Verdacht zu setzen, wenn solche gleich aus unsern natürlichvollkommenen Neigungen ihren Ursprung genommen, und durch dieselben ohne Kosten und Mühe zu einer solchen Höhe getrieben worden, daß es dem menschlichen Verstande, außer der Religion, nicht möglich gewesen, größere Vollkommenheiten zu erreichen.

Wir vereinigten uns jedoch zuletzt dahin, daß die Ueberwindung einigen Werth behalten, und der Weise, welcher seine bösen Neigungen glücklich besiegte, befugt bleiben sollte, sich der süßen Ruhe zu überlassen, welche den müden Sieger in der stillen Wohnung seiner Betrachtungen bewillkommt. Dagegen aber sollte auch der zärtliche Freund, der großmüthige Wohlthäter, der standhafte Patriot berechtigt sein, sich von den Reizungen seiner eignen Rechtschaffenheit rühren zu lassen, wenn dieselbe gleich kein selbsterworbenes kostbares Verdienst, sondern ein bloßer Adel des Geblüts zu nennen sein möchte. Wir glaubten auch nicht, daß die Empfindung einer solchen Wollust, welche eigentlich den höchsten Grad der sinnlichen Erkenntlichkeit gegen den allgemeinen Wohlthäter bestimmte, diesem mißfallen könnte, da alle seine Gesetze lediglich zu unserm Vergnügen abzielten, und derselbe sich so bewundernswürdig gnädig gegen uns erwiese, daß er uns durch unendliche Aussichten einer ewigen Wollust — wozu? zu der angenehmen Pflicht verbunden, uns vollkommner, glücklicher und, nach einer nothwendigen Folge, auch vergnügter zu machen; da wir keine natürlichgute Handlung verrichten könnten, ohne nicht in ihr selbst und ihren Folgen neue Erweiterungen unsers Vergnügens zu finden; und wenn wir gleich diese Belohnung bei den sittlichguten Handlungen bisweilen vermißten (indem einer, der mit Wahl lasterhaft ist, hierin glücklicher sein kann), dennoch, außer einer stillen innerlichen Beruhigung und dem angenehmen Gefühl des Sittlichschönen, eine ewige und überschwängliche Schadloshaltung vor uns behalten.

In solchen Unterredungen haben wir manche ruhige Stunde zugebracht, und ich erinnere mich derselben noch immer mit dem größten Vergnügen, obschon diese Erinnerungen mich manche Thräne kosten. Denn seitdem mein Schmerz zu einer gelassenen Betrübniß gereift, seitdem der größte Verlust, welchen ich nachgehends erlitten, meine trau-

rige Erwartung nicht mehr befremdet, kann ich sie Ihnen, Philocles, mit einer Empfindung erzählen, welche den bewölkten Sommertagen gleicht, die eben durch ihre Dunkelheit gefallen. Ich fand es auch zu meiner Absicht nöthig, weil ich den Werth guter und wohlgewogner Neigungen und Leidenschaften zuvor einigermaßen überhaupt bestimmen und einige scheinbare Einwürfe heben mußte, ehe ich Ihnen sagen durfte, daß die edle Seele, deren natürliche Schönheit ich Ihnen entwerfen wollte, hierin vor vielen andern besonders glücklich gewesen.

Die mehrsten Menschen sind so stolz, daß sie dieses edelste Geschenk der Natur für keine sonderliche Wohlthat erkennen, und auf den Ruhm eines guten Herzens gar nicht eifersüchtig sind, wenn sie nur den Preis des Verstandes davon tragen können. Sie bewundern einen bekehrten Bösewicht, und lassen den stillen Rechtschaffenen unbemerkt vorüber gehen, welcher die Macht seines Schöpfers oft mehr als jener verherrlichet. Allein was ist der beste Verstand gegen das beste Herz? Und wie leicht ist der Grad der Versuchung auszurechnen, welcher den Klügsten verführt, wenn die Leidenschaften sich auf die Seite der Versuchung lenken! Ich zittre, und schweige bei einer so entsetzlichen Betrachtung.

Ein gutes Herz ist unstreitig ein Meisterstück, worin die Allmacht ihr segnendes Antlitz abgedruckt. Dieses, o Philocles! hatte ihm die erstgeborne Tochter der Allmacht, die Natur, aus ihrem eignen Busen gegeben, und die ersten Eindrücke der freudigen Erkenntlichkeit darin gelassen, womit die ganze Schöpfung ihren Urheber gleichsam bewillkommt hatte, als sie ihr Dasein von seiner Liebe empfangen. Dieses Herz empfand seinen Werth mit einer angenehmen Ueberzeugung, und bebte von Empfindungen der Dankbarkeit, ehe der Verstand den Gedanken zeugte, daß die Erkenntlichkeit gegen Andre als sich selbst durch ihre

Größe beschwerlich werden könnte. Eine tiefe Mischung von allgemeiner Wohlgewogenheit, von Zärtlichkeit und Mitleid schwächten es zu allen sanften Empfindungen, welche aber durch starke und dauerhafte Leidenschaften wiederum gestärkt und eingeschränkt wurden. Eine natürliche Großmuth floß mit dem Geblüt durch die weiten Adern, und Standhaftigkeit und Muth erhoben sich in den starken und reizbaren Nerven. Dieses war die erste vortreffliche Anlage der Natur. Eine lange gute Gewohnheit, die zufällige Frucht der Erziehung, hatte Manches hinzugethan oder befestigt, ohne daß man sich dessen mehr erinnern konnte. Alle Gegenstände gewannen bei einer solchen glücklichen Verfassung, indem sie sich immer nur von ihrer besten Seite in seinem Herzen abbildeten. Daraus war durch die Uebung eine Billigkeit der Empfindung entstanden, welche bei der größten Lebhaftigkeit die Eindrücke von Glück und Unglück gelassener annahm. Und gleichwie das Schöne und Regelmäßige in seiner übereinstimmenden Lage eine gewisse Freude zeigt, indem alle Theile mit möglichster Bequemlichkeit einander zu tragen, und mit freundschaftlichen Kräften ihren Endzweck zu befördern scheinen, also belohnten auch hier die wohlgeordneten Neigungen, welche mit der glücklichsten Eintracht, und ohne sich einander zu zerstören, ihrer Richtung folgten, ihren Besitzer mit einer Freude, welche sich durch ein reflectirtes Gefühl verdoppelte. Diese Freude breitete ihre sanften Reizungen über alle seine Pflichten aus; und so wie das Vergnügen allen Bewegungen des Körpers eine allgemeine Gefälligkeit mittheilt, so erhielten auch seine Tugenden einen ungezwungenen und einnehmenden Anstand von der angebornen Leichtigkeit, womit sie ausgeübet wurden.

Gute Neigungen sind aber nicht zulänglich, einen Menschen in seiner Art groß zu machen, wenn sie nicht durch den Schwung der Leidenschaften immer mehr und erhoben werden. Die Leidenschaften sind nützliche Stürme, welche

in die Neigungen, wie in gespannte Segel, blasen, und solche schneller als die Wünsche der Thoren in ihrer Richtung fortjagen. Diese ruhen niemals und leiden keine schlummernde Seelen. Diese, und nicht das Laster, machen einen Staat blühend. Sie glänzen in der Pracht des Weisen, verschwenden oder geizen im Thoren, siegen im Helden, rasen im Tyrannen, zittern im Weichling, dauren im Unglück, und befördern die Tugend im allgemeinen Verstande, nach welchem auch die Grausamkeit eine nothwendige Tugend der Tyrannen ist. Gleichgültig in sich selbst, ist ihre Macht dem Tugendhaften nützlich, dem Thoren schädlich, und dem Bösen ein geflügeltes Mittel zum Ziel des Verderbens. Ihr Gebrauch allein macht sie gut oder böse.

Der Ehrgeiz, dieser unermüdete Vertheidiger der Tugend, war vorzüglich diejenige Leidenschaft, welche hier die wohlgewognen Neigungen wirksam und stark machte. Dieser allein würde ihn angefeuert haben rechtschaffen zu sein, wenn die Tugend auch nur ein leerer Name gewesen wäre, worunter Sterbliche eine unbekannte Gottheit verehren. Denn das Schöne und Regelmäßige in einer Handlung behält immer seine Reizungen; die Uebung der Großmuth wird allemal ein Herz vergnügen, das hierin blos seinen natürlichen Trieben folgt.

Ich darf hier nicht befürchten, Philocles, daß Sie die Vortheile der Ruhe und Zufriedenheit, welche sich bei guten Neigungen und schwachen Leidenschaften allein einzufinden scheinen, zu sehr rühmen werden. Ich könnte Ihnen sonst mit eben dem Enthusiasmus antworten, womit Sie einmal das Gegentheil verfochten. Zufriedenheit? sagten Sie, stolzer Verzicht auf mehrere Vollkommenheiten? Für endliche Menschen? die für sich und ihre Freunde so gerechte Wünsche zu thun haben? Sollte diese des Wunsches eines Weisen werth sein? Unvollkommen, und zufrieden sein! Die prächtigste Aussicht unendlicher Glückseligkeiten vor sich zu

haben, sich dem Himmel nähern zu können; und doch bei dem Ziele der Bequemlichkeit auf der so sehr betretenen Mittelstraße unbekümmert zu schlafen? welche gefährliche, welche unanständige Ruhe! Auch keinen Wunsch für einen Unglückseligen übrig zu haben? ruhig bei dem Schmerze seiner Freunde, bei dem Uebermuthe kleiner Tyrannen zufrieden, gelassen bei dem Wahnwitz königlicher Thoren? welche abscheuliche Zufriedenheit! Die natürliche Religion bauet auf der Unendlichkeit unsers Verlangens die Unsterblichkeit unsrer Seelen, der Naturkündiger, wenn er alle bekannte Gegenden erforscht hat, steigt auf drohenden Abhängen zu unerstiegnen Felsen, reiset in unwohnbare Wüsten, um neue Gattungen von Ungeheuern zu suchen, oder steigt in die Tiefe der Erde, um, wo möglich, in der Werkstatt der Natur auch die Muster ihrer künftigen Arbeiten zu erforschen; der Eifrer des Herrn schifft durch unbesegelte Meere, um neue Länder, und in diesen Seelen zu entdecken, welche er glücklich machen könne. Wenn also die weisesten unter den Menschen ihre Glückseligkeit mit einer beständigen Begierde nach einer größern genießen, wenn der Großmüthige, welcher eine Welt beglücket, noch mehrere zu beglücken wünscht, wie können wir uns dann so sehr bei einer Zufriedenheit gefallen, welche sich gegen ihre gegenwärtige Ruhe um alle Ansprüche auf mehrere Vollkommenheiten vergleichet? Die wahre Zufriedenheit besteht also in starken regelmäßigen Bewegungen, in unaufhörlichen Bestrebungen nach größern und möglichen Glückseligkeiten; unsre Triebe, unsre Einsichten, unsre Ueberzeugungen, unsre Unvollkommenheiten beweisen diese Wahrheit. Niemand kann zufrieden sein, als dessen wohlgeordnete Neigungen entweder von selbst dahin abeilen, oder durch die Vernunft dahin gelenkt werden.

Auf solche Weise, Philocles, behaupteten Sie den Vorzug einer glücklichen Zufriedenheit; und da ich Ihnen hierin Beifall gebe, so werden Sie auch den Leidenschaften die Ge-

rechtigkeit widerfahren lassen, daß sie unsre natürlichguten Neigungen in einer beständigen Arbeit unterhalten, und sie über das Ziel der Mittelstraße, welche ohnedas kein Meß-künstler mit seinem Stabe bezeichnen kann, zur möglichsten Vollkommenheit treiben.

Ich könnte zwar auch die frohen Aussichten eines sol-chen Unzufriednen, die er nur mit den Augen genießt, und seine Ansprüche auf so viele Vollkommenheiten, die er nie-mals ausführen kann, wider Sie anwenden, und daraus die wahrscheinliche Nothwendigkeit folgern, daß der Mensch sich endlich mit dem Gegenwärtigen befriedigen müsse. Denn lassen Sie immerhin den Himmel vor einem solchen Unzu-friednen sich erweitern; lassen Sie dasjenige, was eben der Gipfel seiner Vollkommenheit zu sein schien, jetzt zu der al-lerkleinsten Stufe derselben werden; lassen Sie das uner-meßliche Gefilde unendlicher Glückseligkeiten seinen Hoffnun-gen blühen, und sich seinen segnenden Bemühungen vergrö-ßern; bewegen Sie tausend Elende, welchen er die Wangen getrocknet, mit ihrem Danke andre Tausend herbei zu rufen, damit er, gleich der weisen Vorsicht, diesem einen Trost, je-nem einen Rath, und allen eine leutselige Willfährigkeit erzei-gen möge; geben Sie ihm aber nicht die Kräfte, diese gött-liche Sphäre zu erfüllen, so werden Sie gewiß Ihren Un-zufriednen höchst unglücklich machen. Allein weil dieser Ein-wurf die höhern Kräfte der Seele und das Urtheil des Ver-standes betrifft, so muß ich ihn hier nothwendig verhehlen, und die Folge nur zulassen, daß die unendliche Aussicht meh-rerer Vollkommenheiten, und der unermüdete Eifer unsrer Neigungen, solche zu erreichen, an und für sich die Men-schen nothwendig glücklicher machen müsse, folglich unsre wahre Ruhe nichts dabei leide.

Lassen Sie mich also jetzt nur weiter gehen, und die Wirkungen der guten Neigungen, wie sie von starken Lei-denschaften, und besonders von einem sanften Ehrgeize bei

ihm ausgearbeitet und getrieben wurden, in seinen Tugenden betrachten.

Die Gottesfurcht ist die erste. Sein Herz floß von dankbaren Empfindungen gegen das gütigste Wesen über, und ohne ein Christ zu sein, würde seine Seele sich beständig in Ehrfurcht und Erkenntlichkeit vor ihm erniedrigt und ausgebreitet haben. Die Begierde, einem so großen Herrn zu gefallen, war sein ganzer Ehrgeiz, und sein zärtliches Gefühl von dem Großen und Schönen in den Werken der Schöpfung eine vollkommensinnliche Religion. Ich glaube diesen Ausdruck nicht zu mißbrauchen. Denn die bildende Gottheit schwebt gleichsam nah über ihren Werken; unser Herz überraschet sie in ihrer Arbeit; ihre schönen Einrichtungen scheinen unsern Augen ihre heimliche Anwesenheit zu verrathen, und in jeder wachsenden Pflanze zeigt sich ihre wirksame Gegenwart; wenigstens empfinden wir sie, ohne uns durch förmliche Schlüsse davon zu überzeugen. Und da so mannigfaltige Schönheiten und die in ihrer Einrichtung unsern Sinnen erscheinende Hand des Meisters nothwendig unsern Empfindungen ein Wohlgefallen erregen, das Wohlgefallen aber an sich, wenn es durch die Leidenschaften freudiger gemacht wird, in Erkenntlichkeit, Liebe und Verehrung ausbrechen muß, so nenne ich diese auch ohne Beihülfe des Verstandes gottverehrenden Neigungen eine Religion unsrer Empfindungen, eine Religion, worin es niemals Atheisten gegeben.

Sie werden vielleicht sagen, Philocles, daß ich die Güte der natürlichen Empfindungen zu sehr erhoben. Allein, können Thiere gewissermaßen dankbar, treu, demüthig, stolz, großmüthig, zärtlich und herzhaft genannt werden, könnte man eben dieser Güte ihrer Triebe einen höhern Namen beilegen, wenn der Mensch, gegen welchen sie ihre Treue und Dankbarkeit beweisen, so gewiß ihr Gott als ihr Herr und Wohlthäter wäre: warum wollten Sie denn dem edlen,

zärtlichen, dankbaren Gefühl des Menschen, welches seinem Urheber weit getreuer ist als unser Verstand, weniger Ehre beweisen? Warum sollte es nicht eine Ehrfurcht, eine Dankbarkeit, eine Treue, und, wenn solche den Schöpfer zum Gegenstand haben, auch eine Gottesfurcht und Religion unsrer Empfindungen geben? Ich rede hier nicht von der seligmachenden. Denn darauf hat der natürlich vollkommenste Mensch nicht den allergeringsten Anspruch.

Nicht leicht hat wohl Jemand einen größern Ehrgeiz gehabt, seine Neigungen zu erheben als er. Alles, was ihm schön und liebenswürdig vorkam, reizte und führte ihn zu der allgemeinen Einrichtung der Schöpfung; er näherte sich dem Schöpfer auf lauter Thronen; die Planeten waren nur Stufen, um zu vollkommnern Welten zu steigen; und doch war das Kleinste seiner Verachtung nicht ausgesetzt, weil es seinen nothwendigen Werth in der Vollkommenheit des Ganzen zeigte. Auf solchen Höhen genoß er mit Wollust seiner eigenen Größe; sein Stolz wurde zärtlich, wie der Stolz eines gesegneten Vaters beim Anblick wohlgerathener Kinder, wenn er auf die Schönheiten herabschaute, die er in niedrigen Sphären genossen; der Anblick so vieler reizenden Scenen vergrößerte sein Herz zu neuen Entzückungen; und Könige, welche sich an ihrer zufälligen Größe ergötzten, schienen ihm nur Kinder zu sein, welche sich Kronen zu Puppen erwählt.

So viele erreichte Höhen, so viele neue Aussichten in's Unendliche, so starke unbefriedigte Begierden nach größern Vollkommenheiten, ein solcher ehrgeiziger Trieb zur Wollust ließen ihn ein schmales Grab keinesweges als das letzte Ziel seiner weiten Bestimmung erblicken. Er fühlte sich größer als alle endliche Schranken, und der Himmel mußte seinen unsterblichen Bemühungen die Laufbahn der Ewigkeit eröffnen. Eine sanfte Hoffnung, welche mit majestätischen Schritten über das Grab hinweg trat, reflectirte von diesen prächtigen Zinnen, und verlor sich in Ehrfurcht und

Erstaunen, wenn sie das Unendliche der Allmacht auch mit ihren heftigsten Wünschen nicht erreichen konnte. Sein Ehrgeiz war nicht ruhig, ohne von seinem erhabensten Gegenstande alle nur mögliche Vollkommenheiten zu glauben, und seine Begierde zur Wollust wünschte seiner allmächtigen Liebe unendliche Ausdehnung. So arbeiteten Neigung und Leidenschaft gemeinschaftlich an einer Religion, welche das Herz auf ihrer Seite, und um deßwillen so viel Macht hatte, daß alle Versuchungen und Hindernisse ihren unaufhaltbaren Bewegungen weichen mußten. Der Ehrgeiz erhielt sie beständig thätig, das Vergnügen Gutes zu thun öffnete ihre Hand, das Sanfte der Liebe stärkte ihre Andacht; jede Empfindung war Dankbarkeit und Ehrfurcht, jeder Ausbruch der Freude eine äußerliche Verehrung des Schöpfers. Wie leicht mußte es also nicht der göttlichen Gnade sein, ein so vortreffliches Gefäß zu ihrer Ehre zu heiligen, und ihm dasjenige Verdienst mitzutheilen, was allein Menschen sich nicht geben können!

Der Einfluß, welchen die natürliche Güte des Herzens auf seinen Verstand hatte, war ganz ungemein. Sie verhinderte ihn, bei dem schönsten Witze ein Spötter zu werden; und wie ihm Jemand beweisen wollte, daß Millionen gute Welten möglich wären, und folglich wenigstens eine gute aus einem ungefähren Wurfe entstehen können, so begnügte er sich, ihn zu bedauren, daß er ein so schlechtes Gefühl von der Einheit, der Absicht und der allgemeinen Kette des Schönen in der Welt hätte, und sich und der ganzen Schöpfung den Werth einer weisen Einrichtung rauben wollte, ohne welchen dieselbe gleichwohl ihre wahre Schönheit verlieren, unsern Ehrgeiz nicht mehr befriedigen, und unsre Zärtlichkeit nicht reizen würde. Eben sein Ehrgeiz erlaubte ihm nicht, sich einen unvollkommnen Gott zu denken, der Alles so regelmäßig eingerichtet und nachmals die Verwaltung darüber dem blinden Zufalle anvertrauet hätte. Er hatte

die Länder besucht, wo böse Neigungen und Leidenschaften den Verstand nach einer andern Seite ausgearbeitet hatten. Allein die glückliche Richtung der seinigen hatte ohne Mühe den feindseligsten Angriffen widerstanden. Sein wahrer Ehrgeiz erlaubte ihm niemals, in seinem äußerlichen Betragen gegen Gott seine Empfindungen zu verleugnen, und mit nachläßigem Eifer den Spöttern zu heucheln. Eine ernsthafte Größe, und ein Muth, welcher den Thoren Gesetze, und bisweilen auch den sogenannten Ton zur Nachstimmung gab, befahl dem Hohn, sich zu verbergen, und dem Witze bescheiden zu sein.

Bei dem allen empfand er seinen eignen Werth nur als eine Wohlthat, und ersterer konnte nicht zunehmen, ohne daß sich nicht auch die letzte vermehrte. Dieses brachte ihn zu einer gelassenen Selbstverleugnung gegen Gott, erhob ihn aber auf der andern Seite wieder, wenn er das Vertrauen fühlte, welches ihm die Allmacht durch so viele Wohlthaten erwiesen. Die christliche Religion war ihm die angenehmste, weil sie keine einzige von seinen rechtschaffnen Neigungen zerstörte, sondern seine natürliche Dankbarkeit, Großmuth, Liebe und Zärtlichkeit mit erhabnern Beschäftigungen beseligte. Sie werden zwar sagen, Philocles, daß ich bisweilen das natürliche und moralische Gefühl vermische. Allein es findet sich unter diesen beiden eben die Verwandtschaft, welche sich zwischen Seele und Körper findet, welche beständig in einander übergehen, ohne daß wir die Gränzen von beiden Seiten mit Farben unterscheiden können.

Die Menschenliebe, diese würdige Neigung vernünftiger und zu einem Zweck verbundener Geschöpfe, war eine Folge seiner Empfindungen; und so wie ein jeder Theil der Welt eine Lage, einen Hang oder Instinct empfangen, sich der Vollkommenheit des Ganzen zu fügen, und selbst die so weit von einander entfernten Sphären unter sich ihre Beziehung haben, so schien auch besonders dieser sanfte Zug zum all-

gemeinen Besten der menschlichen Gesellschaft die wesentliche Modification seiner Seele zu sein. Er durfte nur seiner Neigung zum Vergnügen folgen, um aus der Glückseligkeit seines Nächsten den Umfang seiner Wollust zu erweitern.

Ich will jetzt nicht untersuchen, ob die Liebe zur Gesellschaft ein ursprünglich besondrer Trieb, und Liebe und Hochachtung Andrer zu unsrer Glückseligkeit nothwendig sei. Vielleicht ist erstere nur ein verdeckter Stolz, die Zahl unsrer Anbeter zu vermehren; vielleicht ist letztere ein Gut, das wir zu theuer bezahlen. Allein so viel ist gewiß, daß wir ein großes Vergnügen in beiden finden, und auf einer wüsten Insel einsam, ungeliebt, ungeehrt und von keinem Freunde bewillkommnet, unendlich weniger vergnügt sein würden.

Wir fühlen also die sanfte Nothwendigkeit einer wechselnden Abhängigkeit; unser Herz deutet die Liebe Anderer als eine schmeichelhafte Erkenntlichkeit gegen seine eigne Größe aus, und der Ehrgeiz ist viel zu aufmerksam auf seinen eignen Vortheil, als daß er auch nur die Liebe und Hochachtung eines Einzigen ohne Noth verscherzen sollte. Selbst das Vergnügen, seine Dankbarkeit gegen den Schöpfer tausend Andere mit empfinden lassen zu können, läßt uns Menschen lieben und auf ihre Glückseligkeit mit bedacht sein, damit sie ihre dankbare Freude mit der unsrigen vermischen mögen. Ich weiß nicht, Philocles, ob so viele natürliche Parteilichkeit seine edle Menschenliebe unterhielt, indem es mit dem Gemische unsrer Leidenschaft oftmal wie mit einer rührenden Musik geht, wovon wir die Schönheit des Ganzen empfinden, ohne die einzelnen Töne zu zählen. Allein wenn dieses auch gewesen wäre, so ist es doch allemal ein glücklicher Ehrgeiz, seine Größe in dem Glück einer ganzen Welt zu suchen.

Mit welcher Entzückung verbreitete sich nicht seine allgemeine Wohlgewogenheit gegen alle diejenigen, welche mit ihm einerlei Beziehung hatten! und Alles was seiner be-

durfte, hatte eine Beziehung auf seine Hülfe. Nichts war ihm angenehmer, als wenn Jeder seine ihm angewiesene Sphäre erfüllen, und also die Vollkommenheit des ganzen Systems nach seinem Maße mit befördern konnte. Aus diesem Gesichtspunkt, woraus die Gottheit zum erstenmal ihre ganze Schöpfung betrachtete, und sah, daß Alles gut war, bemühte er sich, Alles, so viel möglich, zu übersehen, und gleichwie die Wahrnehmung einer Unordnung in dieser besten Einrichtung seine Empfindung beleidiget haben würde; also war es auch im Gegentheil für ihn eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügen, seine liebreichen Neigungen über alle Menschen zu verbreiten, und ihr Bestes zum Vortheil des Allgemeinen zu befördern.

Zu welchen erstaunenden Unternehmungen ist der Mensch nicht fähig, der lauter Empfindung und Leidenschaft ist! Seine Seele ist Glut und Dauer; die Macht seiner Rede ist wie die Fluth eines starken Stroms, tief wie seine stillen Tiefen, und überwältigend wie seine stärksten Wogen; in seinem Plan sinken unersteigliche Felsen zu kleinen Hügeln, und sein stolzer Flug erhebt sich zu einer Bahn, wo Tempel und Thronen und Paläste den Weg des Adlers nicht unterbrechen können. Wagen Sie es einmal, Philocles, sich den Höhen zu nähern, worauf sich die Liebe zum Vaterlande mit Hülfe des Ehrgeizes geschwungen. Wie göttlich zeigt sich hier die Leidenschaft! Wie richtig entdeckt sich hier dem Gefühl eine Tugend, eine dem menschlichen Geschlecht in den Kreisen seiner engern Bestimmung nothwendige Tugend, welche der Verstand, wofern er sich nicht vor der bessern Empfindung geschämt, längst für eine Chimäre erklärt hätte! Wie mannigfaltig ist die Pracht der Trophäen, womit hier die Leidenschaft ihre Tempel geschmückt! Am Malischen Gestade in den Engen bei Thermopylae opferte Leonidas sein junges Leben für die Freiheit seines Vaterlandes, ein Leben, welches nicht eine verdrießliche Stunde

kannte; die Natur rief vergeblich einen geheimen Schauer in seine Brust zurück; umsonst bluteten die Thränen seiner liebenswürdigsten Gemahlin in sein zärtliches Herz; umsonst umklemmten in sprachloser Angst seine unmündigen Kinder die Kniee ihres Vaters — der Held empfand in unaussprechlicher Wehmuth alle Macht der Liebe. Dennoch verließ er Alles, und fühlte in dem zärtlichen Weh nur die Wollust einer standhaften Ueberwindung. Er vergoß eine heimliche Thräne hinter seinem Schild, und eilete mit weiser Freudigkeit seinem von den Göttern verkündigten Tode entgegen, um sein Vaterland zu retten.

Minder zärtlich, minder glücklich, aber nicht weniger edel, entzieht sich Cato dem Untergange seines Vaterlandes; sein großes Auge übersieht mit ernsthaftem Mitleid Roms künftiges Schicksal; der Schutzgeist dieser Republik öffnet ihm mit fliehender Hand die mitternächtliche Scene ihres herannahenden Falles; Cäsar bietet ihm die Mitherrschaft von Rom und der Welt an; allein der römische Bürger ist zu stolz, um sich bis zum Thron eines Königs zu erniedrigen. Er unterredet sich noch erst mit der in ihm wohnenden Gottheit über seine künftige Hoffnung; er fühlt die ganze Macht der traurigen Zweifel, welche seinen Entschluß bestreiten; dennoch aber beugt er sich mit gelassenem Stolze in sein eigenes Schwert, und bezeichnet den Untergang seines Vaterlandes mit seinem Tode, da er ihn mit einem glänzenden Triumph bezeichnen konnte.

Nicht so prächtig, aber wohl so stark, arbeitete eine liebreiche Empfindung für das Vaterland in der Brust der Trojaner, wie sie nach einer ausgedauerten zehnjährigen schweren Belagerung Alles verlassen sollten. Der Himmel war Nacht; nur diesen Unglückseligen leuchteten die Flammen ihrer eignen Tempel und Paläste zum alleinigen Anblick ihrer erschrecklichen Verheerung. Priam, der König, der stolze Vater von funfzig Söhnen und Enkeln, wurde vom

Pyrrhus bei seinen grauen Haaren aus den Armen sei- seiner Gemahlin, vor den Augen seiner eignen Götter bis in das Blut seines erstgebornen Sohns geschleift, um mit seinem Blute den Altar zu entheiligen, welchen seine königlichen Ahnen geweiht hatten. Die rasselnden Flammen des heiligen und tausendjährigen Lorbers erhellten dieses königliche Unglück, und zeigten seinen treuen Unterthanen den jetzt namenlosen Rumpf eines Königs. Das Haupt des Oberpriesters, noch mit der Binde des Apollo umwunden, rollte in seinem Blute an dem Altar hinweg, und überall herrschte die Macht der Flammen, oder die Wuth unversöhnlicher Feinde. Dennoch sahen sie es noch als eine Wohlthat an, den Schutt ihrer väterlichen Häuser lebendig zu Grabhügeln zu erhalten, und eine Gottheit konnte die Familie des Anchises kaum bewegen, sich selbst nicht auf eine gleich entsetzliche Art dem Vaterlande aufzuopfern.

So prächtig ist die Leidenschaft in ihren Anlagen, in ihren Werken, in ihren Ruinen; und das Trauerspiel, welches das Rührende, das Erhabene, das Erstaunende, das Schreckliche aus der ganzen Natur sich zu Nutze gemacht, hat noch nichts entdecken können, welches die Majestät einer durch die Leidenschaften erhöheten Tugend übertroffen hätte.

Ich hätte wünschen mögen, o Philocles! daß unser theuerster Freund sich in einer gleichen Prüfung befunden, und Gelegenheit gehabt hätte, in einem solchen Kampfe der Gottheit selbst ein würdiges Schauspiel zu geben. Allein die Vorsicht, welche Helden hervorzieht, und Helden in hoher und weiser Stille ihre feierlichen Tage erleben läßt, hatte seine Neigungen zu einer ruhigern Größe bestimmt. Doch würde er die gute Sache der Ehre und der Freiheit seines Vaterlandes mit eben der Verleugnung seines Lebens und seiner zärtlichen Empfindungen vertheidigt haben, wenn ein Cäsar seinen Ehrgeiz mit dieser erhabnen Pflicht belastet hätte. So aber bemühte er sich nur, das ruhige Glück sei-

ner Mitbürger zu einer Quelle seiner reinsten Wollust zu machen, die Verfassung seines Vaterlandes in seinen engern und weiteren Systemen zu verbessern und zu befestigen, und den gefährlichen Grundsätzen zu wehren, woraus man das Nothwendige der Unterthanen in unnütze und entbehrliche Reichthümer der Fürsten verwandelt. Er wohnte unter dem Schutze eines Fürsten, welcher seine Unterthanen liebte, und sich mit seiner väterlichen Fürsorge in ihre kleinsten Beschwerlichkeiten willig herabließ, eines Fürsten, welcher zu stolz war, den Zehnten von Almosen zu erheben, eines Fürsten, welcher zu zärtlich war, um einer kümmerlichen Witwe nichts als die traurige Hoffnung übrig zu lassen, durch den Tod ihres einziges Sohns bald ein besseres Auskommen zu finden. Unter einem solchen Fürsten opferte die ganze Natur seinem Vergnügen, und die heitere Witterung eines stillen Lebens erhielt in seinem Gemüth einen beständigen Frühling.

Könige werden ohne Grund wegen ihrer Macht wohl zu thun beneidet. Ist ihr Vermögen Gutes zu stiften größer, so ist die Sphäre ihrer wohlthätigen Bemühungen dieser Größe angemessen; und oft ist ein Privatmann im Stande, den Zirkel seines Berufs mit mehrern Glückseligkeiten zu erfüllen als der mächtigste, der wohlthätigste Fürst. Dieser ist fast niemals vermögend, die geheime Noth der Elenden zu entdecken; die Angelegenheiten seiner Unterthanen zeigen sich ihm nur auf einer Universalcharte, wo Alles nach dem verjüngten Maßstabe aufgetragen, und eine ganze Provinz in dem allerkleinsten Raume oft nur durch die Farbe zu erkennen ist, womit sie der Staatsminister bezeichnet; der wahre Nothleidende wird von dem Glanze der Majestät, oder von dem stolzen Höfling zurückgeschrecket; er jammert in seiner unbemerkten Hütte, und das Licht, welches die ganze Welt erheitert, fällt kaum mit einem zweimal gebrochnen Strahle in seine dunkle Höhle. Ein Privatmann hingegen kennet, wie ein aufmerksamer Hauswirth, alle Vortheile und Ab-

gänge seiner Haushaltung. Er weiß, was er sich von allen seinen Nachbaren zu versprechen hat; ihre kleinsten Umstände sind ihm unverborgen; und so kann seine Hülfe und Einsicht ihrem Mangel zu rechter Zeit und auf die rechte Weise zu Statten kommen. Der Elende erhebt zu ihm sein Vertrauen, weil er minder von ihm entfernt ist, und die freundschaftliche Neigung des Wohlthäters begegnet ihm oft auf halbem Wege.

So war, Philocles, auch die zärtliche Neigung des Patrioten beschaffen; er kannte die geheimen Mängel seines Vaterlandes; er wußte, wo dessen Verfassung in seinen feinern Theilen litt, und wo sie ohne Geräusch, oft durch ein Wort zu rechter Zeit, oft durch eine schmeichelhafte Gefälligkeit, oder durch ein kluges Nachgeben verbessert werden konnte; und auf solchen einfachen Wegen leitete ihn seine natürliche Wohlgewogenheit zu einem Ziele, welches oft Staatskluge mit Ueberlegung verfehlen. Sein feiner Ehrgeiz machte ihn gegen die Bestechungen der Schmeichelei unempfindlich. Ein edler Stolz weiß auch bisweilen aus der Vermeidung des Ruhms Ruhm zu suchen, und durch die Ueberlegenheit zu triumphiren, womit er das feine Gewebe der List, die wahrscheinlichen und ausgesuchten Lobeserhebungen auflöset und verachtet. Das niedrige Gewürm eigennütziger und sclavischer Geschöpfe, welche die Freiheit ihres Vaterlandes für kleine Vortheile, oder wohl gar für ein allergnädigstes Schulterklopfen verkaufen, der süße, aber falsche Liebling, der allerliebste Bösewicht, der in seine eigne Größe entzückte Staatsmann, der prächtig leere Bediente, waren seiner großmüthigen Empfindung zum natürlichen Ekel. Er trat mit zerknirschendem Fuße über diese in goldnem Staube und zierlichen Krümmungen fortarbeitenden, am Ende zu flatternden Schmetterlingen bestimmten Raupen hinweg.

Doch zeigte sich niemals in ihm der rauhe Vertheidiger der guten Sache, vor welchem seine eignen Freunde beben oder erröthen, nicht der unbiegsame Stolz, welcher Fürsten

unter seine Verachtung versenken, und die Freiheit zu einer Göttin machen will, um von ihrem Schooße Monarchen zuzulächeln. Nein; ein natürliches Gefühl der Ordnung, eine sanfte Empfindung der Ruhe ließ ihn den Werth einer edlen Abhängigkeit vernünftiger beurtheilen; und so verhaßt ihm auch eine gewaltsame oder gnädige Unterdrückung war, so arbeitete doch seine angeborne Zärtlichkeit diesen natürlichen Haß, diesen ersten Guß der Natur zu lieblichen Gestalten aus. Die Redlichkeit, diese Nerve rechtschaffener Neigungen, erwarb ihm Hochachtung, seine Gefälligkeit Liebe, und das Urtheil des feinern Stolzes die Zuneigung aller derjenigen, welche er durch eine anständige Herablassung über sich zu stellen wußte. Kühn wagte er sich den Gewaltigen unter Augen, sanft wußte er ihnen die Sache der Unschuld vorzutragen, unerschrocken und dauerhaft zu vertheidigen. Eine freudige Heiterkeit des Gemüths besänftigte die unangenehme Gestalt der Wahrheit, der Morgenröthe gleich, welche die rauhen Spitzen der Felsen vergoldet. Ein Sieg, welchen er mit Nachgeben gewann, war ihm lieber als ein rühmliches Unglück. Dieses ist die Frucht einer mit Zärtlichkeit untermischten Größe, welche die wahre bescheidne Standhaftigkeit wirket, und der Wahrheit das feierliche Ansehn leihet, womit sie an der Schwelle des Throns erscheint. Vielleicht würde niemals ein Staat seine Freiheit verloren haben, wenn stets wohlgewogne Neigungen und Leidenschaften die gute Sache solchergestalt zu ihrem Vortheil gekleidet hätten.

Ich darf Ihnen wohl nicht sagen, Philocles, wie stark die freundschaftlichen Neigungen eines Mannes gewesen, welcher in den allgemeinen Kreisen seiner Bestimmung so viele natürliche Wohlgewogenheit und Rechtschaffenheit zeigte. Dieses aber muß ich nothwendig sagen, daß er in diesem Stücke seinem Herzen ein Mehreres als seiner Wahl zu verdanken hatte.

Die Freundschaft ist Empfindung, sie ist Neigung, sie ist

Leidenschaft, sie ist Tugend, sie ist ein Theil der Gottheit, welcher den leblosen Klumpen beseelte. Wie der Schöpfer die Freude erschaffen wollte, so bildete er erst die Freundschaft, und ließ aus ihren göttlichen Augen den ersten Himmel sich über das einsame Geschöpf verbreiten. Von ihrem Munde floß sanfte Weisheit in die Herzen der Edlen, und ihre Bewegungen waren entzückende Harmonien; in ihrem Busen wurde zuerst die Freude zärtlich, und die Betrübniß süßer als rauschende Freuden; sie machte den Kummer lächeln, und die Freude aus Wollust weinen; sie gab der Liebe dauerhafte Reizungen, und Dein Herz meinem zärtlichen Wunsche.

O Philocles! theurester, theurester Philocles! wie will ich, wie kann ich alle ihre sanften Reizungen fühlen, ohne meinen ganzen Verlust zu erwecken! Mein Herz glühet von geheimen Empfindungen, und schwillt von einer nicht überlästigen Schwermuth. O, wie groß wird meine Seele, wenn sie die Größe ihres Verlustes überdenkt, und noch einmal alle Tugenden ihres Freundes genießt! Mir däucht, ich sehe ihn noch, wie sein Blick die Freude verkündigte, und ihr das Vertrauen zu ihrer Ruhestatt bereitete. Der Ton seiner Stimme bebte sanfte Entzückungen durch meine Seele, und jedes Vergnügen wurde durch seine zärtliche Mitempfindung doppelt gefühlt, und jede Thräne an seiner Seite gelassener verweint. Sein Herz wallte in den stillen Vereinigungen der Freundschaft Tugendhafter, und stärkte sich in erhabnern Empfindungen zu dem künftigen Gefühle der Gottheit, welcher er nun genießt, und so viel stärker genießt, je mehr die Freundschaft seine Neigungen und Leidenschaften zu dieser größten von allen Empfindungen gereinigt und gezeitigt hatte.

Die Tugend ist die Seele der wahren Freundschaft; allein ohne Neigung und Leidenschaft ist sie der morgenländische Monarch, der von seinen Unterthanen angebetet und

mit Furcht geliebt wird. Die Neigung nähert edle Seelen einander, damit sie ihre Tugenden vereinigen und einer gemeinschaftlichen Seligkeit genießen. Ja, die Tugend muß oft ihren Namen verbergen, und den Namen einer Neigung annehmen, weil Freundschaftsdienste, welche aus Neigung geschehen, sanfter und angenehmer sind, als wenn sie unter dem ernsthaften Namen der Tugend verrichtet werden. So schrecken oft Großmuth und Barmherzigkeit die zerknirschte Seele eines unglückseligen Freundes, wenn der sanfte liebreiche Hang einer Neigung durch seine schmeichelhafte Herablassung sich mit seiner Kränkung versöhnt. Vor ihm konnte die Wehmuth eines Freundes, ohne roth zu werden, ihre unglücklichen Klagen ausschütten; sie konnte seine Hülfe annehmen, ohne ihrem Herzen Gewalt anzuthun; sie konnte ihm ihre Sache anvertrauen, ohne zu fürchten, daß sein herzhafter Eifer mit ihrer Ehre unbehutsam umgehen, und wohl gar aus seiner Hülfe Ruhm suchen würde; ihre Klagen brauchten nicht heroisch zu sein, um seine Gütigkeit zu hintergehen; und er schätzte seinen unglücklichen Freund glücklicher als sich selbst, weil, wie er sagte, in der Freundschaft der Wohlthäter das schlimmste Theil, und nur blos Gelegenheit hätte, seine Schuldigkeit zu thun, da es hingegen in des Andern Macht stünde, wenigstens die Gelegenheiten zu vermehren, um seinen glücklichern Freund zu verbinden.

In ewigen verworrenen Geschäften eines Freundes nicht endlich müde zu werden, nicht endlich einen Wunsch zu thun um wieder frei zu sein, hierzu gehört schon eine mehr als gemeine Standhaftigkeit, weil der Mensch, wenn er auch noch so dauerhaft ist, dennoch endlich müde wird, unter der Last beständiger Unglücksfälle zu arbeiten, welche nirgend ein frohes Ende erblicken lassen. Allein bei ihm kam die Leidenschaft der Tugend unendlich zu Statten; die Ehre, alle Verdrüßlichkeiten mit einem würdigen Freunde auszudauren, ihn eben in den Umständen nicht zu verlassen, wo

Andre seiner müde geworden sein würden, in der weitesten Aussicht noch immer eine neue Folge von Schwierigkeiten zu entdecken, und doch immer gleich zärtlich, immer gleich bemüht und immer gleich freudig zu bleiben, diese Ehre schmeichelte ihm zu sehr, um sie nicht mit Eifer zu suchen, und das Vergnügen, seines Freundes ganzer Erkenntlichkeit zu genießen, war eine viel zu edle Empfindung, um sie nicht mit Sorgfalt zu unterhalten.

Derjenige kennt die sanften Entzückungen der Freundschaft noch wenig, welcher blos in dem Schatten einer blühenden Linde sich mit seinem zärtlichen Freunde zum Genusse edelmüthiger Empfindungen vereiniget, oder, von dem Glücke gesegnet, blos mit bequemlichen Wohlthaten seines Freundes Busen erhebt. In langanhaltenden schweren Unglücksfällen, in verdrüßlichen und unauflöslichen Verwickelungen, wo der Augenblick nichts entscheidet, und eine einzige heroische Wallung des Geblüts die Sache nicht ausmacht, da wird erst zween Freunden die geheime Größe ihrer Seelen bekannt, da erfahren sie unter der Last ihres Schicksals die Vollkommenheit ihrer angebornen Tugend, und Neigung und Leidenschaft zeigen in ihrer unüberwindlichen Dauer, wie sanft die schwerste Auflage sei, welche die Freundschaft von ihren Kräften fordert. Die gemeinschaftliche Gefahr vereinigt alle ihre Schwächen zu stärkern Banden, und ihre Wünsche zu einer ewigen Verbindung.

Ich brauche die Empfindungen der Freundschaft nur auf gewisse Gegenstände allein zu lenken, um in ihm den zärtlichsten Ehemann, den liebreichsten Vater und besten Verwandten zu erblicken. Die Liebe ist Freundschaft; und wenn sich die Rechte der erstern weiter erstrecken sollten, so müßte dieses der Wille eines fremden Gesetzgebers sein. Die Natur kennt diesen Gesetzgeber nicht; und wo die Neigung rechtschaffen ist, da muß die Freundschaft mit der Liebe gleiche Rechte behalten. Die Liebe ist eben so schonend,

eben so gerecht und eben so aufmerksam auf die Beförderung unsrer Glückseligkeit, als es die Freundschaft sein kann; und wo erstere mit Recht größere Ansprüche hat, da wird es auch der Freundschaft frei stehen, solche auszuüben.

Sie pflegten es zwar vordem, o Philocles! eine angenehme Schwärmerei zu nennen, wenn ich, aus philosophischer Macht, der Freundschaft alle Empfindungen erlaubte, welche sich die Liebe, wenn man solche in ihrer rechten Bestimmung nimmt, allein zueignet. Allein die wahre Gestalt, welche beide in Ihrem rechtschaffenen Herzen angenommen, hat Sie endlich fühlen lassen, daß die Liebe nichts durch die Schwachheiten verloren, welche sich mit ihr von ungefähr vermischt haben. Sie haben den würdigsten Freund als Gemahl und Vater gekannt; Sie haben die Tugend seiner Neigungen und Leidenschaften als Freund bemerket. War nicht seine Liebe so vollkommen als seine Freundschaft? Konnte ihm seine Vernunft jemals eine Pflicht entdecken, welche seine glückliche Neigung nicht längst erfüllt hätte? Lehrte ihn sein Verstand, oder sein Herz lieben? Wartete er auf das Urtheil der Religion, um seine Gemahlin allen Andern vorzuziehen? Nein; er war seiner Neigung getreu, und diese führte ihn mit ihrem liebreichen Zuge weit über die Gränzen der Pflichten hinaus. Wie reizend ließ ihn sein Ehrgeiz erscheinen, wenn er ihr das Vergnügen neuer Siege verschaffen wollte! Wie erkenntlich und bescheiden war er nicht mitten in dem Stolze, wozu ihn die Gegenliebe berechtigte! Wie entbrannte nicht sein Herz von dem heiligen Feuer der Leidenschaft, wenn er an sie und den Dank gedachte, welchen er der Gottheit dafür schuldig war!

Wahr ist es, in der Liebe zeigt die Leidenschaft oft ihre gefährliche Größe. Vielleicht finden Sie auch solche in nachfolgenden Klagen einer zärtlichen Gemahlin über den Verlust ihres Mannes.

.... Doch, hab' ich's nicht verdient? war er in meiner Brust
Nicht oftmals mehr als Du? hab' ich nicht oft die Lust,
Die mir sein Kuß erschuf, dem Himmel gleich geschätzet?
Hat mein Gebet nicht oft sein stolzes Herz verletzet,
Wenn er voll Zärtlichkeit und schmeichelnder Begier
Die Stunden mir verwies, die ich ihm nahm, und Dir,
O frommer Gott! mit Dank in stiller Andacht weihte?
Wie oftmals bracht' ich nicht, nach manchem innern Streite,
Mein aufgelöstes Herz doch dem zum Opfer dar,
Der, folgt' ich meinem Trieb, mein Gott, mein Alles war?
Und wenn ich endlich dann aus seinen Armen eilte,
Und unter Dich und ihn nur eine Stunde theilte,
War's er nicht doch allein, wofür mein Herz Dich pries?
Dacht' ich wohl an die Huld, die mir dies Glück erwies?
Hab' ich's Dir je verdankt, was Du mir sonst gegeben?
Und bat ich was für mich, als nur, um ihn zu leben?

Allein auch in dergleichen Verschwendungen entdeckt sich eine Pracht, welche in dem Gefolge der Tugend ihre Hoheit den Augen der Sterblichen glänzender darstellt. Wenn der Vater aller Menschen bei dem Anblick seiner schlafenden Geliebten über die Macht und Güte des Schöpfers entzückt wurde, der sie so liebenswürdig für ihn gebildet hatte; wenn ihm mitten in diesem seinem sanften Erstaunen schauerte, daß ein Tag kommen würde, wo so viele Reizungen ein Opfer des verschuldeten Todes werden müßten, so war seine Leidenschaft vielleicht ja so heftig, obschon sie sich in richtigern Empfindungen zeigte; und die größte Ueberlegung eines Philosophen konnte vielleicht keinen stärkern Gedanken, als hier die fühlende Liebe, erzeugen.

Ich glaube also nicht zu irren, wenn ich seine Gemüthsart und die Stärke seiner Leidenschaft zur glücklichsten Quelle seiner Liebe mache, und bei mir heimlich zweifle, ob diese Tugend in der Brust eines Weisen, welcher seinem Herzen vorher überlegte Empfindungen gebieten kann, zu mehrer Vollkommenheit reifen können.

Seine ermunternde natürliche Aufmerksamkeit, welche allen seinen häuslichen Freunden die wirksame Begierde zu gefallen mittheilte, die zärtliche Sorgfalt, womit er seine geringsten Bedienten zu einem erkenntlichen und freudigen Gehorsam beseelte, der angeborne Liebreiz, welcher alle schuldigen Dienste als Gefälligkeiten aufnahm, floß aus eben dieser lautern Quelle, und erfrischte um ihn eine Gegend, worin sich sein Herz mit Wollust sättigte. Sein Verstand diente ihm fast zu nichts, als nur um die Richtigkeit seiner Neigungen und Leidenschaften und ihre Uebereinstimmung mit dem großen Zweck seines Daseins zu entdecken, und ihm durch seinen Beifall die angenehme Versicherung zu ertheilen, daß die Natur in ihm nach einer Seite arbeitete, wo er nothwendig auf die Tugend treffen müßte. Und dieser Beifall des Verstandes drückte seinen Neigungen das Siegel der Tugend auf.

Ich hätte es bald vergessen, Philocles, Ihnen sein väterliches Herz zu eröffnen. Sie haben vielleicht wohl gar schon gedacht, daß ich es mit Fleiß gethan, weil die Natur hier am schwächsten gearbeitet zu haben scheint, indem mancher Vater mehr Liebe gegen die erste Pfirsiche, welche auf einem von ihm erzognen Baume gewachsen, als gegen seine wohlgerathenen Kinder zeigt, mancher bei der Bewunderung seiner gelehrten Geburten die Erziehung seines einzigen Sohns vergißt, und mancher seine Kinder unglücklich macht, um einen Plan, welcher die Frucht seiner eignen Erfindung ist, kostbarlich auszuführen. Denn so scheinet hieraus zu folgen, daß die Liebe eines Vaters gegen seine Kinder nur eine gar zu starke Eigenliebe sei, welche sich ohne Unterschied in allen ihren eignen Arbeiten spiegelt, und zu ihrer Hütte spricht: Diese ist die Burg, welche ich erbauet habe! Und wenn ich Ihnen dieses einräumte, so würden Sie wohl gar schließen, daß ein Vater am wenigsten Ursache hätte, sich mit seinen Kindern zu schmeicheln, weil sie nicht, wie

die Minerva vom Jupiter, aus seinem Gehirn geboren worden.

Allein im Ernst davon zu reden, so traue ich doch der Natur hierin mehr Vorsicht zu; und wenn ich gleich zugeben muß, daß die Selbstliebe den wahren Grund der Liebe eines Vaters gegen seine Kinder enthalte, weil sich in diesem Mittelpunkt aller Neigungen alle Strahlen vermischen, so ist doch in der Empfindung eines Vaters gegen seine Kinder etwas, welches sich in allen andern Arten von Liebe nicht findet. Die Natur hat nichts Unreifes hervorgebracht, welches sie nicht auch zugleich in den Stand gesetzt, reifer und vollkommner zu werden. Sie hat Kindern glückliche Mängel, und Vätern die sanfte und nächste Verbindlichkeit aufgelegt, solche zu ersetzen; sie hat den Vätern an den Kindern und den Kindern an den Vätern sichre Stützen in den unvermögenden Jahren bereitet, und das Wohlverhalten der Kinder gegen die Aeltern zur strengsten Pflicht gemacht, und durch alle Arten von Religionen geheiliget, um das Vergnügen einer der schönsten Handlungen durch dieses Mittel zu stärken und zu versichern. Sie läßt ihre zarten Gewächse in dieser ersten und besten Gesellschaft zum Nutzen der allgemeinen aufwachsen, und frühzeitig die Empfindungen der Ordnung und Schönheit in ihnen keimen, welche diesen großen Theil ihrer Oeconomie unter allen Völkern erhalten. Sie entlehnet Aehnlichkeiten von den Vätern, und schenket sie den Kindern, um diese nothwendigen Triebe auch sogar durch eine süße Schmeichelei zu verstärken. So vorsichtig geht die Natur in ihrer wichtigsten Arbeit zu Werke; so sorgfältig hatte sie das Herz desjenigen gebildet, welcher von ihren weisen Absichten zeugen sollte.

Wie stark, o Philocles! schlug nicht dasselbe gegen seine würdigen Kinder! Jede Bewegung dieses edlen Herzens war eine wohlthätige Begierde, ihr Glück zu befördern. Sein Auge erleuchtete ihre Wege, und die lebhafteste Er-

kenntlichkeit belohnte und verstärkte seine zärtlichen Bemühungen. Weil er die dauerhafte Güte glücklicher Neigungen kannte, so suchte er diese in ihnen zu erwecken, zu beugen und zu beleben, und besonders die Empfindungen von Ehrfurcht und Erkenntlichkeit, als die feierlichen Vorbereitungen zu Religion und Tugend. Er forschte in ihren zarten Herzen nach dem Plan, wozu die Natur aus Vollmacht des Schöpfers ihre Anlage gemacht. Wie dieser nothwendig der vollkommenste sein mußte, so bemühete er sich hauptsächlich denselben auszubauen, und wußte den Tugenden geschmeidigere Gestalten zu geben, wenn sie sich in ihrer völligen Größe mit der noch schwachen Neigung nicht fügen wollten. Auf solche Weise genoß er das Vergnügen eines Schöpfers, und bildete Seelen zu edlen Empfindungen, welche noch jetzt für ihre Unsterblichkeit bürgen.

Welch eine schmeichelnde Versuchung ist es nicht, ein rechtschaffener Vater zu sein, wenn so viele Süßigkeiten mit diesem Namen vermischt sind, wenn wir in den jugendlichen Herzen unsrer Kinder unsern eignen Abdruck wahrnehmen, und in ihrer Betrachtung diejenigen unschuldigen Jahre noch einmal durchleben, wo wir zum erstenmal die angeborne Lust der Bewundrung, die Reize der Neuigkeit, die lebhafte Sehnsucht empfanden, als unser weiches Herz um die lieblichen Gestalten der Tugend floß, und sich nach ihrem Bilde formte! Wie stark ist ein solcher Trieb zum Vergnügen! Wie würdig ist hier das Ziel des Ehrgeizes! Und ist es möglich, so viele Schönheiten zu empfinden, ohne zu dem wirksamen Verlangen überzugehen, ihrer beständig zu genießen? Was ist der Wollüstige einfältig, wenn er seine Neigung zum Vergnügen auf eine schlechte Art befriediget, und sich in dem Schweiß seines Angesichts eine zeitliche und ewige Reue bereitet!

Die traurigste Betrachtung umwölket nunmehr diese heitere Sonne. Eine furchtbare Nacht verhüllt das lichte

Gestade, welchem wir uns auf dem schwimmenden Glanze günstiger Wellen zu nähern glaubten. Er lebt nicht mehr, der Christ, der Menschenfreund, der Patriot, der Gemahl, der Vater, welcher jetzt nach unserm Wunsche die zeitigen Früchte seiner gesegneten Bemühungen von seinen ererbten Fluren genießen sollte. O Freund! zu wie vielen langen Jahrhunderten scheinen mir die Tage ausgedehnt zu sein, welche seit diesem großen und schrecklichen Augenblick verflossen! Wie sehr drückt uns die Bewundrung der furchtbaren Weisheit nieder, mit welcher unsre Freundschaft zu rechten sich nicht untersteht! Er ist nicht mehr, der liebenswürdigste Freund; und auch diejenige ist unserm zärtlichen Wunsche entrissen, ohne welche sein gütiges Herz die Seligkeit nur halb genossen haben würde. Die Natur hat die Edlen verloren, welche Gewähr ihrer Güte leisteten.

Eine langwierige, schmerzhafte Krankheit bereitete ihn in Zeiten zu der großen Stunde, worin der Preis der Gelübde sinket, und Opfer vergebens rauchen, um den Himmel zum Mitschuldigen der Bosheit zu machen. Er sah sie herannahen, ohne sich dieselbe mit Cäsarn plötzlich und unvermuthet zu wünschen. Ein langsames schwindsüchtiges Sterben schien ihm das beste für einen Christen zu sein, welcher sich nie Zeit genug wünschen könnte, um sich zur Ewigkeit zu bereiten. In allen andern Auftritten des menschlichen Lebens zerstreueten unzählige nothwendige Sorgen diese feierliche Bereitung; nur ein gewisser langsamer herannahender Tod wüßte unsre Betrachtungen am besten zu vereinigen. So sehr er aber auch von der Gewißheit desselben bei sich überzeugt war, so erlaubte er dennoch der Hoffnung, ihm dann und wann mit fröhlichern Aussichten zu schmeicheln, weil er fühlte, daß die Natur nicht dazu gemacht wäre, dem Tode beständig entgegen zu sehen. Ich weiß, sagte er, daß ich sterben muß; ich fürchte auch als ein Christ im geringsten nicht, mich diesem ewigen und sündigen Men-

schen heilsamen Gesetze zu unterwerfen. Allein ich will es meiner Begierde zum Leben verzeihen, wenn sie dessen frohe Aussichten verlängert, oder den Wurf, welchen sie nicht ändern kann, durch ihre Geschicklichkeit zu verbessern sich bemühet. Ich habe es oft mit Vergnügen bewundert, wenn der Ehrgeiz ein glückliches Leben gegen den Ruhm wohl zu sterben vertauschet. Ich fühle in einigen Augenblicken ein ähnliches Verlangen; und warum sollte ich als ein Christ diesen glücklichen Trieb unterdrücken, da ich gewiß weniger als ein Römer zu wagen habe? Warum sollte ich mit meinen Leidenschaften brechen, und mich mit ihnen in einen schweren Kampf einlassen, da sie sich von selbst so wohl anschicken, und während der Zeit, daß ich mit meinen Gedanken in die Ewigkeit vor mir hinaussehe, mein Herz gleichsam mit einem balsamischen Weine stärken, und mich geschickt erhalten, ohne Furcht und Unruhe über die finstern Ufer des Grabes hinweg zu treten? Itzt fühle ich meinen ganzen Verlust, da ich an meine bald zu segnenden Freunde denke; mein Herz empfindet die ganze Süßigkeit des Lebens; alle die zärtlichen, die freundschaftlichen und rührenden Empfindungen, worin es sich so oft zu lauter Wollust aufgelöst, würden es zu lauter Thränen schmelzen, wenn nicht ein erhabneres und ehrgeizigeres Gefühl sich durch die schwachen Nerven ausdehnte, einen Trieb durch den andern stärkte, und solchergestalt ein glückliches Ebenmaß erhielte. Es sind dieses Umstände, welche in Ansehung meiner künftigen Wohlfahrt nichts entscheiden, und ich wäre durch meinen Glauben versichert, auch zitternd selig zu sterben. Allein warum sollte ich mein Sterbebette in der Kälte wählen, wenn ich in einem wärmern Zimmer bequemer und mit wenigern Zerstreuungen mich zu dieser wichtigen Handlung bereiten könnte? Warum sollte ich einer fieberhaften Furcht Raum geben, wenn ich diese Schwäche durch eine angenehmere überwinden kann? Was habe ich nöthig zu wünschen, dasjenige durch Vorstellungen des Ver-

standes zu unterdrücken, was ich mit einer stärkenden Arzenei — und diese ist gewiß der natürliche Muth — verbessern kann? Oder sollte es etwa eine edlere Befriedigung unsers Ehrgeizes sein, wenn ich diese letzte Ueberwindung auf die Rechnung meines Verstandes bringen könnte? Ist es nicht glücklicher für mich, daß ich die Trostgründe des Glaubens und der Religion blos für meine unsterbliche Seele bewahren kann, ohne daß ich nöthig habe, ihre balsamischen Kräfte für eine gar zu furchtsame Neigung zu verschwenden?

So dachte dieser große Mann, welcher die Vortrefflichkeit der Neigungen und Leidenschaften genau abzuwägen wußte, von ihrem Werthe in den letzten Tagen eines abnehmenden Lebens. Schrecken, Bangigkeit, quälende Sorgen und feige Reue zerstreuten sich vor seinen Blicken; und wenn der geheime edle Kummer, welcher große Seelen vergrößert, seine Empfindungen vertiefte, so stärkte sich seine Großmuth mit der rührenden Vorstellung wohl zu sterben, und hielt es für keine Thorheit, seine zärtlichen Neigungen durch das Bild eines edelmüthigen Todes zu erheben, damit sie ihn in seinen heiligen Betrachtungen nicht stören möchten. Die Religion veredelte seine nunmehr zu seligern Wollüsten bestimmten Empfindungen; der Glaube heiligte die natürlichen Neigungen einem gnädigen und barmherzigen Gotte, er weihte seinen Ehrgeiz dem hohen Gedanken, daß ein Gott sein Erlöser geworden; und sein freundschaftliches Herz, welches wirklich einer edlern als menschlichen Gegenliebe würdig war, näherte sich mit eben dem Vertrauen der himmlischen Liebe, womit es sich bisher dem Verdienste tugendhafter Sterblichen eröffnet hatte. Er sah mit einem Auge voll demüthiger Hoffnung auf seinen rechtschaffenen Wandel zurück, und fand in einer erhabnen Verleugnung eigner Verdienste die Ehre wieder, welche er als ein Christ zu verachten keine Ursache hatte. Die vollkommenste Erniedrigung gegen den Allmächtigen schien ihm der größte Gipfel menschlicher Ehre,

und David im Sack und in der Asche größer denn als König zu sein. Der Gedanke, sich von einem so großen Herrn durch schwere Leiden geprüft, und, was noch mehr war, durch die Mittheilung des Glaubens gestärket zu sehen, war ihm schmeichelhaft und unterhielt ihn in einer Geduld, welche um so viel größer war, je weniger sie von weichlichen Neigungen geschwächt wurde. Der ewige Triumph, welcher seiner nach vollendetem Siege erwartete, vermehrte die natürliche Freudigkeit seines Gemüths; und so glaubte er nicht zu sündigen, wenn solche auch mit der letzten Wallung des Geblüts sein sterbendes Herz noch einmal erquicken würde.

Diejenigen, welche die große Vollmacht, die größte, welche jemals Sterblichen zu Theil geworden, von Gott erhalten, für noch mehrere Seelen als ihre eigne zu sorgen, suchen insgemein die natürlichen Neigungen und Leidenschaften in diesen Vorbereitungen der Ewigkeit gänzlich zu ersticken. Und wer weiß, wie manche gerechte Ursache ihre Bemühungen in diesem Stücke rechtfertigt! da sie nach geendigtem Lustspiele die blassen und elenden Menschengesichter hinter den Scenen erblicken, welche einen Augenblick vorher Götter, Könige und Weltweise auf der Schaubühne dieses Lebens gespielt haben. Es ist höchst wahrscheinlich, daß sie die Falschheit der menschlichen Tugenden aus einer traurigen Erfahrung kennen, und mehr als einmal durch die Bewegungen eines klopfenden Herzens den vergoldeten Panzer zersprengen sehen, womit sich eine feige Brust in sichern Tagen bewaffnet. Allein überhaupt glaube ich nicht, daß es eben rathsam sei, der Natur ihre treuesten Freunde abspänstig zu machen, welche so redlich mit ihr aushalten, und auch den Tod selbst mit sanften Wallungen durch die schlaffen Adern schleichen lassen. Neigung und Leidenschaft sind in unserm Wesen gegründet, und wo sie die Tugend befördern, da sehe ich keinen Grund, solche in der letzten Stunde unsers Lebens zu schwächen. Ihre gänzliche Er-

stickung ist unmöglich; und derjenige, welcher sie am glücklichsten besiegt zu haben glaubt, hat selten etwas anders ausgerichtet, als daß er eine furchtsamere Neigung an die Stelle der tapfern gepflanzet. So glaubt der verwegne Freigeist, welcher in seinem Leben nichts glaubte, zuletzt Alles, was man seiner geschwächten Einbildung vorsagt, und meinet nunmehr seine Leidenschaften erstickt zu haben, da er die gegenseitigen erwählt. Es würde auch wider die Absicht des Schöpfers sein, wenn wir diese zur Erhaltung und Beförderung unsrer Glückseligkeit von seiner Hand empfangenen Triebe zu einer Zeit ausrotten wollten, wo sie uns am besten zu Statten kommen. Daß sie aber unter der Herrschaft der Vernunft und des Glaubens sein müssen, dieses ist die Forderung, welche ich zum voraus als richtig erkannt, und solche nur in so weit abgelehnt habe, als diese Herrschaft zur Tyrannei und auf die Vertilgung glücklicher und wohlgerathener Unterthanen ausgedehnet werden wollen.

Ich kann es auch keine blinde Verwegenheit nennen, wenn der stoische Weltweise mit einem überlegten Muthe dem Tode herzhaft unter Augen tritt, wenn ein sterbender Cäsar mit dem Anstand eines Helden sich in seinen Mantel wickelt, und der freudige Hurone sich in der Glut langsam zu Tode tanzet. Ich finde vielmehr darin eine Vorsorge der Natur, welche überall den Menschen mit Leidenschaften gewaffnet, und den einen zum schwersten Leben, den andern zum grausamsten Tode gehärtet hat. Und warum sollte Socrates einer Verwegenheit und eines niedrigen Stolzes beschuldigt werden, daß er so gelassen den Tod erwartet, und seine Freunde zu Zeugen seiner Unerschrockenheit gewählt? In seinen Umständen konnte er sich mit der Vorstellung beruhigen, daß den ewigen Göttern seine erhabne Tugend nicht mißfallen würde. Und warum sollte er nicht den Ehrgeiz zu Hülfe und seine Freunde zu Zeugen seines Sieges wün-

schen, wenn ihr Lob die Bitterkeit des Todes versüßen konnte? Ich finde hierin nichts als ein Merkmal seiner Einsicht in die menschliche Natur, und würde ihn sehr getadelt haben, wenn er bei der lebhaften Ueberzeugung, welche er von der Unsterblichkeit der Seele hatte, auf einmal seine glückliche Leidenschaft des Ehrgeizes abgelegt, und den Giftbecher mit feigen Thränen vermischt hätte. Und gesetzt, er hätte denselben einsam im Gefängniß, ungetröstet und unbewundert, ausgeleert; wäre sodann nicht die sorgfältige Vermeidung der Ehre nur eine vollkommnere Probe seiner glücklichen Ruhmbegierde gewesen? Die Unterdrückung des Ehrgeizes ist nur ein größerer Sieg, und die Vermeidung der Wollust eine höhere Art sich zu vergnügen. Auch Thränen des Schmerzes fließen aus zärtlicherm Kummer, und der Ueberwinder aller seiner Leidenschaften hat nur eine vollkommnere Größe gesucht. Ja, wer den Menschen ganz ausziehen und sich in lauter Geist verwandeln könnte, der würde bekennen müssen, daß er sich über den Rang der Menschen zu erheben, und sein Vergnügen in Gott gesucht hätte.

Es verhält sich freilich ganz anders mit dem Tode eines wahren Christen. Diesem hat Gott die Ewigkeit in seinen sterblichen Tagen eröffnet, und ihn von seiner glücklichen und unglücklichen Erwartung zeitig benachrichtiget. Er müßte also mit Schrecken an die schwere Rechenschaft denken, welche er von einem jeden unnützen Worte, von einem jeden verschwendeten Augenblicke ablegen soll, er müßte mit Angst und Schrecken seine letzte Stunde erwarten, und um jede Minute des Lebens betteln, wenn diese wichtige Offenbarung nicht auch zugleich solche Gnadenmittel enthielte, womit er seine Seele beruhigen, und mit mehr als socratischer Freudigkeit den Tod als eine Wohlthat annehmen könnte. Ein reuiges und zerknirschtes Herz, nebst einem gläubigen Vertrauen auf das Verdienst seines Erlösers wird die Empfindungen seiner Wollust nicht schwächen,

welche dadurch, daß sie geheiliget ist, nur eine größere Vollkommenheit erworben. Die völlige Uebergebung in Gottes Willen wird die natürliche Zufriedenheit seines Gemüths nicht ersticken; und so lange kein tödtlicher Frost unser Herz seiner Empfindung beraubt, so lange wird die Zueignung eines göttlichen Verdienstes durch den Glauben die letzte Kraft seines Ehrgeizes erregen müssen.

Es scheinet mir fast, Philocles, als wenn Neigung und Leidenschaft in diesem letzten Kampfe getreuer und freundschaftlicher an unsrer Seite bleiben als alle Philosophie des Verstandes, und unsre Seele alsdann mehr Empfindungen als Gedanken habe. Wenigstens erfahren wir dieses in allen großen Begebenheiten des Lebens, wo der Gedanke als ein frostiger Ausleger hinter der Urkunde steht. Wenn dieses wahr sein sollte, wie Vieles muß die Andacht eines Christen nicht gewinnen, wenn sein Herz zu wohlgewognen Neigungen gebildet und von wirksamen Trieben zu seiner Vollkommenheit, oder, welches eben dieses ist, von glücklichen Leidenschaften erhoben wird, sich mit einem unendlichen Schwunge seinem Ziele zu nähern! Wie stark, wie feurig mußte der Glaube desjenigen nicht sein, welcher nicht allein eine so glückliche und kühne Neigung von dem gütigsten Wesen erhalten, sondern auch seine ganze Lebenszeit in beständiger Uebung derselben zugebracht, und sich dadurch zu einer solchen lebhaften Empfindung der Tugend, zu einem solchen Geschmack des Schönen gewöhnt hatte, daß er die Nothwendigkeit eines Erlösers, mit seinem zärtlichen Vertrauen auf die Güte eines barmherzigen Gottes, erreicht und ihn mit einer Aehnlichkeit des Glaubens umfasset haben würde, wenn er unter jenen entfernten Zonen gelebet, wo die göttliche Offenbarung erst in spätern Zeiten gewirkt hat.

In solchen edlen Empfindungen dauerte er seine schmerzhafte und langwierige Krankheit aus, bis sich endlich die Stunde unvermerkt näherte, welche die letzte eines so glück-

lichen Lebens sein sollte. Sein Haus war bestellt, die Pflichten waren erfüllt, welche er der Zeitlichkeit noch schuldig war, und die Hoffnung einer frohen Ewigkeit begeisterte seine Brust zu mächtigen Entschlüssen, welche durch menschliche Empfindungen nicht geschwächt, sondern nur zärtlicher und rühmlicher gemacht wurden. Die fehlschlagende Erfüllung so vieler mit Entzückung überrechneten Glückseligkeiten, welche mit dem süßen Vaternamen verbunden sind, und bei dem Anblick einer liebenswürdigen Gattin von neuem entstehen, erhielt zwar von seiner Zärtlichkeit eine heimliche Zähre. Sie würde aber heißer geflossen sein, wenn nicht die göttliche Weisheit ihre Prüfung vollendet, und einen Augenblick zu seiner Auflösung erwählt hätte, in welchem ihn Gemahlin und Kinder der Ruhe überlassen hatten. Eine harte, aber unendlich schätzbare Wohlthat für denjenigen, welcher den Werth seines Lebens als Freund, als Vater, als Gemahl empfunden, und jetzt Alles ruhig zu verlassen wünschet!

Sanft neigte er sein Haupt den Seligkeiten entgegen, welche die Religion nur Christen entdeckt und versichert, wenn die Zukunft ihre nächsten Entwickelungen den kühnsten Muthmaßungen der Weltweisen verhüllet. Seine letzten Worte flossen aus der erhabenen Andacht und aus dem liebreichen Vertrauen auf seinen Erlöser, welchem seine Leidenschaften geheiligt waren. Eine feierliche Stille beförderte seine letzte Ruhe, und klärte seine Seele zu größern Betrachtungen auf, welche jetzt seinen unsterblichen Geist erweitern sollten. Eben dieses zärtliche Auge, worin sich seine ganze Seele seinen Freunden beständig entdeckte, eben diese offne Stirn, womit er sie bewillkommte, zeigte sich in dem Schlummer, welcher ihn jetzt zur ewigen Ruhe bringen sollte. Seine erkalteten Lippen und Hände drückten noch Liebe und Andacht aus; und die Natur, welche die Züge der Menschen nach ihren Neigungen bildet, verließ

auch ihre Arbeit in diesem letzten Augenblick nicht. Man entdeckte noch in seinem erblaßten Angesicht einen Theil der Seele, welche ehemals diesen Körper bewohnt, und man konnte ihn nicht ansehen, ohne zu empfinden, daß diese Seele und dieser Körper dermaleinst wieder vereiniget werden müßten.

So starb, o Philocles! dieser Liebling der Natur, so groß, und doch so zärtlich! so glücklich in seinem Leben, und doch so gelassen im Tode! Es gehöret vielleicht nur ein gemeiner Entschluß dazu, ein Leben zu fliehen, dessen weiteste Aussichten dem trüben Auge lauter finstre Gegenstände zeigen, und den ganzen Horizont mit einer Mitternacht bedecken, wo die Hoffnung nirgends den Tag aufgehen sieht. Wer aber nahe vor der Ernte seiner redlichsten Bemühungen stirbt, wer eine vortreffliche Anlage und große Entwürfe zur allgemeinen Glückseligkeit mit seinem Tode vereitelt sieht, wer aus der kummervollen Besorgniß der Armen, aus den Thränen einer würdigen Freundin, aus dem zärtlichen Jammer hoffnungsvoller Kinder, und aus dem traurigen Ernste seiner besten Freunde die Größe seines eignen Verlustes mit einer so sanften als unruhigen Ueberzeugung vorher sieht, der wird auch bei dem vollkommensten Entschlusse seine Ueberwindung nicht ohne Thränen vollführen. Und mit einer so menschlichen Großmuth legte er sein Haupt zur Ruhe, zur Ruhe auf die Erinnerung seines rechtschaffenen Wandels, und auf den Glauben, selbigen durch das unendliche Verdienst eines göttlichen Erlösers mit sich aus dieser Sterblichkeit zu retten. Sanfter, größter und seligster Augenblick, wo ein solches Andenken, eine solche selige Hoffnung, ein so edles Gefühl unser Herz beruhiget, und die letzte Bewegung desselben gleichsam der unmittelbare Anfang einer ewigen Seligkeit ist!

Gebeut, o Sterblicher, deinem Wunsche, und laß diesen prächtigen Augenblick, diese Morgenröthe ewig heitrer

Tage vor deinen Augen vorübergehen! schaffe ihn, und laß seinen göttlichen Glanz schon jetzo die Nächte erheitern, welche du einsam, bekümmert und trostlos verweinest, so wird die Freude, diese ewige Gefährtin der Schöpfung, deine lange schwermuthsvolle Zärtlichkeit zu seligern Empfindungen stärken, so werden deine Neigungen, von mächtigen Leidenschaften getrieben, sich allein nach einer solchen wahren Glückseligkeit bestreben, so werden ihre Schmeicheleien die Laster nicht in den Gesichtspunkt der Tugend stellen können, wenn du sie aus dem Glanze der letzten Stunde betrachtest, so wird dein Stolz nichts als den Triumph dieser großen Stunde verlangen.

Lehrer der Menschen! schwächet diesen edlen Ehrgeiz, diese Vorempfindung einer ewigen Wollust nicht. Ihr entziehet euren Freunden einen Theil ihrer Seligkeit, wenn ihr uns ohne Unterschied diese Stunde als die fürchterlichste unter allen, als ein Gedränge von Angst, Verleugnung und Zaghaftigkeit vorstellet, und die gänzliche Erstickung aller menschlichen Neigungen und Leidenschaften als ein nothwendiges Opfer verlanget. Bettet den sterbenden Helden in die Flammen verheerter Städte, laßt die Thränen der Mutter und das Blut hoffnungsvoller Jünglinge, welches für seine Thorheit geflossen, sein jetzt erweichtes Herz mit Scham und Reue erfüllen; laßt den Tyrannen die segnende Thräne der Unschuld, welche noch zuletzt für seine Besserung floß, erschrocken wieder bemerken, und ihn unter der Last unersetzter Verwüstungen seufzen; laßt dem späten Mitleiden des sich so glücklich schätzenden Bösewichts die liebenswürdige Tochter, welche seine mißbrauchte Redlichkeit, seine unwahrscheinlichen Meineide und der Mißbrauch des edelmüthigsten Vertrauens dem Vater zum Fluch und der Mutter zum Jammer gemacht, mit ihren unschuldsvollen Reizungen erscheinen, und die Rettung ihrer Seele von der seinigen fordern; laßt den unerbittlichen Minister das Gebet der ver-

achteten Demuth öffentlich suchen, und zu seiner Zerknirschung finden; laßt den stolzen Freigeist sich in der abscheulichen Einöde wahrer Verdienste wüthend herumwälzen, laßt seine eigenen Mitschuldigen seiner Buße in der letzten Stunde spotten, und ihn über seine Thorheit in Gegenwart derjenigen erbeben, deren Ermahnungen sonst sein Spott gewesen; laßt die geschäftige Eitelkeit in ihrem Putzzimmer, von allen Anbetern verlassen, das ganze Nichts ihres Lebens in ihrem geängsteten Gewissen überrechnen, und von ihrem Nachttisch einen Blick auf die entsetzliche Ewigkeit werfen; laßt den unersättlichen Geiz sein sauer erworbenes Gut seinen Kindern entziehen, und die Tempel, welche er im Leben beraubt, im Tode zu Hehlern seiner Diebstähle machen: nur stürzet den rechtschaffenen Christen nicht von der heitern Höhe herunter, welche er entweder unter der Last seiner Bürde kümmerlich erstiegen, oder von dem Throne betreten, welchen glückliche Neigungen dem Himmel entgegen gebauet haben. Seine Seele fühle die ganze Süßigkeit, welcher eine vortreffliche Gemüthsart fähig ist; seine Brust umschließe in ihren Empfindungen den Himmel, und sein Glaube heilige die Rechtschaffenheit seines Wesens, so wird er sterben, o Philocles! wie unser Freund gestorben, welchen dermaleinst keine Engel, sondern freundschaftliche Neigungen und Empfindungen den ewigen Umarmungen seiner Freunde entgegen führen werden. Könnte ich mit einer angenehmern Vorstellung schließen?

II.

Unterthänigste Vorstellung und Bitte
mein,
Joseph Patridgen,
Generalentrepreneurs der Winterquartierslustbarkeiten
bei der
Hohen Alliirten Armee.

praes. den 12. Jan. 1760.

in puncto des Abzugs von 1 p. C. *)

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Fürst und Herr!

Euer Hochfürstliche Durchlaucht haben zwar endlich Dero Hauptquartier verändert. Allein meine Umstände sind dadurch noch nicht viel gebessert, und der heutige Tag, als der letzte, worauf sich alle meine Hoffnung gründete, scheint mir, als dem Generalentrepreneur der Winterquartierslust-

---

*) Dieses feine und launicht gewandte Compliment an den Herzog Ferdinand von Braunschweig schrieb Möser, welcher sich damal als Landesdeputirter bei der Alliirten Armee aufhielt, in wenig Stunden. Hier sind einige Anmerkungen zum bessern Verständniß des Aufsatzes. Krofdorf hieß der Ort, wo der Herzog im damaligen Winter eine lange Zeit hindurch sein Hauptquartier hatte. Dillenburg ward den 10. Jänner 1760 eingenommen, und damit der Feldzug beschlossen. Den 12. Jänner war des Herzogs Geburtstag. — Die kleine Schrift wurde zuerst in Quart, mit lateinischen Lettern, auf 1 Bogen gedruckt, nur am Geburtstage vertheilt zu werden; nachher „Bremen, bei Cramer, 1777," 20 Seiten in 8. N.

barkeiten, noch nicht sehr viel zu versprechen. Inmittelst geht mir Alles, was ich vorigen Winter mit meinem sauren Weine in Münster erworben habe, wieder drauf, da ich zwei Prinzessinnen, einen König, ja was noch mehr ist, einen Staatsminister, und noch ein paar andre dergleichen kostbare Personen, welche an dem heutigen Tage eine Oper, ein Trauerspiel, eine Pantomine und eine Comödie spielen sollten, umsonst verschrieben, und theuer zu unterhalten habe. Die Prinzessinnen haben mir schon etlichemal entlaufen wollen, als Eure Hochfürstliche Durchlaucht auf einem bloßen Strohsack schliefen, und unser Wirth in Krofdorf sagte, daß andre ehrliche Leute, welche dieses nicht so gewohnt sind, sich wohl mit der Erde behelfen könnten. Ich war willens, dorten meine Redouten wieder zu eröffnen; allein der Hauptsaal in diesem unwürdigen Hauptquartiere hielt keine acht Fuß in's Gevierte; und wenn ich nicht irre, so bewohnten Euer Hochfürstliche Durchlaucht selbst einen, welcher noch etwas kleiner war. Nach der Küche zu urtheilen, wonach ich gemeiniglich mein Augenmaß zu nehmen pflege, mußte er wenigstens sehr schlecht sein. Mylord ... besuchte uns einigemal, und er hätte gern mit der Prinzessin Isabelle allein gesprochen. Wir hatten aber leider nicht so viel Raum; und sie war recht beschämt, ihn nicht in ihr Closet führen zu können.

Was mir am mehrsten zu Herzen geht, sind die vergeblichen Kosten, welche ich an meine Opernmaschinen und andre Dinge gewandt habe, die nun gar von keinem Gebrauch sein werden. Eine Pastete von papier maché doré et vernissé par Martin, ein prächtiger wälscher Hahn, welchen Jupiter in die Pastete ritt, eine tapezirte Mausefalle von Crebillon Fils, ein schöner blauer Himmel mit gemalten Geigen, eine ordentliche Seeschlacht und mehr als dreihundert Ellen nagelneuer Wellen, ein Sturm couleur de Pompadour, eine Sonne die im Meere unterging von le Brun,

die Siegesgöttin auf einem sechsspännigen Wagen von englischen Pferden gezogen, ein Wintercampement von Zucker mit kleinen Lauriers, und in der Mitte, anstatt der Pyramide, Dillenburg zum Desert; allerhand Arten von Cremes a la Glace natürlich, und mehrere Kostbarkeiten, welche mir auf Höchstderoselben Geburtstag fast eben so viel als eine Fourageentreprise einbringen sollen, stehen und liegen jetzt da, wie alte Familienstücke, welchen der Enkel, da sie Niemand kaufen will, noch aus Gnaden ein Plätzchen auf dem Heuboden gönnet.

Bei dem Allen bin ich aber doch noch so glücklich gewesen, daß der Dichter, welcher mir meine Opern, Trauerspiele rc. verfertigt, wider alles Vermuthen gar kein Geld für seine Arbeit nehmen wollen. Die Stücke, sagte er, sollen doch am Geburtstage und zur Ehre des Herzogs aufgeführt werden, und das Lob dieses Herrn wird mir so leicht, und meine eigne Freude hierbei ist so groß, daß ich mir ein Gewissen daraus machen würde, diese angenehme Mühe nicht umsonst zu übernehmen. Gleichwohl war seine Arbeit, meines Ermessens, nicht uneben. Wenigstens wußten unsre Prinzessinnen die letzte Scene in dem Lustspiel, der Abschied genannt, mit einer so rührenden Miene herzusagen, daß Euer Hochfürstl. Durchlaucht gewiß mehr als eine Ursache haben, meinen wenigen Verdienst zu bedauern. Hier ist die Scene selbst ... Das allerliebste Fräulein! ... wie manche kleine süße Thräne fiel nicht mit darunter!

Nur diese Zähre noch, und dann auch keine mehr!
Dein Abschied, Werthester, fällt mir schon minder schwer.
Mein Herz, so schwach es war, fühlt seine Kräfte wieder,
Und legt die größte Furcht bei Gottes Führung nieder,
Die uns den Herzog gab. Der wacht für dich und mich,
Für uns und unser Land; und Ihm vertrau' ich dich,
Dich, meine Seele, an, und traue nicht vergebens,
Sucht Gott uns wieder heim, und schont nur Seines Lebens.

Doch sei auch, Theurester, stets, wo du kannst, um Ihn.
Du magst mir, ganz für Ihn, dein Herz so lang' entziehn.
Hab' ich doch oft, um Gott für diesen Held zu bitten,
Ein gleiches Ungemach an meinem Theil erlitten.
Und wann sich die Gefahr dem lieben Fürsten naht,
O so ... ich zittre schon ...; doch ist kein andrer Rath,
So laß von meinem Blut aus deinem Herzen fließen,
Und rett' Ihn! Werd' ich dann dereinst das Glück genießen,
Den Held durch dich bewahrt zu wissen und zu sehn,
So soll mein zärtlich Herz Ihm seinen Dank gestehn
Für diesen deinen Ruhm; und meine Thränen sollen
Vor Freuden und vor Dank auf deine Wunden rollen.

Für mich sei unbesorgt; du siehst, ich fasse mich.
Vergiß zu deiner Ruh', vergiß, ich bitte dich,
Daß hier in dieser Brust ein zärtlich Herz geschlagen,
Das Muth genug gehabt, dein Leben so zu wagen;
Ein Leben, das wohl nie so sehr geliebet ward.
Doch Ferdinand verdient ein Opfer dieser Art.

Was rührt dich? Sieh es nicht, daß diese Thräne fließet;
Es war die letzte noch. Mein Geist, der sich entschließet,
Ist noch nicht völlig stark ... doch geh! ... nimm diesen Kuß ...
Die Liebe hat ihr Recht ... Du siehst zurück? ... ich muß,
Ich muß. Nun ist er fort; ich darf alleine weinen,
Und mit dem größten Muth den größten Schmerz vereinen.
Doch, Himmel, segne nur das, was der Herzog thut!
Wenn dann mein Liebster einst an meiner Seite ruht,
So soll der Liebe Macht mich nie so stark verbinden,
Um nicht den Dank für Ihn zugleich mit zu empfinden ...

Das arme gute Kind sah so betrübt dabei aus, daß ich es wohl glauben will, wie es ihr einige Mühe gekostet, ihren lieben Offizier zwei Minuten zu vergessen, um für Euer Hochfürstliche Durchlaucht zu beten. Daß sie aber auch eben in der Brautnacht an den Dank für seine Erhaltung denken will, dieses erforderte zum Beweise noch wohl etwas mehr als ein süßes ehrliches Auge.

Ich habe dem Dichter eben diesen Einwurf gemacht, und ihn beschuldigt, daß er hier die Wahrscheinlichkeit ein wenig verletzt, und vielleicht noch nie erfahren hätte, wie einem jungen Fräulein in solchen kritischen Umständen zu Muthe wäre. Allein seine stolze Antwort war, wie er es lediglich auf Euer Hochfürstlichen Durchlaucht Empfindung ankommen ließe. Nun habe ich zwar vorigen Winter auf meinen Redouten Höchstdieselben oft als den besten Tänzer bewundert; allein die beständigen Sorgen, das ewige Wachen, das harte Lager, die unendlichen Beschwerlichkeiten, welche längst einen Grenadier zu Grunde gerichtet haben würden, lassen mich sehr zweifeln, daß dieses Urtheil mit der sonst gewöhnlichen Einsicht abgefaßt sein werde, weil nothwendig eine Erfahrung dabei zum Grunde geleget werden muß.

Gleichwohl mußte der Dichter eine gute Kenntniß der menschlichen Gemüther haben. Denn er hatte mir in einem Nachspiel die wichtige Rolle des Harlekins vertraut, und meinen Character vollkommen getroffen, wenn er mich darin singen ließ:

Komm, Gredel, laß die Helden kriegen,
Laß Ferdinand und Friedrich siegen;
  Ich küsse dich, und denke:
Soll es gekrieget sein,
So sei's mit dir allein;
  Wo nicht, doch in der Schenke.

Der Herzog mag sein Leben wagen,
Sich Tag und Nacht mit Sorgen plagen;
  Ich trinke eins, und denke:
Soll es gestorben sein,
So sei's ein Stückfaß Wein,
  Worin man mich ertränke.

Den Erbprinz mag sein Muth verleiten,
Die Ruh' zu fliehn, und nur zu streiten;

Ich schlafe gern, und denke:
Der Ruhm, ein Held zu sein,
Wiegt ihn so sanft nicht ein,
Als mich ein gut Getränke.

Der Wunsch, die Feinde zu besiegen,
Mag unsers Herzogs Heer vergnügen;
Ich wünsche nichts, und denke:
Hab' ich dich, Brod und Wein,
So sei das Grab nicht mein,
Worin man mich versenke.

Nolo, nolo Caesar esse! ich mag nicht Herzog sein! Den Sommer über ließ ich es gelten. Denn so viel ich muthmaßen kann, mochte nach dem Siege bei Minden ein Glas Wein vortrefflich schmecken, und der Anblick so vieler niedlichen Mädchen, welche Euer Hochfürstlichen Durchlaucht aus allen Fenstern Glück wünschten, keinem römischen Triumph etwas nachgeben. Allein im Winter den Krieg ohne Ball, ohne Concert, ohne Redoute und ohne Comödie zu führen, und, um Alles mit einem Worte zu sagen, mir gar kein Verdienst zu gönnen, dieses finde ich recht Gothisch. Wie ich vorigen Sommer in Paris war, um meinen neuen Hut recht a l'ecuyere fassen zu lassen, fragte mich ein brauner ehrbarer Bürger, ob der Rhein eine Brücke wäre, weil Euer Hochfürstliche Durchlaucht so trocken hinübergegangen. Allein wenn ich jetzt dahin käme, und er von diesem Winterkriege hörte, so würde er sich leicht einbilden, daß die Flüsse in Deutschland beständig gefroren wären, weil so gar kein Unterschied mehr unter Sommer und Winter gemacht wird.

Ich habe alle Officiere von der Armee im Vertrauen gefragt, ob sie nicht endlich einmal wünschten, ihre Mühmchen wieder zu besuchen. Der Engländer antwortete mir: God damn you, Ioseph; der Preuße sagte, er wäre zu Allem gewohnt, und mache sich nichts daraus; der Han=

noveraner hieß mich ein Glas Wein auf eine gute Winter-campagne trinken; der Hesse verfluchte den Gedanken, welcher einem Wunsche, wie dem meinigen, ähnlich sähe; der Braunschweiger sagte lachend: wo unser Erbprinz bleibt, da bleiben wir auch; und alle Husaren und Jäger waren der Meinung, daß Bassam ...... kein Winter so strenge sein würde, worin ihnen das Geblüt erfrieren sollte. Ich dachte bei mir selbst: die guten Leute haben bei ihrem Rauhfutter den Geschmack der petits patés völlig verloren; und wenn ich die Gnade hätte, Euer Hochfürstlichen Durchlaucht wahre Meinung zu vernehmen, so wüßte ich gewiß, daß ein heimlicher Seufzer über das Ungemach so vieler braven Cameraden dem Helden entwischen und den Menschenfreund bezeichnen würde.

Inzwischen sehe ich aber doch noch keine Gelegenheit, meine Dominos, deren ich über hundert neu machen lassen, mit einigem Vortheil zu vermiethen. Wenn sie zu Wachtröcken dienen könnten, so wäre ich versichert, durch Höchstderoselben gnädige Fürsorge mein Glück zu machen. So aber scheint es wohl, als wenn mir das Carneval nicht einmal so gut wie einem Domherrn das Fasten bekommen werde; ich bin darüber recht bekümmert, und glaube fast, wenn ich an dem heutigen Tage etwas anders als Freude empfinden könnte, ich würde die erste ernsthafte Ueberlegung in meinem Leben machen. Das Einzige, was mich noch aufrichtet, ist ein Vorschlag, welchen ich dem lieben Gott diesen Morgen gethan habe, und worüber ich die Bestätigung alle Augenblick erwarte. Er bestand darin, daß er mich zum Großzahlmeister aller Wünsche machen möchte, welche heute für Euer Hochfürstliche Durchlaucht Wohlsein geschehen. Wenn ich hierunter erhört werden sollte, so zweifle ich nicht, oder Höchstdieselben werden mir einen geringen Abzug von 1 pro Cent erlauben; ein so kleiner Abzug wird bei der Menge unmerklich, für mich aber so hin-

länglich sein, daß ich nicht nöthig haben werde, das Glück andrer Zahlmeister zu beneiden, und meinen jetzigen Schaden zu bedauren.

Mit dieser Hoffnung habe ich die Ehre, in tiefster Ehrfurcht zu beharren

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht

Marburg,
d. 12. Jan. 1760.

unterthänigster Knecht
Joseph Patridge.

III.

Harlequin,

oder

Vertheidigung des Groteske-Komischen. *)

Anch' io son Pittore.



Vorbericht.

Der große Trieb, welchen alle Menschen haben, der Welt öffentlich zu sagen, daß sie Thoren sind, verleitet mich

*) Zuerst gedruckt „1761." 80 Seiten in 8., darauf „Bre-

eben nicht ein Schriftsteller zu werden. Ich habe diese allgemeine Schuld der Natur vor meinem siebenzigsten Jahre schon bezahlt. Allein das Vergnügen, auch in meinem hohen Alter kein Sonderling zu sein, und vor Andern etwas Klügers zu schreiben, hat daran einen desto größern und gerechtern Antheil. Möchten nur auch meine Leser nicht zu viel Vernunft darin finden! Dieses würde mir sonst um so viel näher gehen, je größere Mühe es mir gekostet, dieser Krankheit der Alten zu entgehen. Vielleicht sind andre Schriftsteller hierin glücklicher; ich aber muß zu meiner eignen Schande gestehen, daß es mir manchen schwermüthigen Augenblick gekostet, als ein erträglicher Narr zu erscheinen. Allein ich will mich hier der so rühmlich überwundnen Zeiten nicht wieder erinnern. Der Wunsch, solche von neuem zu überleben, möchte sonst meine gegenwärtige Beruhigung schwächen. Wenn ich nicht irre, so wollte ich eine Vorrede schreiben. Meine Leser werden es aber meinen Jahren verzeihen, daß ich es vergessen hatte.

* * *

Die Herren Gelehrten mögen bisweilen seltsame Einfälle haben. Denn in der Zeit, daß Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritter, Räthe, Kaufleute, Handwerker und, welche ich hier billig zuerst nennen sollen, Frauenzimmer und Geistliche sich vor meiner Schaubühne einfinden,

---

men, bei Cramer, 1777." 96 Seiten, klein 8. — Die Anmerkungen sind vom Verfasser selbst. N.

Eine englische Uebersetzung des Harlequin, von J. A. F. Warnecke, Mösers Secretair während seines Aufenthalts in London, erschien daselbst i. J. 1766. Sie ist dem berühmten Garrick dedicirt. Auch in's Dänische und Französische ist er übersetzt worden.

A. d. H.

und mir ihren unverdächtigen Beifall durch ein offenherziges Lachen bezeugen, in der Zeit, daß der Bischof seine Gemeinde, der Staatsminister seine neuen Vorschläge, der Feldherr seine Schlachten und der alte ehrliche Sancho Pansa seine Statthalterschaft bei mir vergißt, so sitzt der unerbittliche Gelehrte in seinem geerbten Lehnstuhle, wie der Kaiser auf einem alten reichsstädtischen Groschen, und rechnet nach Gründen aus, ob meine Vorstellungen gefallen können, oder nicht?

Eine so vergebliche und doch beleidigende Arbeit würde meine ganze Familie, eine der ältesten und zahlreichsten, welche sich zu Bergamo und vielleicht in der ganzen Welt befindet, in Waffen bringen, wenn uns nicht unser Ahnherr, welcher als ein vorsichtiger Mann allem Unheil unter seinen Nachkommen vorbeugen wollen, in seinem letzten Willen ausdrücklich und wohlmeinend befohlen hätte, überhaupt aller Gelehrten, um unsrer nahen Verwandtschaft willen, zu schonen, und gegen ihre spitzigen Federn blos mit unsern hölzernen Säbeln zu fechten.

Ob wir aber gleich solchergestalt zu unsrer Nothwehr nur ein sehr stumpfes Werkzeug haben, so mögen diese Herren dennoch glauben, daß man denjenigen nicht völlig ungestraft beleidige, welcher die Ehre hat, in seiner Allerchristlichsten Majestät Besoldung zu stehen *), und von Haus aus der klügsten Nation und einer Familie anzugehören, welche ihren stifts- und turnierfähigen Adel bei allen deutschen Domstiftern besser als Cäsar und Pompejus erweisen kann **).

Es würde mir ein Leichtes sein, nicht allein von dem

*) Herr Carlo Bertinazzi, ordentlicher Harlequin Sr. Allerchristl. Majestät, genoß einer jährlichen Besoldung von 8000 Pfund.

**) Pietro Maria Chechini, mein Ur- Ur- Ur- Ur-Aeltervater, ist, wie bekannt, als der beste Harlequin seiner Zeit vom Kaiser Matthias geadelt worden. S. *Riccoboni*, hist. du théatre Ital.

königlichen Leibarzt, Herrn Dü Moulin, sondern auch von der ganzen parisischen Facultät ein beglaubtes Zeugniß beizubringen, daß noch Niemand seine Abendmahlzeit übel verdauet hätte, welcher mein geringes Auditorium mit seiner angenehmen Gegenwart zu beehren sich gefallen lassen. Und wenn meine Collegen, welche die Tugenden und Thorheiten der Menschen in prächtigern oder feinern Gestalten aufzuführen berufen sind, einigermaßen unparteiisch sein könnten, so würden sie gewiß selbst gestehen müssen, daß ihre tragischen Prinzessinnen nur um deßwillen so oft von einer allzeitfertigen Kolik befallen werden, weil die vorhandenen wenigen Zuschauer, mit Einschluß ihrer Anbeter und Parteigänger, nicht zureichen wollen, den Aufwand der Lichter zu bezahlen.

Allein meine Ehre leidet es so wenig wie meine Absicht, mir auf fremde Kosten ein abstechendes Ansehen zu geben, oder die Verdauung meiner Freunde als ein günstiges Vorurtheil für meine Geschicklichkeit anzuführen; ungeachtet die größten Naturforscher durch die Bemerkung der Wirkungen, als den sichersten Weg, zu allerhand artigen Systemen gelangen. Ich will vielmehr mit derjenigen aufrichtigen Bescheidenheit, womit ein angehender Dichter seine Gönner, die öffentlichen Herren Kunstrichter, in der Vorrede zu hintergehen sucht, sowohl der Oper als dem Trauerspiel, sowohl der eigentlichen Comödie als dem rührenden Lustspiel einen Vorzug einräumen, welchen ihre glücklichen Verfasser für sich und ihre wahren Erben nun und zu ewigen Tagen, mit oder ohne Recht, gegen mich und die Meinigen überall, wo es nöthig ist, verfolgen mögen. Ich will hiermit vor Jedermann, dem es zu wissen nöthig ist, öffentlich be-

---

im 6. Abschnitt. Der in den neuern Zeiten vom König August geadelte Constantini ist nicht von unserm Geschlechte, wie Einige behaupten wollen.

kennen, daß die Bezauberungen der Oper ein gegründetes Recht haben, unsre Augen und Ohren zu ergötzen, daß die Majestät des Trauerspiels, wenn der Geist eines Cato unter der Last seines Schicksals arbeitet, oder Zaire weint, den Zuschauer auf eine angenehme Weise rühre und erhebe, daß die Terenzische und Molierische Comödie ein recht gewürztes und wohlthätiges Lachen erwecke, und daß endlich das rührende Lustspiel alle Reizungen einer wohllebenden, zärtlichen und tugendhaften Schöne besitze, welche die Empfindungen ihrer Liebhaber veredelt. Ja, ich will meinen Vorstellungen sogar den Namen einer Comödie freiwillig vergeben, wenn Einige mit dem strengen Herrn von Chassiron *) diesen gleichgültigen Titel einzig und allein denjenigen komischen Vorstellungen zueignen wollen, welche so glücklich gewesen, sich in den alleinigen Besitz desselben zu setzen. Allein dieses muß ich mir dagegen mit aller Demuth ausbitten, daß man mir, in der Ordnung nach ihnen, wenigstens denjenigen Rang vergönne, welchen meine Vorfahren von undenklichen Jahren ziemlich ruhig behauptet haben. Ich schmeichle mir, in der besten komischen Welt ein nothwendiger und angenehmer Bürger zu sein; und hoffentlich wird man mich auch nicht aus einer andern Welt verbannen, worin so viele Thoren zum größten Dienst der Weisen geduldet, ja selbst die Helden, welche so manches fromme Christenkind mit ihren scharfen Säbeln um's Leben bringen, nicht allein ehrlich begraben, sondern wohl gar vergöttert werden. Wenn die komische Oper, welche sich eine Zeitlang alles Beifalls in Rom, Paris und Potsdam bemächtigt hatte, mit gleicher Bescheidenheit gehandelt, und sich mit dem Range eines Zwischenspiels, welcher ihr un-

*) S. Réflexions sur le comique larmoyant par Mr. de C..., Tresorier de France, Conseiller au Présidial de la Rochelle etc. Er spricht dem Weinerlich-Komischen den Namen der Comödie ab.

streitig zukam, befriedigt hätte, so würde sie gewiß den Neid ihrer Mitbulerinnen versöhnt, und nicht beständig zu ihrem Untergange gesiegt haben. An dem Titel Comödie ist mir ohnehin wenig gelegen. Es schadet einer schönen Polonoise nichts, daß sie nicht die Ehre hat, Menuet zu heißen; und manche Blume ist an einer Doris Busen ganz stolz verblühet, deren Geschlecht vom Ritter Linné niemals bestimmt worden. Meine komischen Vorstellungen mögen künftig immer Harlekinaden heißen, und meinen Namen, so wie ehemals eine Pflanzstadt ihren Stifter, verewigen. Vielleicht ist es mir auch weit rühmlicher, ein eignes Thier in meiner Art zu bleiben, als wie der Löwe zum Katzengeschlecht gezählt zu werden.

Diese meine aufrichtige und jedem Redner gegen seine vorgesetzte kritische Obrigkeit wohlanständige Demuth erlaubet mir aber nicht, denen zu schmeicheln, welche die komischen Vorstellungen blos auf die eigentliche Comödie und höchstens auf das rührende oder sogenannte weinerliche Lustspiel einschränken wollen. Die Sphäre des menschlichen Vergnügens läßt sich noch immer erweitern, und der besondre Geist der Engländer hat zu unsern Zeiten selbst in krummen Alleen neue und mehrere Vollkommenheiten, als in den ewig einförmigen und beständig in einer Linie fortgehenden Lustgängen gefunden, wovon man bei dem ersten Eintritt die ganze monotonische Einrichtung erräth, das Ende immer vor Augen hat, und endlich mit der größten Langenweile erreicht. Die Natur ist unerschöpflich an Gestalten, worin sie ihre Reizungen den begierigen Augen verschwendet, und Sitten und Leidenschaften sind eben so mannigfaltig als die unterschiednen Menschengesichter.

Wenn ich also auch gleich kein Redner für meine eigne Sache wäre, so würde mich dennoch ein bloßes warum nicht? womit Fontenelle so viele unentdeckte Welten bevölkert, von der Möglichkeit mehrerer komischen Arten über-

zeugen. Ich will hier nicht untersuchen, ob die fürchterlichen Alten eine andre Art als die Terenzische gekannt haben. Sonst ließe sich vielleicht aus einigen Scenen des Aristophanes und Plautus zeigen, daß diese großen Meister, eben wie Terenz und Moliere, von meinen Vorfahren manche schöne Stellung geborgt, und solche mit ihren geschickten Pinseln originalisirt hätten. Vernünftige Leser werden mir ohnedies glauben, daß den Satyren, diesen ersten Schauspielern der Griechen, der Bocksfuß nicht edler als mir mein buntschäckiges Kleid gestanden, wozu alle Stände in der Welt, sowohl geist- als weltliche, ihre Läppchen hergegeben haben. Ist aber Jemand so ungläubig, daß er auch hieran zweifeln und die Regierung Harlequins des Ersten in ein späteres Jahrhundert versetzen wollte, so muß ich denselben zu einer bessern Belehrung an den grundgelehrten Herrn Magister Stifelius, jetzigen Prof. extraord., verweisen, welcher den verlornen Theil von Aristoteles Dichtkunst, worin er meinen Vorfahren ihr gebührendes Recht widerfahren lassen, durch einige nicht unglückliche Vermuthungen guten Theils wiederhergestellt hat.

So viel bleibt inzwischen gewiß, daß die Natur der komischen Malerei weit mehrere Arten als die vorhin angeführten erkenne, und dem eigennützigen Zwange zuwider sei, womit ihre beiden angeblich erstgebornen Töchter die Fruchtbarkeit ihrer Frau Mutter bisher verhindert haben. Meine Leser dürfen sich nur an die verschiednen Gattungen der komischen Dichtkunst erinnern, um sich hiervon auf's lebhafteste zu überzeugen. Wie mannigfaltig ist nicht das Heldengedicht und die Oper in ihrem Geschlechte! Die Verfasser von beiden haben bald aus der höhern Geisterwelt, bald aus der Helden- und Rittergeschichte, bald unter den Menschenkindern, bald unter den Thieren, bald aus den unterirdischen Klüften der Gnomen ihre Personen und Schilderungen gewählt, das Kleine in's Große und das Große

in's Kleine verstellt, jetzt ihre Figuren im schiefen, jetzt im verzerrten Geschmack geschildert, hier dem Silen ein Bocksmaul mit fingerlangen Zähnen, dort dem Bocke ein richterliches Ansehen gegeben, und überhaupt alle in der Nachahmung ergötzende Gegenstände in eben so unterschiedenen Arten geschildert, als die Natur in ihren Werken beobachtet, wo unzählige Stücke zu einer Art, und unzählige Arten zu einem Geschlecht gehören. Die heroisch-komischen, die komischen, die von dem rührenden Lustspiel nachgeahmten *), die burlesken, grotesken und Poissarden-Opern sind keinesweges bloße Spielarten ihrer Gattung, sondern eigne fruchtbare Geschlechter, welche sich wie die wellenartige Menuet von der sanften Polonoise, und wie das flüchtige Schwäbische oder Schottische von dem tragi-komischen Spanischen in ihren Takten und Ausführungen unterscheiden.

Die Art eines Cervantes und Swift, eines Despreaux und Fielding, eines Pope, Zachariä und Dusch, eines Gresset und Vadé **), eines Scarron, Buttler, Garth und Voltaire in der Pucelle gehören zwar zu dem Geschlecht des Heldengedichts, sind aber in ihrer Art, wie Klopstocks Schöpfungen von Homers wirklichen Helden, unterschieden. Und der mannhafte Don-Quixote würde im Vert-Vert, oder der Micromegas

*) Herr und Frau von Favart sind die ersten, welche diese Art der komischen Opern verfertiget. La jeune Grecque ist eine vortreffliche Probe davon, und dies Stück verliert nichts von seinem Werth, wenn es auch von der Fille d'Aristide der Frau von Graffigny nachgeahmt worden.

**) Der liebenswürdige Vadé, Schöpfer des wahren Vaudeville, und Verfasser des Heldengedichts la Pipe cassée, starb zum großen Leidwesen aller guten Gesellschaften in den Armen der Wollust im 37. Jahre seines geschwinden Lebens. v. Année litteraire de 1757. p. 350.

in Gesellschaft der Arabella Fermor keine bessere Figur machen als der hölzerne Rhinoceros in dem Porcellancabinet zu..... Selbst Cervantes und Fielding, die von Manchen in eine Klasse gesetzt werden, sind in ihren Arten unterschieden, indem erster in der komischen Caricatur, letzter aber in den Stellungen nach dem Leben und besonders in moralischen Küchenstücken sich gezeigt hat. Und wer nicht die Stücke eines Rubens, Vinkenboom und Watteau zu einer Gattung, oder die Satyren des in seinen Zeichnungen so vortrefflichen und in den Farben sparsamen Hagedorn zur flämischen, und die in ihren Farben so prächtigen und schattenreichen Gemälde eines Young *) und Haller zur italiänischen Schule oder die Harlequine zur Siciliano rechnen will, der muß gestehen, daß in der komischen Malerei, es sei nun, daß solche von dem Dichter, dem Maler, dem Schauspieler, dem Tonkünstler, oder dem Tänzer gebrauchet werde, sehr viele unterschiedne Arten möglich sind, die zu einem gewissen eignen Grad der Vollkommenheit gebracht werden können. Ist aber dieses, warum sollte denn der komische Schauspieler, welcher der Natur nachahmt, und in seinen lebendigen Gemälden den Ausdruck des Pinsels, der Feder, der Saiten und des Fußes übertrifft, blos an zweierlei Arten gebunden sein? Was kann man für einen Grund angeben, warum die verschiednen Arten der komischen Malerei, welche überall eine so glückliche Mannigfaltigkeit haben, blos auf der Bühne mißfallen sollten? Giebt es doch im Hirtengeschlecht Trauer- und Lustspiele. Und wenn ich gleich in letztern so wenig als der Graf von Tüffiere erscheinen darf, so wird ein jeder Kenner doch empfinden, daß die Einfalt und Unschuld der Sitten, welche dem Hirtengedicht eigen sind, sowohl nach dem Leben als

*) Wenn Young Fieldings Pinsel genommen, so hätte er einen christlichen Don-Quixote gemalt.

in grotesken Gestalten ausgedrückt, folglich auch hier verschiedne Arten von Lustspielen erfunden werden können.

Ich muß hier eine Note in den Text bringen, welche einen besondern Absatz ausfüllen soll, damit meine eilfertigen Leser sie desto eher überschlagen können. Sie betrifft die Einwürfe, welche man gemeiniglich gegen die Opern macht, und mich gewissermaßen auch treffen könnten, wenn ich sie unberührt auf dem Ansehen der größten Kunstrichter beruhen ließe. Die Oper, sagen sie, ist unnatürlich, obschon Herr Remond von Saint Mard den unglücklichen Beweis des Gegensatzes übernommen. Allein ich meines Orts begreife gar nicht, was man mit jenem Einwurfe gewinnen wolle. Die Oper ist eine Vorstellung aus einer möglichen Welt, welche der Dichter nach seinen Absichten erschaffen kann, wenn er nur im Stande ist, selbige dem Zuschauer glaublich zu machen. Die einzige Natur, welche wir in unsrer wirklichen Welt haben, ist zu enge für die Einbildung des Dichters, und Alles, was der Opernschöpfer von dieser ohne Noth entlehnt, zeugt von seiner Schwäche. Es würde lächerlich sein, wenn die Operngötter gleich Adams Kindern sprächen, indem daraus eine Mischung verschiedner Naturen entstehen würde. Die Opernbühne ist das Reich der Chimären; sie eröffnet einen gezauberten Himmel; und da die Engel in ihrem seligen Aufenthalt beständig singen sollen, so müßte die Einbildungskraft desjenigen Operndichters sehr matt sein, welcher seinen Göttern diese Art des höhern Ausdrucks und die Harmonie der theatralischen Sphären entziehen wollte. Es kann also der größte Lobspruch, den man einer Oper, oder einem Heldengedicht, welches seine eigne Welt hat, geben kann, eben darin bestehen, daß beide in Vergleichung unsrer Welt völlig unnatürlich sind. Und in dieser Absicht sagt Pope von Shakespeare, daß man letztern beschimpfe, wenn man ihn einen Maler der Natur nenne, da er vielmehr ein Schöpfer neuer Urbilder gewe-

sen. *) Aber wiederum zum Text! Kluge Leser werden schon merken, warum ich diesem Einwurf in fremdem Namen vorgebaut habe.

Nachdem wir nun solchergestalt dargethan haben, daß noch mehrere als die bisher bekannten Arten der komischen Schauspiele möglich, und nicht gleich unnatürlich sind, wenn sie schon nicht zu dieser Schöpfung gehören, so sollten wir nunmehr billig zu dem andern Hauptabschnitte unsrer Rede übergehen, und mit gleicher Gründlichkeit den unterscheidenden Character unserer theatralischen Vorstellungen oder Harlequinaden zeigen. Allein ehe und bevor wir zu diesem wichtigen Werke schreiten, muß ich aus Vorsicht, und damit Niemand an dem Nutzen desselben zweifeln möge, von meinen Lesern eine Probe ihrer Freimüthigkeit fordern, welche sie mir aus Dankbarkeit für mein öffentliches Vertrauen schuldig sind. Diese soll darin bestehen, daß sie ihrem Verstande, ohne daß ich es höre, ganz insgeheim beichten, wie es nur selten, oder doch nicht oft, wenigstens nicht allemal eine Neigung zur Besserung sei, welche sie der Schaubühne zuführt. Wir müssen zwar, meine Herren Collegen sowohl als ich, vor einigen Leuten, welche uns einen Platz auf dem geweihten Kirchhofe versagen, und die auch noch im Sarge liebenswürdige Le Couvreur aus aller Gemeinschaft der Rechtgläubigen verbannen, in allen unsern gedruckten Vorreden behaupten, daß die Besserung der Sitten unsre Hauptabsicht sei; es ist uns auch wirklich damit gelungen, daß viele von unsern Widersachern theils mit der Versuchung, theils mit den Schauspielerinnen in ein näheres

*) His characters are so much nature herself, that it is a sort of injury to call them by so distant a name as copies of her. But every single character in Shakespeare is as much an individual as those in life itself; it is impossible to find any two alike. S. Popens Vorrede zu Shakespeare's Werken.

Verständniß gerathen, und unter dem Vorwand einer ihnen wirklich sehr nöthigen Besserung *) selbst vor unsrer Bühne erschienen sind, besonders seitdem das Frauenzimmer einen Arbeitsbeutel mitbringen **), und sein zartes Gewissen damit beruhigen können; allein wenn man, nach meinem Beispiel, mit der Wahrheit hervorgehen will, so wird Jeder für sich selbst gestehen müssen, daß die Begierde, sich aufzumuntern und zu ergötzen — ich darf gegen den traurigen Young nicht sagen, eine leere Stunde hinzubringen — die meisten Zuschauer herzuführen pflege.

Ich sehe auch eben nicht, was gegen einen so nöthigen und nützlichen Bewegungsgrund mit Bestande zu erinnern sein möchte. Wir lieben den Tanz, nicht um unsre Sitten zu bessern, auch wohl immer nicht, um unsern Körper zu bewegen, wie manches junge Herz seinen Verstand gern bereden möchte; wir hören eine lustige Musik nicht, weil Graun und Pergolesi unsre Herzen bekehren; nein, wir suchen blos uns zu besänftigen, zu beruhigen, zu erheitern, und den ermüdeten Geist zu ernsthaftern Pflichten zu bereiten. Selbst das so hochgerühmte Trauerspiel, worin allein die Großen der Erde sich vor dem Schicksal der Niedrigen bücken, schmeichelt unsrer Eigenliebe mehr als es sie bessert; und oft sind solche Gährungen in einem Staatskörper, wobei es gefährlich ist, die Majestät nach der poetischen Gerechtigkeit zu bestrafen, oder Schrecken und Mitleiden in solche Herzen zu gießen, welche der Pächter oder Kriegs-

*) Wenn das Beiurtheil des Parlaments zu Rennes, wodurch die Väter der Gesellschaft J . . . zu öffentlichen Comödianten erklärt sind, erst durch ein Endurtheil bestätiget sein wird, so kann ich noch ein Mehreres sagen. S. La Gazette eccles. de France de 1757.

**) Es ist dieses nunmehr auch in den Wochenpredigten zu Paris erlaubt.

commissarius auf eine weit nachdrücklichere Art zum Bluten bringt. Ist es nun aber hier erlaubt, blos um die heilsame Arznei des Vergnügens zu genießen, und ohne daß der Nutzen den Vorreihen führt, sich bisweilen dem Tanze oder der Musik zu überlassen, und ein schönes Gemälde zu lieben, so sehe ich gar nicht ein, warum es mir allein verdacht werden wolle, daß ich das Vergnügen meines Nächsten zu meiner Hauptabsicht erwählt habe. Mich dünkt, die Freude müsse allezeit in einer Welt willkommen sein, worin nach der Rechnung einiger Algebraisten die Masse des Bösen gegen das Gute wie maximum : minimum steht; und wer nur einigermaßen bedenkt, wie viel dem Staat daran gelegen, daß ich einen hypochondrischen Minister zu geduldiger Anhörung der Unschuld bewege, einen bedrängten Unterthan in seiner Last ermuntre, eine verdrießliche Landschaft zu Einwilligung neuer Auflagen bereite, und überhaupt ein wildes Gemüth besänftige, ein niedergeschlagenes erhebe, ein ermüdetes von neuem begeistre, und die erschlaffte Hand eines Autors zu neuen Unternehmungen stärke, der wird handgreiflich finden, daß eine alte Operistin in der Hofcapelle *), wo sie die Gemüther zur Andacht vorbereiten soll, in ihrer Art lange dasjenige nicht leisten könne, was ich bisher mit allgemeinem Beifall aller hohen und niedrigen Standespersonen geleistet habe. Ich, und sonst Niemand, kann mich rühmen, daß mehrere Menschen vergnügter von meinem als jenes Kaisers Angesicht weggegangen; und wenn ich meine Sache nach der neuesten Art führen wollte, so könnte ich mit gutem Grunde behaupten, daß ich zur Bevölkerung des Landes mehr als alle unsre Schriftsteller, den Marquis de Mirabeau nicht ausgenommen, beigetragen, und Ehemän-

*) Ich nehme die Hofcapelle von Paraguay aus, wo die Einwohner ihre Bekehrung mit einem Tanze anfangen. S. Hist. du Paraguay par le R. P. de Charlevoix.

ner aufgemuntert hätte, welche sonst nach ihren Geschäften aus den tiefsten Gedanken in den tiefsten Schlaf verfielen, indem ich ihre erfrornen Sinne zu neuer Lebhaftigkeit erwärmt, ihre Empfindungen gestärkt, und die zu einem todten Schlaf gewöhnten Glieder zu rühmlicher Verwegenheit begeistert habe, wie meine nach Standesgebühr Allerhöchst= Höchst= und Hochzuehrende Zuschauerinnen, welche, wie die Aurora *) des Herrn von Moncrif, ihre unter dem Beding nicht zu küssen wieder erlangte Jugend so gern und so geschwind verscherzt, mir selbst bezeugen werden.

Ich weiß nicht, ob die weinenden Prinzessinnen, die Helden, welche sich so erbärmlich tödten, und andre schöne Grausamkeiten, mir in diesem Stück an die Seite gesetzt werden können; wenigstens kenne ich sehr Viele, die das lange Gerippe des Trauerspiels, welches nie seine Gestalten sondern nur seine Trachten verändert, mit einem schläfrigen Ekel angesehen, und den Augenblick mit Ungeduld erwartet haben, worin dieses Gespenst durch mich von der Bühne vertrieben worden. Soviel aber ist gewiß, daß meine Spiele und Vorstellungen, welche von mir und meiner Familie, wovon ich nur die Herren Dominique und Gehardi nennen will, geschehen, allemal ein kräftiges und wohlthätiges Lachen erweckt, und manchen Geist, welcher ganz eingerostet war, in eine gemeinnützige Bewegung gebracht haben. Wenn ich also nach meiner gewöhnlichen Unparteilichkeit urtheilen soll, so müssen junge, verliebte, andächtige Heloisen und andre Personen zur Zeit, wo ihnen eine sanfte angenehme Rührung willkommen ist, das Trauerspiel besuchen; wer sich

*) Aurora und Titon hatten ihre Jugend unter der Bedingung wieder erhalten, daß ihnen jeder Kuß fünf Jahre kosten sollte. Sie küßten sich darauf einmal, und wurden fünf Jahr älter; die folgende Nacht verloren sie zehn Jahre; und endlich, wenn es wahr ist, die folgende fünf und funfzig. Glückliche Aurora!

in einer zur Freude ohnehin ziemlich geneigten Gemüths=verfassung findet, der wird am besten thun, sich die Molie=reschen Comödien zu erwählen; und diejenigen, welche heute den Ton der guten Gesellschaft zu hören wünschen, mögen ihre moralische Seele an dem rührenden Lustspiel weiden.

Allein, nun ist noch eine nicht unfruchtbare Art mensch=licher Geschöpfe übrig, welche in ihren besten Augenblicken nach meiner Hülfe lechzen. Auch die strengsten Richter wer=den nicht leugnen, daß sie bisweilen Stunden haben, worin sie nicht denken, nicht lesen und so zu sagen nichts empfin=den können, was nicht mit Händen gefühlt werden kann. Es sind Stunden, wo das so sehr gerühmte weise Lächeln unmöglich ist, wo ein allgemeiner Druck von Schwermuth den trägen Körper belastet, und die göttliche Phyllis mit ihren entzückenden Bewillkommnungen den steifen Muskeln kaum eine kaltsinnige Höflichkeit auspreßt. Der ermüdete Gelehrte gähnet in seiner Abendstunde, und das junge Herr=chen fühlt schon kein Vergnügen mehr, die Gefangenschaft des Königs in der tapezirten Mausefalle *) zu lesen, der überlaufene Staatsminister seufzt nach einer Erlösung, und die von einer schweren Mahlzeit aufgehobene Freifrau ist unschlüssig, ob sie spielen oder in die Comödie gehen will, weil die Fehler ihres Nächsten die vom Plaudern geschwollne Zunge nicht mehr bewegen können. Die Säure hat sich aus dem fürstlichen Magen in die Gegenden des Kopfes gezo=gen, und die geplagten Hofleute haben ihre schlüpfrigen Er=zählungen nach alphabetischer Ordnung erschöpft; der Hof=narr, oder vielmehr der Hausherr, welcher dessen Rolle seit einiger Zeit übernommen, käuet am Zahnstocher, und lobt die Morgenländer, welche ihre Gesellschaft bei Tische mit nackten Gauklerinnen unterhielten, um die gute Verdauung

*) Ah quel Conte! und noch einmal Ah quel Conte! de Mr. *Crebillon* fils.

nicht durch ernsthafte Gedanken zu unterbrechen. Solche Menschen, und überhaupt die große Menge der menschlichen Gesichter, deren Frühling oft nur ein Gähnen ist, hat die weise und auf Alles bedachte Natur meiner Fürsorge empfohlen. Sie hat mir aufgetragen, den Schlummer der letzten zu vertheilen, ihre Säfte zu verdünnen, ihre Drüsen zu erweichen, und sie wenigstens alle Tage eine Minute dahin zu bringen, sich ihres Berufs in der Welt erinnern zu können. Man denke nicht, daß dieses auch wohl durch gelindere Mittel erhalten werden könne. Das Gehirn dieser Leute ist mit einem zähen Schleim umgeben, und Herr Monnet *) würde gewiß seine mannfesten Freunde aus England verschreiben müssen, wenn er ihre Aufmerksamkeit erwecken wollte.'

Es heißt zwar, die Seele des Weisen lächelt, und der Körper des Narren stürmt ein Gelächter. Allein vielleicht ist diese Unterdrückung der guten Natur ein bloßer Modezwang **). Vielleicht wäre dem Weisen auch bisweilen ein offenherziges Lachen heilsam; vielleicht lächelte seine Seele einmal darüber, daß ich seinen phlegmatischen Bauch erschüttert hätte; vielleicht wünscht er die seltene Gelegenheit, einmal aus erweiterter Kehle zu lachen; vielleicht setzt man mich aber auch daher in die Klasse der possierlichen Figuren, der Pagoden, Meerkätzchen, Kammerjungfern und anderer lächerlichen Gruppen, welche weiter kein Verdienst haben, als daß sie zum Lachen reizen. Allein, es gehört wahrlich eine mühsame Ueberlegung dazu, die rechten Züge und Töne zu erfinden, wodurch die gelähmten und erstarrten Ner-

*) S. *Fréron*, Lettres sur les écrits de ce tems, T. II. p. 272. Herr Monnet gab Gelegenheit zu den komischen Unruhen in England, und seine Freunde bemühten sich vergebens, ihm den Beifall der patriotischen Britten mit Schlägen zu erwerben.

**) *Trublet* ist dieser Meinung. S. dessen Essais, Tom II.

ven eines Körpers erschüttert werden können. Jeder Musikus ergötzt durch Töne; darum aber gehöret ein Luigi, ein Buononcini, ein Charissimi, ein Locatelli nicht in die Klasse der Crowder *). Es ist eine große Wissenschaft, die wahren Stellungen, wodurch ein gutes Lachen erweckt wird, zu erfinden. Ein geschickter Componist kennet die Töne, welche am meisten rühren; er wählt solche nach seinen Absichten, und wir fühlen, daß einige Töne, vielleicht diejenigen, so mit unsern Nerven einstimmig sind, ein angenehmes Zittern in denselben erregen, ja wohl gar sie auf eine nützliche Weise reizen, trocknen, stärken **) und lebhafter machen. Man sehe die mechanischen Wirkungen der Stellungen und Gemälde an. Ein Kind lacht, wenn man ihm zulacht; ja Ludewig XIV. that noch ein mehreres, als ihn der hiedurch allein unsterbliche Fiurilli ***) auf seinen Arm nahm. Wolf, dieser auf eine andere Art verewigte Weltweise, erhielt in einer sehr ernsthaften Gesellschaft den unvergleichlichen Kupferstich des la Metrie. So wie er aus einer Hand in die andre ging, entfalteten sich die heiligsten Gesichtsrunzeln. Und wer ein Gemälde ansieht, der wird bemerken, daß die Tiefe der Ausmalungen das Auge verkleinere, die Pracht solches vergrößere, und

*) I' th' head of all this warlike rabble
Crowdero march' d' expert and able.

oder:

Croder de son violon jouant vaille qui vaille,
Conduisoit au combat la guerrière canaille.

Hudibr. Ch. II, v. 105.

**) Man kann hierüber weiter nachsehen: Les réveries militaires.

***) Ludewig der XIV. war damals ein Jahr alt; und wie ihn Fiurilli eine von seinen grotesken Mienen sehen ließ, so lachte er, und that, was solche Kinder wohl mehr thun. Histoire de l'ancien théatre Italien par M. *Parfaits.*

freudige Stellungen eine heitere Aufklärung in dem Gemüthe des Zuschauers hervorbringen.

Da ich nun sowohl den Augen als den Ohren malen, und so zu sagen einer verbulten Schöne gleichen muß, welche ihren Verstand, ihre Religion, ihre Stimme, ja alle Wendungen ihres Körpers in besondere Reizungen verwandelt, so wird man aus obigen Erfahrungen, welche die höhnischen Gelehrten vielleicht ein Galimathias nennen werden, zum voraus leicht errathen, daß ich mich sowohl über den Tonkünstler als über den Maler erheben, und meine Panacee für die Königin aller Panaceen ausrufen werde. Und gewiß, wenn der Abt Venuti *) dem Verdienste, nachdem es 5709 Jahr seit Erschaffung der Welt zu Fuße gegangen, nicht endlich einen Staatswagen geliehen, so wäre ich versichert, dergleichen für mich allein, und zwar in Paris, für 120 Pfund monatlich zu erhalten.

Damit aber meine allerseits Hochzuehrende Leser bei so langweiligen Vordersätzen nicht ohne Schluß bleiben mögen, so will ich aus obigen in der Physik und Metaphysik des menschlichen Herzens augenscheinlich gegründeten Wahrheiten nur noch diese Folge ziehen, daß mein Beruf in der besten komischen Welt schon rechtmäßig sein würde, wenn ich durch meine Vorstellungen auch nur allein den kranken Theil des menschlichen Geschlechts erwecken könnte, ihr unangenehmes Selbst einer einzigen Betrachtung zu würdigen. Allein ich kann auch auf mein ehrliches Gesicht versichern, daß ich mir die Besserung der Sitten etwas mehr als beiläufig angelegen sein lasse, und zu diesem wichtigen Zwecke auf einem eigenen Wege gelange. Wir werden dieses nunmehr in dem folgenden andern Hauptabschnitte unsrer Vertheidigung zeigen. Denn nachdem ich solchergestalt in einem kurzen Vortrabe den Nutzen meiner Vorstellungen bereits

---

*) In seinem Triumpho litterario.

in etwas gewiesen, so hoffe ich einiges Recht zu haben, meine Sache in ihrer Ordnung fortführen zu dürfen.

Dasjenige, was man in der Malerei Caricatur nennt, und welches in einer Uebertreibung der Gestalten besteht, ist eigentlich die Art, wie ich die Sitten der Menschen schildre. So gut nun jene Gemälde ihre eignen Regeln und Vollkommenheiten haben, eben so gut sind auch meine Gemälde der Thorheiten einer eignen Vollkommenheit fähig; ja ich getraue mir zu behaupten, daß die Caricatur, in so weit sie die schöne Natur übertreibt, in ihrer Art unvollkommener als die meinige sei, weil der moralische Mensch geschickter dazu ist als der natürliche. Kann inzwischen der gemalte Riese das Auge des Zuschauers vergnügen, so ist nichts gewisser, als daß eine moralische Schilderung desselben ein gleiches Recht habe; und der Nutzen ist, daß Menschen, welche sich in einer ziemlichen Entfernung von der Wahrheit befinden, durch Vergrößerung der Gestalten zu einem deutlichern Gesichtspunkt gelangen müssen. Sind aber nicht alle diejenigen von der Wahrheit entfernt, die entweder aus Dummheit oder einer verschuldeten Trägheit das feine Salz der Satyre nicht empfinden, und gleichsam auf der Zunge gebrandmarkt werden müssen, wofern sie zu einer lebhaften Empfindung gelangen sollen? Wird nicht oft die Dorfgemeine von eben dem Redner eingeschläfert, welcher die Hofcapelle entzückt? *) Wirft nicht Dryden den Franzosen vor, daß sie aus gar zu ängstlicher Beobachtung des Regelmäßigen den größten Haufen der Zuschauer zur baldigen

*) Dem berühmten Young widerfuhr indeß das Gegentheil. Da er einst zu St. James predigte, konnte er, aller seiner Bemühungen ungeachtet, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer nicht rege machen. Seine Betrübniß übernahm ihn so sehr, daß er allen Wohlstand vergaß, sich auf der Kanzel niedersetzte, und in einen Strom von Thränen ausbrach. S. Universal Museum. May, 1756.

Ruhe bereiten? Wenn nun an jenen Geschöpfen kein Mangel ist, wenn ganze Nationen und Gemeinen in ihrem Geschmacke so verschieden sind, so rechtfertigt sich dadurch die Art meiner Sittenmalerei, da ich kleine Narren in Riesengestalten, und königliche Thoren in chinesischer Miniatur auf die Bühne zur Schau bringe, damit letztere auch von den Kurzsichtigen in der Nähe betrachtet werden können.

Herr Lessing, ein Mann, der Einsicht genug besitzt, um dermaleinst mein Lobredner zu werden, würde mir vielleicht hier einwenden, daß die Uebertreibung der Gestalten ein sichres Mittel sei, seinen Endzweck zu verfehlen, indem die Zuschauer dadurch nur verführt würden, zu glauben, daß sie weit über das ausschweifende Lächerliche der Thorheit erhaben wären *).

Allein meine gelehrten Feinde urtheilen hier abermals nach ihrer gebesserten Empfindung, und denken nicht, daß Mancher einen Geruch kaum empfinde, welcher dem Andern schon die schwersten Kopfschmerzen verursacht, sie erwägen nicht, daß es hinter ihnen noch ansehnliche Klassen von Thoren gebe, für deren Empfindungen sie nicht bürgen können. Ich habe es selbst erlebt, wie ich mich in einem bekannten Stücke durch ein Per li per la unsichtbar machen konnte, zum Schein aber dieses Wort vergessen hatte, und darüber in meiner sichtbaren Gestalt eine lustige Tracht Schläge empfing, welche mich zu einem erbärmlichen Geschrei bewog, daß ein deutscher Prinz, dem mein Geschrei

*) Herr Lessing hat mich in seiner Dramaturgie aufgefordert, ihm diese Vermuthung zu erweisen. Ich kann aber weiter nichts sagen, als daß ich Etwas, das mich zu dieser Vermuthung berechtigte, in den von ihm mit beförderten Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters, wovon im J. 1750 vier Stücke zum Vorschein kamen, gelesen zu haben glaubte; beim Nachschlagen finde ich aber, daß ich mich geirret habe. Anm. zur zweiten Ausg.

im Ernst zu Herzen ging, mir im vollen Eifer zurief: Um Gotteswillen, so sagt doch: Per li! Ich habe es erlebt, wie der Canut des deutschen Racine *) vorgestellt wurde, und die Scene kam, worin Estrithe ihren Bruder um die Verhinderung eines immittelst zwischen ihrem Gemahl und Godewin vorgehenden Zweikampfs bat, aber in 20 der schönsten Verse die Abscheulichkeit dieser unbefugten Entscheidung vorstellte, daß ein bewegter Fleischer in voller Angst ausrief: Ich wollte, daß der Donner in das Geschwätz schlüge; sie stechen sich ja immittelst funfzigmal todt! **)

Man wird mir zugeben, daß die fürstliche Einfalt und die Einsicht des Fleischers beide nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit nicht zu vermuthen waren. Indem aber doch Fürsten und Fleischer solche lucida intervalla, wie ein alter Lehrer, ein ehrlicher Rechtsgelehrter, es nannte, haben können, so glaube ich, meine Vermuthung noch etwas weiter erstrecken zu dürfen. Ich kenne viele Männer, die mit ihrer Zunge nur Handarbeiten verrichten; diese haben mir oft gesagt, daß sie sich von keiner Regel eines allgemeinen Geschmacks überzeugen könnten. Die Uebertreibung der Gestalten kann also wohl eben durch einen allgemeinen Satz nicht verworfen werden.

---

*) Joh. Elias Schlegel. N.

**) Ein ähnlicher Vorfall trug sich in London bei der Vorstellung des Grafen von Essex zu. Der Graf hatte der Gräfin von Nottingham einen Ring anvertrauet, den sie der Königin Elisabeth einhändigen sollte, und von der Auslieferung dieses Ringes hing sein Leben ab. Aus Eifersucht aber hatte sie sich entschlossen, ihn nicht abzugeben. Die Königin, welche das Leben des Grafen zu erhalten wünschte, fragte sie mehrmals hinter einander, ob sie nicht einen Ring von dem Grafen bekommen hätte? und als sie es immer leugnete, rief endlich ein Schiffer, voll Mitleidens und edlen Unwillens, von der Gallerie: Bei Gott, sie lügt, die Canaille! ich sah es, wie sie ihn in ihren Busen steckte.

Meine Art der Uebertreibung ist aber doch so fruchtlos nicht, wie meine Herren Gegner behaupten. Ich traf vor einigen Tagen meine alte ehrliche Colombine beim Nachttische vor ihrem Hohlspiegel an. Ich erschrak, wie ich ihr über die Schulter in den ärgerlichen Spiegel sah; jede Runzel erschien in demselben wie eine frisch gepflügte Furche, jeder Sommerfleck war ein rechtes Brandmal, die ganze Haut ihres Gesichts schien verschimmelt und zotticht zu sein. Meine Colombine, welche ihre Gestalt hier gleichsam auf eben die Art vorgestellt fand, wie ich die Thorheiten meines Nebenmenschen zu schildern pflege, versäumte aber keinen Augenblick zu ihrer Besserung, und schminkte sich auf's schönste. Nun hätte ich zwar lieber gesehen, daß sie ihre ganze Haut gesprengt und eine neue zugeleget hätte; da aber diese heroische Handlung mit gar zu vieler Gefahr für mich verknüpfet war, so verachtete ich auch die Wirkung des Hohlspiegels nicht, und werde von meinen Hochgeehrtesten Zuschauern, welche ihre scheußliche Gestalt in meinem moralischen Hohlspiegel erblicken, eben so wenig die Sprengung ihrer Haut fordern, sondern zufrieden sein, wenn sie blos die Entdeckung gemacht haben, welche alle gesittete Frauenzimmer auf die Art meiner Colombine zu machen pflegen.

Gleichwie aber die Uebertreibung der Gestalten an und für sich allein nicht hinlänglich ist zu vergnügen und zu bessern, wofern nicht zugleich nach Anleitung des Hogarth dabei gezeigt wird, wie selbige von der wahren Wellenlinie der Schönheit abweichen, also habe ich mich von Jugend auf darauf beflissen, diese Abweichung besonders auszubilden; und daraus ist die wahre Art meiner grotesken Caricaturmalerei entstanden.

Ich hätte hier gute Gelegenheit, den Herren Gelehrten meine Geschicklichkeit anzupreisen, und ihnen zu zeigen, wie glücklich ihre Gestalt zu übertreiben und zu treffen sei. Ich will aber mit gutem Bedacht nur meinen Capitano an-

führen. Seine dicken Pausbacken strotzen ihm von Winde, seine lange Nase stürmt, seine Augen werfen Feuerkugeln, die Borsten seiner Augenbraunen spießen eine kleine Armee, seine Stimme donnert, und wohin er tritt, da springt eine Mine. In dieser grotesken Caricatur wird nun zwar keiner von unsern artigen Kriegsleuten seine süße Miene erkennen, sich aber doch auch wohl hüten, in einige heimliche Aehnlichkeit mit meinem Herrn Capitano zu verfallen, wenigstens vergnügt darüber lachen, und des andern Morgens froh sein, daß er bei mir einen Abend ohne Spiel und ohne Verlust zugebracht; wovon ihn vielleicht keine Oper abgehalten hätte, wenn es wahr ist, daß sie ein Pranger sei, woran man seine Ohren heftet, um den Kopf zur Schau zu stellen.

Damit ich hier keinen Vorwurf bekomme, so will ich nochmals anführen, daß, so wie die groteske Malerei an keinem Hauptgebäude leicht Platz findet, also auch ich mit meinen Gemälden nur ein Nebenzimmer auf der Bühne verlange. Der Geschmack des Schiefen, oder der sogenannte gout baroc, ist gewiß sonderbar schön, gehört aber nicht in Tempel und andre dauerhafte Werke, welche die Ewigkeit erreichen sollen. Nur ein Bartas, le prince des Poétes François, wie er genannt wird *), ist im Stande, die Größe der Schöpfung in burleske Verse zu bringen; und ein Thor, die heilige Dreifaltigkeit im Geschmack des Watteau zu fordern **). Ich aber werde mir nie einfallen lassen, die erhabnen Gemälde eines Corneille oder Racine aus ihren prächtigen Sälen zu verdrängen. Allein, ein Schuster von Teniers, ein Federschneider von Douw und die Figuren von Callot, hangen zwar nicht bei einem Jüngstengerichte von Michel Angelo; sie werden aber doch bewundert. Selbst die kleine Groteskenart

*) La Semaine de Bartas.

**) Temple du gout, par Voltaire.

der Chinesen macht ein Gartenzimmer reizend; und Kenner bewundern den Geschmack eines Fürsten, welcher dergleichen, nicht in einem Winterpalaste, aber mit desto größerem Rechte in einem ganzen Lustgebäude anzubringen gewußt, und das Dach in einen chinesischen Sonnenschirm verwandelt hat. Nicht alle Meister denken von ihrer Kunst so bescheiden, und alle Cabinetter sind nicht mit gleicher Wahl geordnet. Sonst würde man nicht in einem der vornehmsten die Herzoge in marmornen Perücken unter die Brustbilder der römischen Helden gestellt haben. Eine gothische Prälatenmütze auf Cäsars Haupte würde keinen so guten Contrast geben. — Doch wiederum zur Sache! Ich schweife nach meiner Gewohnheit immer aus, und vergesse, daß ich mich selbst, und keinen Autor vorzustellen habe.

Ich habe gesagt, daß es meine eigne Art zu malen sei, die moralischen Gestalten, und besonders ihre Auswüchse zu übertreiben, und daraus grotesk-komische Gemälde zu verfertigen. Die Erfahrung könnte mir hier die Gewähr leisten, daß ich solchergestalt eine vollkommne und besondre Art des Lächerlichen zur Bühne bringe, wenn ich es nicht auch zugleich nach Gründen erweisen könnte. Dasjenige, worüber gelacht wird, was lächerlich und lachenswerth ist, hat sich zwar bisher noch nicht genau bestimmen lassen; weil, nach dem unterschiedenen Geschmack der Menschen, Mancher über dasjenige weint, worüber der Andre aus vollem Halse lacht. Aristoteles, dieser große Meister in allen Wissenschaften, welcher manchen Gedanken weggeworfen, worauf nachher Andre ganze Systeme gebauet, glaubt, der Uebelstand ohne Schmerz würde den ganzen weiten Umfang des Lächerlichen erschöpfen; und so oft ich an den Staatsminister *) denke, welcher durch seinen am un-

*) Popens Brief an Herrn Cromwell, vom 30. Dec. 1710, im 4ten Theil seiner Werke.

rechten Orte ausgehängten Hemdzipfel den königlichen Staatsrath mitten in seinen Berathschlagungen über das Wohl Europens zum Lachen bewog, so bin ich fast bereit, ihm Recht zu geben. Denn dieser Hemdzipfel war ein gewisser Uebelstand ohne Schmerz. Allein ich finde doch bei einer genauern Prüfung, welche Cicero bereits angestellt, eben nicht, daß dieser Satz hinreichend sei, die ganze Lehre des Lächerlichen daraus abzuleiten. Denn nach meiner Logik heißt es: Omne principium debet esse unicum, adaequatum et universale. Die Größe ohne Stärke scheint mir ein weit fruchtbarerer Stamm zu sein; wenigstens ist mir noch nichts Lächerliches begegnet, wozu ich nicht den zureichenden Grund in diesem A gefunden. Ein Mann fällt zur Erde, und neben ihm stürzt ein Kind. Man lacht über den ersten, weil man seiner Größe Stärke genug zutraute, um sich vor dem Fall zu bewahren; letzteres im Gegentheil erweckt Mitleid. Micromegas, dieses Ungeheuer in der übertriebnen Art, ist nicht lächerlich, weil er eine seiner Größe angemessene Stärke besitzt. Allein die durch seine Gegenwart geschwächten Größen, die gedemüthigten Alexander und Newtons, reizen zum Lachen.

Gesetzt nun, daß dieser Begriff des Lächerlichen seine Richtigkeit habe, wie ich fast vermuthe, da im Gegensatz alles Ernsthafte stark und groß ist, und selbst die Wellenlinie der Schönheit sich so wenig als immer möglich von der geraden entfernt, mithin von der Stärke ihr wahres Ansehen empfängt, so ist eben meine Caricaturmalerei die höchste Vorstellung des Lächerlichen, indem ich die Gestalt vergrößere, und die innere Seele oder Stärke dieser Gestalt auf's möglichste vermindere. Der mannhafte Ritter bei dem ersten Caricaturmaler, dem Cervantes, ist ein ausgehöhlter Körper, welcher Größe zeigt und Stärke lügt, und dennoch, nach dem Endurtheil des St. Evremont, ist er der rechte Arzt schwermüthiger Seelen. Seine bloße

Miene, wie sie Picard und Coypel der Ewigkeit überliefert, hebt eine phlegmatische Lippe; und Ninon, dieses originale Mädchen, welchem die Laster zum Verdienst gerechnet wurden, sah den gefrornen Schaum, ich will sagen die betrügerische Gestalt des Marquis von Sevigni, niemals ohne Lächeln; denn es war eine Größe ohne Stärke.

Ich glaube, daß der Helm des Ritters und mein Schwert im Anfange der Schöpfung nicht weit von einander gelegen. Wenigstens hat mir die Stimme des Volks, oder der Natur, worauf Moliere und Pope das Urtheil des guten Geschmacks in komischen Werken ankommen lassen, gar oft zu erkennen gegeben, daß meine bloße Figur ihr Zwerchfell erschüttert habe. Wenn ich also Könige, Philosophen, Dichter und Helden durch meine groteske Figur vorstelle, so müssen solche, nach den Regeln, so lächerlich als möglich werden; ihre Thorheiten müssen Pausbacken, und ihre Fehler Bocksfüße bekommen, um so recht im Vertrauen und mit aller Bequemlichkeit des Geistes besehen und belacht zu werden.

Was ich aber billig als ein Geheimniß meiner Familie bewahren sollte, ist dieses, daß ich in allen meinen Ausbildungen den Anstand einer Dummheit behalte. Dieser Anstand, oder das wahre Goffo, welches die Franzosen durch naïf nur halb ausdrücken, schattirt alle meine Gemälde, und rettet meinen Rücken. Ein Mann, der das Unglück hat, Verstand zu besitzen und solchen fein auszudrücken, wird allemal wohl thun, fürstlicher Thorheiten zu schonen. Und wenn ein Andrer als Sancho dem Herrn Baccalaureus das Räthsel vom Esel aufgelöset hätte, so würde es ohne Empfindung nicht abgegangen sein. Alle meine Mitbrüder in der höhern Klasse des Komischen hingegen müssen diese Klugheit beobachten. Ich aber, mit dem Anstande meiner Einfalt, kann die höchsten und niedrigsten Fehler, so lange ich keine Bosheit blicken lasse, kühn aufdecken, ohne die

Empfindung des Getroffenen zu verbittern. Er wird sich schämen, sich von einem Narren beleidigt zu halten, und doch das Seinige daraus nehmen; eben wie der Gelehrte das Lob eines kleinen Geistes verachtet, und es doch heimlich mit zu seinem allgemeinen Beifall rechnet. Dumme Leute loben nach Empfindung, kluge nach Absichten; und im Zweifel muß man Beides zu seinem Vortheil annehmen.

Ich weiß nicht, ob es mir allein, oder Andern auch vorkömmt: der Diener in der Livree, welcher seinen Herrn zum Narren hat, scheint mir nicht wohl ausgedacht zu sein. Gleichwohl ist in den übrigen komischen Vorstellungen dieser Diener gemeiniglich der Controleur der Sitten. In meiner komischen Republik pflege ich eben dieses wichtige Amt selbst zu bekleiden. Allein das Auge des Zuschauers ist gewöhnt, meiner Figur dasjenige zu verzeihen, was dem Lakai mit allem Recht übel genommen werden kann; und wenn ich Narr meinen Herrn zum Narren habe, so ist der Zuschauer damit zufrieden, daß ein Narr den andern plage. Dieses ist die Wirkung meiner scheinbaren Dummheit. Ueberhaupt ist die dumme List, oder der Schein derselben unter allen Vorstellungen die lächerlichste. Denn es ist eine Größe des Vorsatzes ohne Stärke des Geistes; der Schlüssel zu allen komischen Heldengedichten. Die aufrichtige Freude des Scaramusche, da er diejenigen, welche ihn derbe geschlagen, um deßwillen noch auslacht, daß er sie betrogen und durch seine von mir entlehnte Kleidung zu einem Irrthum in Ansehung der Person verführt habe, ist noch immer ein Meisterstück des Lächerlichen in dieser Art.

Meine Sprache, la goffosissima lingua bergamasca, ist der wahre Ton einer gewissen Einfalt. Und so wie der Capitano ein Neapolitaner, der Dottore ein Bologneser, Valerio ein Römer und Isabella eine Florentinerin sein muß, eben so richtig ist es, daß Bergamo die einzige Gegend in der ganzen Welt sei, welche das vorzügliche Glück

hat, selbst die Bühnen Ihrer Päpstlichen Heiligkeit mit einem Harlequin aus ihrem Schooße zu versorgen. Es soll sich zwar ein naher Verwandter von mir in Baiern oder im Oestreichischen niedergelassen haben, und eine Nichte der Isabella zu Leipzig befinden; ich weiß aber nicht, ob dermalen noch eheliche Kinder von ihnen daselbst vorhanden. So viel ist jedoch gewiß, daß kein Niedersachse zum Harlequin geboren ist.

Doch es ist Zeit, daß ich zu einem wichtigern Gegenstande schreite. Meine Leser kennen nunmehr mein Geschlecht, meine Person, meinen Gemüthscharacter, meine Art die Sitten zu malen und die Gemüther zu erheitern. Allein, wie sieht es um die Ausführung aus? „Wie elend ist das Gemische der Harlequinaden? Ohne Wahl, ohne Ordnung, ohne Einheit, ohne Ton, ohne Absicht ...... Niedrig kriechend, unanständig, possenhaft ... voller Zoten, liederlicher Anspielungen, ausgestopfter leerer Einfälle, ewiger Sprichwörter ... ist Alles, was wir noch bisher von diesen so hoch gerühmten Caricaturgemälden gesehen haben" sagen meine unermüdeten Feinde, die Herren Kunstrichter. Die Natur, setzt Mylord Buckingham hinzu, hat allen Menschen ihr Antheil Thorheiten zugetheilt, und keinen Harlequin erschaffen, welcher sich mit der Last aller menschlichen Thorheiten allein beladen sollte.

Allein mit Erlaubniß! wenn meine Leser noch nicht hungrig sind, so werden sie mich auch hören, oder ihr Urtheil so lange verschieben, bis sie gegessen haben. Denn ich beurkunde hiemit eigenhändig und öffentlich, daß alle Mißgeburten dieser Art, welche zwei Köpfe und mehrere nicht zusammenpassende Glieder haben, keineswegs von mir abstammen, wenn sie gleich unter meinem Namen die Welt durchstreichen, und sich für Geld zur Schau stellen lassen. So lange es möglich ist, daß meine Stücke die Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit eben so gut wie andre

behalten können — und dieses wird Keiner der grotesken Malerei absprechen — so lange es möglich ist, daß die grotesken Blößen eine sittsame Verhüllung leiden, und so lange überhaupt die Natur der grotesken Malerei aller Vollkommenheit fähig ist, eben so lange werden jene Einwürfe nicht mich, sondern diejenigen untergeschobenen Flüchtlinge treffen, welche mancher armselige Trauerspieler an Kindesstatt aufgenommen, und in seine Heldengedichte gemischt hat. Hans Wurst der Dreizehnte, welcher mit Carl dem XII. die Bühne betritt, ist nie von meiner Familie gewesen, und ich gebiete hiemit allen meinen Nachkommen, sich bei Verlust meines väterlichen Segens alles Umganges mit demselben zu enthalten; ja, ich gehe in meinem Eifer so weit, daß ich hiemit alle diejenigen von meinen Enkeln enterbe, welche sich in einem weinerlichen Lustspiele, oder statt der Musik zwischen den Auftritten des Trauerspiels gebrauchen lassen, und verdenke es Molieren, daß er einige von meinen grotesken Figuren in seine Vorstellungen nach dem Leben gemischt, und damit die Einheit seines Gemäldes verletzet hat. Der Sohn des Großtürken im Bourgeois gentilhomme, welchen er mir abgeborgt, steht in meinen Gemälden an seiner rechten Stelle, anstatt daß er in dem seinigen gar zu sehr absticht. Terenz hatte seinen Davus, der ungleiche Goldoni wählt in den Vorstellungen des täglichen Haushalts einen Trappola, Rivella, Truffaldino; aber nur alsdann erscheine ich mit Recht, wenn die ganze Schöpfung der Bühne grotesk ist. Der Cardinal Pallavicini hatte meine ganze Familie auf ein Kaminstück malen lassen, die Herren Scapin und Mezzetin stunden daneben, und Jedermann bewunderte die Wahl des Gemäldes.

Doch ich muß den Herren Gelehrten gelehrt antworten, und mit ihnen von der Einheit der Gemälde sprechen, wovon sie unter Allen am wenigsten verstehen. Ich denke

hier nicht an die Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung, welche kein Meister in der Kunst verletzen wird; da man Alles leicht in eine Haupthandlung flechten, die entferntesten Geschichten durch die Erdichtung in einem Zeitpunkt vereinigen, und ohne Verletzung der Regeln sich mit der beschwerlichsten Einheit des Orts *) nach Art eines Voltaire vergleichen kann. Ich will auch von der weitläuftigen Einheit der Absicht, wodurch sich fast alle Gemische rechtfertigen lassen, nichts erwähnen. Denn wenn die Absicht eines Verfassers ist, alle Regeln zu verletzen, und er thut es auf eine glückliche Art, so ist sein Werk einig und vollkommen. Im Rizcuansat **) sind alle mögliche Todesarten der tragischen Helden zusammen gehäuft; im Pot de chambre cassé wechselt das Erhabenste mit dem Allerniedrigsten ab; im Quodlibet liegt die Karte beim Cubach. Eine Posse ist Witz ohne Stärke; wer diese Art des Witzes lächerlich machen will, dem erlaubt seine Absicht, solche Possen zu machen, wodurch er diesem Endzweck ein Genüge leistet. Dergleichen Mischmasch ist durch die Einheit der Absicht verbunden, ohne welche ihr Anblick unerträglich sein würde. Oft macht auch die Natur dergleichen Sprünge in ihren Gemälden; und wenn Jones, nachdem er gegen das Fräulein Western seine erhabenste Zärtlichkeit ausgekramt, gleich darauf mit der ersten Nymphe zu

*) Die Einheit des Orts ist die beschwerlichste unter allen. Im Orest des Herrn von Voltaire stellt die Bühne den Strand des Meeres, ein Holz, einen Tempel, einen Palast, ein Grabmal zur Seite, und die Stadt Argos in der Ferne vor. In der Semiramis fängt die dritte Handlung im Cabinet an, und endigt sich im Saale. Der Herr von Voltaire versteht unter der Einheit des Orts eine ganze Stadt, so daß eine Handlung im Capitol anfangen, und sich in einem Hause endigen kann.

**) Ein komisches italiänisches Stück.

Bette geht, so entsteht daraus kein Fehler wider die vom Horaz angepriesene Einheit des Characters; denn Fielding malte keinen Romanheld, sondern einen jungen Menschen, dessen Einheit aus einem nicht wunderbaren Gemische bestand.

Die Einheit des Tons, welchen in der Musik fast Jeder kennet, und wodurch das Concerto der Stimmen, der Farben, der Stellungen, der Personen, und kurz, aller zu einem Ganzen versammelten Theile erhalten wird, ist dasjenige, was dem Auge der Kenner nicht entwischt, und zu der wesentlichen Schönheit des Ganzen gehört. Eine nackte Unschuld, welche dasjenige mit der Hand bedeckt, worüber ein Zephyr die braunen Locken streuen sollte, sündigt wider die Einheit des Tons. Wenn Corneille aus dem Heroischen in's Natürliche, und Racine aus dem erhabenen Zärtlichen in die menschliche Sprache der Verliebten tritt, wenn Cupido's Glut- und Liebespfeile um Cato's stille Größe schwärmen, wenn ein Deutscher das Wort *François* in der Zayre durch Franzos *) übersetzt, wenn eine ungeschminkte Person bei Abend unter geschminkten auf der Bühne erscheint, und solchergestalt den heutigen Cothurn ausziehet, wenn eine einzige Stimme auf der Bühne nicht in das Concerto der übrigen gehört, wenn eine Prinzessin nicht mit Anstand zürnet, oder ein Hirt im Trauerspiel wie bei seiner Heerde spricht, und was dergleichen Fälle mehr sind, wovon ich hier nur aus jeder Art einen angeführt habe: so fühlt jeder Kenner, daß der Mangel der Einheit des

*) François hat im Französischen einen Adel, den es im Deutschen nicht hat, und muß daher nothwendig in der Zayre durch Franke übersetzt werden, zumal da in der Türkei, wo die Handlung ist, alle Christen Franken heißen, und die Deutschen das von dem Herrn von Voltaire so geschickt mit eingeflochtene Lob der französischen Nation entbehren können.

Tons das ganze Gemälde verstelle. Ein großer Meister drohet oft, aus einem Ton in einen ganz fremden überzugehen; allein er besitzt die Kunst, auch das Widrige zu vereinigen, und den Gedanken in einem Largo zu heben, welcher in einem Menuet geschmeidiger und freudiger den geschwinden Händen entschlüpfte. Ein Maler dämpft die verwegensten Farben nach dem allgemeinen Schatten seines Stücks; er bringt einen Hund in Salomons Opferung, setzt ihn aber in eine solche Entfernung, und legt ihm ein solches Erstaunen und so viel Ehrfurcht in die Augen, daß man fast glauben muß, er gehöre mit dazu. Ein Savarey zwingt Löwen und Lämmer zu dem Sitze des Orpheus; und die Macht der Musik erschafft in ihren Augen Entzückung und Frieden. Ja ich kenne einen Trauerspieler, welcher alle seine Prinzessinnen erst nach der Flöte stimmt, um das Concerto zu erhalten, und die Töne der Wörter unter einen Schlüssel zu bringen.

Die Haupteinheit des Stücks, welche Corneille sehr oft einer kühnern Schönheit aufgeopfert, Voltaire aber niemals verletzt, begreift in ihrem weitesten Umfange, und so weit das feineste Gefühl derselben reicht, nicht das Mindeste, was nicht in meinen Gemälden beobachtet werden könnte. Ich gerathe in eine Art von Entzückung, wenn ich die Harmonie meiner grotesken Schöpfung betrachte. Ich, als die Hauptperson, zeige mich immer mit einem mir eigenen Anstand in der besten Stelle, und sättige das begierige Auge mit lachenden Freuden. Alle meine Mitspieler folgen stufenweise nach mir; und unter denselben findet sich keine einzelne abstechende Schönheit, welche die Aufmerksamkeit auf das Ganze unterbräche, oder für Andre um Verzeihung flehte. Durch mich erhält das ganze Gemälde Leben, und man sieht, daß das Dasein der Andern von mir, als dem Hauptwesen, abhängt. Die verschiedenen Arten des Lächerlichen schwellen in ihrer Ordnung zu einer vollendeten Ca-

ricatur, und die Abstiche sind durch den allgemeinen Schatten zur Genüge gedämpft. Die Herren Mezzetin, Scapin, Trivelin bilden ganz unterschiedene Abfälle des Lächerlichen, ohne Mißtheile *) zu veranlassen; meine Colombine, mein Capitano, mein Dottore vermehren den grotesken Contrast; ein jedes von meinen Lazzis giebt eine passende Gruppe ab, und kurz, die allgemeine Einheit des Tons fehlt meinen Gemälden nicht.

Was die Wahl meiner Stücke betrifft, so sind zwar sehr viele darunter, welche zu den Einfädelungen, pièces à tiroir, gehören. Allein ich bin erstlich noch nicht überzeugt, daß solche in meiner Art ganz verwerflich sind, indem doch jede theatralische Geschichte im Grunde nur ein Fuhrwerk ist, um seine Lehren und Einfälle zu Markte zu bringen. Gesetzt aber, daß diese Art komischer Vorstellungen nicht nach den aristotelischen Regeln wären, so sehe ich doch nicht ein, warum ich nicht gleichwohl ein Paar groteske Geschöpfe verheirathen, und damit nach dem Beispiel meiner Mitbrüder die Einheit der Handlung erhalten könnte.

Die Possen, die Anspielungen, die Zweideutigkeiten sind Behelfe solcher Bettler, welche unter meinem Namen die ehrbare Welt hintergehen, und zugleich einen Beweis abgeben, wieviel ich mir von dem Zuschauer versprechen könne, wenn derselbe sogar dergleichen Aftergeburten seines Gelächters würdigt. Ich, und Alles, was von unserer Familie ist, wird sich aber nie einen solchen Vorwurf zu Schulden kommen lassen. Es gehen mithin alle obige Anklagen nur wider diejenigen, welche als Gespenster in meiner Gestalt erscheinen.

Wenn dieses aber auch nicht wäre, so glaube ich doch,

*) Da man im Deutschen Mißtöne und Mißfarben hat, so glaube ich auch Mißtheile, welche das eigentlich disparate veranlassen, sagen zu können.

daß die Art der grotesken Malerei, da solche eine beständige Ausschweifung ist, mehrere Freiheiten als andre komische Stücke habe. Dryden, um das Feld derselben zu erweitern, tadelt, wiewohl mit Unrecht, einen Racine, daß er seine Roxane in dem Tone des Stücks rasen ließe, und dadurch eine Monotonie verursachte. Seiner Meinung nach wäre die Natur der Leidenschaften überall einerlei. Der Wohlstand fiele in den großen Bewegungen weg, und eine rasende Königin oder ein rasendes Heringsweib wären sich in diesem Augenblicke Beide gleich; der Dichter müsse die Natur malen, wie sie wäre; so wäre die Ophelie im Hamlet gerathen. Und nach diesen Grundsätzen schimpfen Drydens Octavia und Kleopatra troß einer Prinzessin vom Holzmarkte. Er rechtfertiget dieses mit dem Exempel des Achilles, welcher in seinem Zorn einem erhitzten Packenträger nichts nachgäbe.

Nun leugne ich zwar nicht, daß der allgemeine Ton des Stücks den Contrast beschwerlicher mache, und deßwegen die Hand eines Meisters erfordre, damit aus der Symphonie keine Monotonie werde; ich leugne nicht, daß der großmüthige Stolz eines Gusman, der großmüthige Haß eines Zamore, die großmüthige Liebe einer Alzire, die großmüthige Dankbarkeit eines Alvarez, da alle Personen in die genaueste Einheit des Tons gestimmt sind, einen langweiligen Gleichlaut erwecken könne. Allein um deßwillen, daß ein kleinerer Geist als Voltaire Fehler begehen könnte, halte ich Dryden nicht berechtiget, die Einheit des Tons zu verwerfen. Die Erziehung dämpfet alle Leidenschaften zu einem eignen Wohlstande, und eine Königin wird immer erhabner als eine Bäuerin schimpfen. Die Schaubühne im Trauerspiel ist der Hofsaal; und wer darin den Zutritt hat, von dem wird Anstand, diese Wölkung aller Handlungen, in seinen heftigsten Ausschweifungen vermuthet. Zur Zeit Homers war der Vorsaal eines Königes mehr gemischt, und Prinz Telemach lebte mit dem Kuhhirten vertraut.

Ueberhaupt aber zeugt es von der Größe des Meisters, der immer die Gerichtsbarkeit seiner Kunst erweitert, wenn er alle mögliche Gegenstände in den allgemeinen Gesichtspunkt seines Stücks bringen, und einen Eierkuchen so heben kann, daß er in einem ernsthaften Heldengedichte kein Mißtheil wird. Dieses sind Meisterzüge; und man gebe Graun alle dem Anschein nach widrige Töne; durch seine Geschicklichkeit wird er sie alle vereinigen, und in einen Hauptton auflösen.

Inzwischen hätte ich doch Lust, mir für meine Wenigkeit die Anmerkung des Dryden zu Nutze zu machen. Denn die groteske Malerei ist dem Sonderbaren günstig; und ein prächtiger König, wenn ich ihn, wie der Maler den Hund zur Opferung, schildere, kann unmöglich zu einem solchen Mißtheil in meinen Gemälden werden als der Arzt im Sejan des Ben-Johnsons; weil sein Pinsel an weit strengere Regeln als der meinige gebunden ist. Bei mir kann ein Mischmasch verschiedener Naturen zur Noth ein groteskes Quodlibet heißen, und in solcher Art mit durchwischen. Der gout baroc erfordert zu seiner Vollkommenheit unähnliche Theile. Berrin *) hat vor vierzig Jahren sogar zwei- und dreiköpfige Grotesken, geschwänzte und geflügelte Drachen erfunden, gezeichnet und in Mode gebracht. Garth in seinem Dispensary fällt oft ohne Mittel aus einem Ton in den andern; und vielleicht ist Pope in seinem Lockenraube, wenn er aus dem Komischen in das blos Satyrische übergeht, von diesem Fehler nicht so frei als Boileau im Pult. Allein eben die Freiheiten

*) Freron, Lett. 1. Tom. I., schreibt diesem seinem Landsmann, wie die Franzosen gern thun, die Erfindung dieser Art Grotesken zu. Ich sehe aber nicht, warum? da die Einbildung der Dichter und Romänchenschreiber längst mit dergleichen Geschöpfen angefüllet gewesen.

der komischen und grotesken Malerei kommen ihnen einigermaßen zu Statten. Man würde es aber einem Klopstock nicht verzeihen, wenn er die Liebe der Cidli nur um ein Weniges natürlicher gemacht hätte.

Ich könnte hieraus die Folge ziehen, daß die Vermischung unterschiedener Arten in meinen grotesken Gemälden nicht so strenge als in andern verboten wäre. Allein ich will in meinem Satze wie der Divan beharren, und behaupten, daß meine Vorstellungen ihrer eigenen Regeln und Vollkommenheiten eben so fähig sind als andre Lustspiele, und daß diejenigen von Michel Angelo della scopa*) sind, welche solche nicht besitzen.

In den alten Zeiten erschienen alle Schauspieler verlarvt auf der Bühne, und so herrschte auch in der Wahl der Kleidung eine gewisse Einheit, weil alle Larven komisch waren. Man vermied dadurch einen entbehrlichen Vertrauten, welchem die Prinzessin oft nur weiter nichts als ihren Namen zu sagen hat, um sich den Zuschauern bekannt zu machen. Der Character eines jeden Schauspielers zeigte sich gleich in seiner Maske**). Meine Colombine aber, welche gern ihr schönes Gesicht zeigen wollte, verließ zuerst

---

*) Michel Angelo della ruota war der bekannte große Maler; und die Italiäner nennen einen Pfuscher Michel Angelo della scopa.

**) Eigentlich gewannen sie dadurch eben das, was man in der Fabel durch die Einführung eines Thiers von bestimmtem Character gewinnt. Sobald man den Fuchs oder den Hasen nennt, so bedarf es keiner weitern Characterisirung; und sobald man die alten Larven sah, hatte man einen völlig intuitiven Begriff von der handelnden Person. Die Italiäner und Franzosen agiren mehrentheils mit stehenden Figuren. Arist, Lisette, Isabelle sind stehende Namen, wie Harlequin, Colombine, der Capitano und der Dottore; und sobald sie nur genannt oder gesehen werden, kennt man auch ihren Hauptcharacter. Wir Deutsche hingegen erfinden mehrentheils zu jeder Comödie neue Namen, und ver-

diese löbliche Gewohnheit; der Dottore glaubte auch in seiner langen Perücke, wie ein Minister mit dem Fernglase, kennbar genug zu sein, und der Capitano berief sich auf seine stürmende Miene. Nur ich, obschon Alle von meiner Familie sich durch ein gewisses Weiße im Auge von andern Menschen unterscheiden, die Herrn Scapin, Mezzetin, Trivelin haben unsre Masken behalten, weil wir so unterschiedene Arten des Lächerlichen ausbilden, welche dem Zuschauer nur durch Hülfe der Malerei ausgedrückt werden können. Mir sieht Jeder die gute lächerliche Dummheit an, Herr Scapin ist spitzfindig, Mezzetin höhnisch, Trivelin grämlich, Pierrot bäurischlächerlich. Dieser auf der Bühne ohne eine Reihe characterisirender Handlungen einem jeden Zuschauer nicht wohl anders zu entdeckende Contrast wird durch unsre Masken, Kleidungen, Stellungen, Gebärden und Lazzi unterstützt, und die ganze Menge sieht, kennt und belacht uns in demselben Augenblicke. Die Beschuldigung des Mylord Buckingham ist also ungegründet, indem wir die Thorheiten des menschlichen Geschlechts ziemlich vertheilen, und einzelne nicht mehr übernehmen als Mylord *) selbst getragen hat. Allenfalls aber sehe ich nicht ein, warum die Narren in der chimärischen Schöpfung nicht eben so gut ihre eigne Natur haben sollten, wie ihre Urbilder in der wirklichen.

Wenn ich sehr genau gehen wollte, so würde ich mich gar von dem Herrn Scapin, Mezzetin und Trivelin

---

lieren dadurch jenen in der That wichtigen Vortheil. Die Namen der ganzen heidnischen Mythologie geben intuitive Begriffe, und dies ist die Ursache, daß wir sie allezeit behalten werden.

*) Georg Villiers, Herzog von Buckingham, Verfasser des Lustspiels The Rehearsal, war ein Staatsminister, Goldmacher und Narr, wie Pope in seinem Briefe an Allen Lord Bathurst sagt. Dryden schildert ihn eben so unter dem Namen Zimri.

trennen. Denn auch selbst meine Art der komischen Malerei läßt sich in mehrere Zweige vertheilen. Die Franzosen, welche die Arten der Thorheiten am besten bearbeitet haben, fühlen den mächtigen Unterschied zwischen Bouffon, Burlesque und Poissard. Der Verfasser des Philoboufsi hat sogar ein Heroïque poissard erfunden; und Scapin sowohl als Mezzetin sind eigentlich Geschöpfe aus dem Poissardengeschlechte, worin lächerliche Größen dem höhnischen Auge des stolzen Weltweisen gemalet werden.

Der Abt le Blanc *), welcher England, wie ein Reisender die Provinzen, nach dem ersten schlechten Wirthshause beurtheilt, verfällt in diese Art der Beschuldigungen bei Gay's Bettlers-Oper und Wicherley's Stücken, und wundert sich, daß ehrliche Leute in Gesellschaft der Bettler und Straßenräuber ein Vergnügen finden können. Mich wundert es aber noch mehr, daß heilige Männer eine gemalte Hölle und die verschiedenen Ausdrücke der Raserei, des Schreckens und des Jammers mit vergnügter Aufmerksamkeit überschauen können. Ein König steigt zu seiner Erquickung gar gern von seinem Thron herunter, und Jedermann findet eine Art des Vergnügens, bisweilen aus seiner Laufbahn zu schweifen. Man betritt mit dem Gil-Blas des le Sage und der Amalie des Fielding ganz gern die niedrigsten Stufen des menschlichen Lebens, findet sich dort oft als in seiner Heimath, und erholet sich von den prächtigen Geschichten, womit uns die Erdichtung in einem regelmäßigen Tone unterhalten. Das Leben großer Herren ist ein beständiger Roman. Sie sehen das wahre gemeine Leben nie, es sei denn auf der Bühne. Hier kann ein Bauer auftreten, ohne des Oberhofmarschalls Erlaubniß zu haben.

Doch ich sehe, daß mich der Unwille aus meiner Ge-

---

*) Lettres sur les Anglois. T. III.

müthsfassung gebracht, und zu einem Ernst verleitet habe, welchen ich in meinem Leben nur einmal empfunden. Dies war in meiner zartesten Jugend, wie mich mein Vater mit Schlägen zum Grotesken abrichtete, ich auf die Bühne lief und die Zuschauer mit Thränen bat, nur ein einzigmal zu lachen, damit mein Vater besänftigt würde. Seitdem hat meine Einbildung allen sterblichen Wesen ein Paar Hörner oder lange Ohren zugesetzt, um allemal in einer grotesken Welt zu leben.

Es geschieht niemals ohne Ehrfurcht, daß ich an die Apologie der französischen Geistlichkeit denke, wodurch sie die Gewohnheit der jährlichen Narrenfeste gegen das bischöfliche Verbot vom 12. März 1444 zu rechtfertigen sich bemühte *). Die Thorheit, heißt es in diesem ernsthaften Werke, ist dem Menschen gleichsam angeboren, und gewinnt durch diese sanfte und heilige Ergötzung jährlich nur einmal ihren Ausbruch. Frische Weine sprengen das Faß, wenn man ihnen nicht das Spundloch öffnet. Es sei ferne von mir, daß ich eine solche abscheuliche Gewohnheit, wie das Nar-

*) *Dict. Encycl.* unter dem Worte: Fêtes des foux. On élisoit dans les Eglises Cathédrales un Evêque ou un Archevêque des foux, et son élection étoit confirmée par beaucoup de bouffonneries, qui servoient de sacre. Cet Evêque élû officioit pontificalement et donnoit la bénédiction solemnelle au peuple, devant lequel il portoit la mitre, la crosse et même la croix. Dans les églises, qui relevoient immédiatement du Pape, on élisoit un Pape des fous, auquel on accordoit les ornemens de la Papauté, afin qu'il put agir et officier solemnellement comme le Saint-Père. Des Pontifes de cette espece étoient accompagnés d'un clergé aussi licentieux. Tous assistoient ce jour là au service divin en habits de mascarade et comédie. Dieses war die heilige und stille Ergötzung. Der Verfasser des Artikels setzt hinzu, daß er noch das Aergerlichste ausgelassen habe.

renfest war, billigen sollte. Allein der Grund der Vertheidigung ist wahrlich aus der menschlichen Natur genommen, und ich fühle in mir selbst, daß die Freude ein Bedürfniß unserer Seelen, und der Trieb dazu eben so gegründet wie der zum Trinken sei. Die weisesten Männer erwarten bei einer kleinen komischen Erzählung mit Ungeduld den Schluß zum Lachen; die Geistlichkeit verlangt ihre fêtes des fous, und die Weltlichen sind sehr zufrieden, wenn ich ihnen eine freie Gelegenheit dazu verschaffe. So ist es jederzeit gewesen; nur der Geschmack ist feiner geworden. In allen Heldengedichten wird eine Liebesgeschichte angebracht; Dido und Henriette d'Etrees sind aber ganz anders wie Aurencide, Dame Polinarde und die Heldin von Hug und Wolf Dietrich *). Der Anfang jeder Wissenschaft ist allemal unvollkommen, und mit sehr groben Fehlern gezeichnet gewesen. Wenn denn aber endlich aus den Liebesepisoden eine erhabene Eidli entstanden, warum sollte nicht auch noch die groteske Sittenmalerei zu

---

*) Meine Leser werden die beiden ersten kennen. Aurencide, die Schwester des Sultans von Persien, schildert sich ihrem Liebhaber folgendergestalt: Regarde s'il y a quelque vice dans mon corps. Mon poil n'est ni dur ni brun, mon teint ni obscur ni roux, ma chair encore moins rude ni salle. Je crois que le tetin ne te semblera mal, ni l'un trop proche de l'autre, le ventre n'est ni ridé ni fletry, les bras sont charnus et le cuisses bien rondes ... S. l'Histoire de Palmerin d'Olive, ch. 126. Dame Polinarde ließ ihren Palmerin mit der Strickleiter in's Fenster und erzählte ihm einen Traum, der sehr schwer zu erfüllen war.

Die Schöne des Hug und Wolf Dietrichs
Die thäte sich aufdecken
Die Jungfrau überall ....
Da ward dem Helden reine
Gar teuflischen stahn.

S. das Heldenbuch im andern Theil, p. 123.

ihrer Vollkommenheit reifen? Und was kann unsre Feinde bewegen, die Beschuldigungen gegen mich zu wiederholen, welche seit undenklichen Jahren nur einen Hanswurst getroffen haben? Das Gassenlied war im Anfange eine gereimte Zote. Nachher hat es ein französischer Prinz zu seiner glücklichsten Beschäftigung gemacht, bis es endlich die Ehre gehabt, ein ordentliches Lehrgedicht zu erwecken *).

Dem sei aber wie ihm wolle, so erweckt die allgemeine Uebereinstimmung, worauf Hume die Vielgötterei, und Andere den Gegensatz gegründet, eine rechtliche Vermuthung für mich. Ich sehe meinen philosophischen Hörsaal niemals leer, und der selige Herr von Hagedorn, welcher in seinen Ansprüchen auf die Freude so unbillig war, daß er von jedem gedruckten Werke wenigstens einen guten Gedanken forderte, versäumte solches selten. Er lachte wie Andre lachen, und antwortete dem spitzmündigen Tadler nicht, welcher sich nach der Ursache seines Lachens erkundigte. Ihm war es genug, diese Wohlthat ungekitzelt zu genießen, und seine Augen aufzuklären, wenn sie von vielem Lesen erstarrt waren. Er dachte wie van Effen:

Eh bien soit, voyons l'Opéra!
De l'humeur, dont je suis, tout me divertira.

Die größte und wichtigste Wahrheit ist diese: daß jeder Mensch wechselsweise klug und närrisch ist. Das Mehrere und Wenigere in diesem Gemische entscheidet sein Lob. Der große Staatsminister, welcher den Friedensschluß mit Spanien auf dem geheimsten Theile seiner Geliebten unterschrieb, beförderte nichts destoweniger das Wohl Europens. Ich in meiner Wenigkeit fordre nur eine Stunde aus dem Tage des Weisen. Ich lasse ihm also noch drei und zwanzig zu seinen übrigen Beschäftigungen; und derjenige ist wahrlich weise, der nur eine Stunde, nicht verliert, sondern zu sei-

*) Le Vaudeville, poëme didactique de Mr. *Sédaine*.

ner nöthigen Ermunterung anwendet. Der Ausspruch strenger Sittenlehrer schreckt mich nicht. Diese mögen immerhin die Castraten vom Fegefeuer freisprechen, und die schönen Sängerinnen dort ihre verlornen Stunden nachholen lassen; ich werde dennoch das Glück der erstern nicht beneiden, und hoffentlich mit meiner Arbeit für das allgemeine Vergnügen die Strafe der letztern nicht verdienen.

Meine Leser werden mir erlauben, hier Abschied zu nehmen, weil es nach ihrer Uhr gerade eine Stunde sein wird, daß ich ihre wichtigen Beschäftigungen unterbrochen habe.

III. 1.

Vorrede

zur zweiten Ausgabe des Harlequin.

Da ich vor einiger Zeit in Gefahr gewesen, aus dieser besten Welt cum infamia relegirt zu werden, so sollte ich mich billig nicht wieder öffentlich sehen lassen, und mich in meinen philosophischen Pelzmantel, worin es sich ganz warm sitzt, wenn nur ein wenig innerliche Wärme dazu kommt, bis an die Nase verhüllen. Indessen habe ich doch nach reiflicher Erwägung, wie viel seit Erschaffung der Welt mit einem distingue ausgerichtet worden, mich unmöglich enthalten können, bei dem Grabe der Mrs. Pritchrad noch einmal auf meine Zehe zu treten, und mit einem traurigen Blicke auf dieses erhabene und von Fremden verachtete Denk-

mal, meine Feinde in Deutschland zu bitten, mir ihren letzten Segen nicht zu versagen. Ich will ihnen dagegen mit reuigem Muthe bekennen, daß ich niemals wiederum in einer Landstadt auf der Bühne erscheinen, sondern nur solche Orte zu meinem Aufenthalt wählen werde, wo das leidige Verderben der Menschen meine freundliche Hülfe mehr als jemals fordert. Es hat mir lange geschienen, daß der Krieg, welchen Rousseau den Wissenschaften angekündigt, eben derselbe sei, welcher seit langen Jahren von einem großen Theil ehrlicher Männer gegen den Luxus geführt worden, und daß alle Wissenschaften, sie mögen nun theologisch, juristisch, medicinisch oder philosophisch sein, ein Luxus der Seele seien, welcher für den Bürger und Landmann in kleinen Städten das größte Verderben erzeugen könnte. So wie nun aber daraus nicht folget, daß die Lichter der Erde um deßwillen ausgeputzt werden müssen, so hoffe ich auch, man werde mich mit allen großen Gelehrten, denen der Luxus der Seele nicht zum Vorwurf gereicht, dort dulden, wo die unendlich vermehrten Krankheiten allerhand Arten von Curen, die zur Freude des menschlichen Geschlechts gewiß nicht erfunden, aber dem armen Sünder doch sehr nöthig sind, erfordern; und auf dieses distingue wird man mir hoffentlich meinen Geleitsbrief in Gedanken bewilligen.

Ich hatte mir sonst noch vorgesetzt, etwas von der Comödie mit stehenden Characteren zu schreiben, und zu zeigen, daß der Capitano, der Doctor, der Harlequin, der Scapin, der Alte, dasjenige auf der Bühne leisten, was der Löwe, der Fuchs in der Fabel, oder Jupiter, Venus, und Minerva in der Heldengeschichte leisten, nämlich, daß sie sogleich den ganzen Character des Handelnden auf dem kürzesten Wege zur Intuition bringen, und ein überaus bequemes Mittel darbieten, um die Erzählung wie die Handlung abzukürzen. Ich wollte hieraus den Schluß ziehen, daß, so wenig wir jene allgemeinen und symbolischen Con-

ventional-Begriffe ohne Nachtheil der Künste entbehren können — —

* * *

Die Deutschen haben die wenigsten stehenden Charactere, und, aus Mangel einer Hauptstadt, wenige symbolische Worte, kein la Greve, kein Drury-lane, kein Tyburn, keine genugsam bekannte Helden.

* * *

Harlequins Stoßgebet. Allmächtiger und allweiser Schöpfer! erbarme dich deines närrischen Geschöpfs, das du so wunderlich gemacht und mit einer Kraft begabt hast, aus freiem Willen zu lachen, wenn die Feinde ihr Vergnügen blos mit der Nase suchen und finden können, zu lachen, während der Zeit Andere vor Vergnügen weinen, oder wohl gar trockne Gesichter machen. Du hast mir die Vernunft zu einer nothdürftigen Handlaterne gegeben, nicht um die Sonne und den Mond damit aufzusuchen, sondern meinen Weg auf dieser dunkeln Erde zu finden. —

III. 2.

Die Tugend auf der Schaubühne,

oder

Harlequins Heirath.

Ein Nachspiel in einem Aufzuge. *)

Personen des Nachspiels:

Herr Barthold, Principal der Bühne.
Colombine, seine Tochter.
Harlequin, }
Scapin, }
Isabelle, } Schauspieler.
Valer, }
Peter, Lichtputzer.

Der Schauplatz ist auf dem Schauplatze.

Erster Auftritt.

Herr Barthold, Harlequin.

Harlequin (macht drei tiefe Verbeugungen).

Barthold. Was will Er, mein guter Freund?

Harl. (macht wieder einige Verbeugungen).

Barth. Bücke Er sich so lange, bis Er müde wird, und dann kann Er mir sagen, was Er zu sagen hat. Die jungen Leute gewöhnen sich das itzt so an, daß sie einem die Zeit mit tausend Complimenten verderben. Wenn man

---

*) Man sehe über dies scherzhafte Stück die Nachricht, welche ich in Mösers Leben davon gegeben habe. Da es in seiner Art merkwürdig ist, habe ich es auch besonders abdrucken lassen. N.

in meiner Jugend zu einem Mann im Amte ging, so machte man ihm einen einzigen Bückling, und kam dann zur Sache. Das war eine gute Mode; dabei sollte man es lassen.

Harl. (in fremdem Ton). Hochedelgeborner und Gestrenger — — —

Barth. Damit geht schon wieder eine Minute hin.

Harl. Sie erlauben großgünstig — — —

Barth. Wieder eine Minute.

Harl. daß ich mir die Freiheit nehme — —

Barth. Noch ein Wort von solchem Schlage, und ich prügle Dich zum Dinge hinaus.

Harl. (im gewöhnlichen Ton). Ich komme, Herr Barthold, wegen Ihrer jüngsten Tochter, Colombine; sie gefällt mir — — —

Barth. Gehorsamster Diener, gehorsamster Diener, mein werthester Herr Harlequin! Verzeihen Sie, daß ich Sie sogleich nicht gekannt habe. Meine Augen vergehen mir allmählig, und Sie redeten mir in einem solchen Candidatenstil, den ich an Ihnen nicht gewohnt bin.

Harl. Ich kann heirathen, ich muß heirathen, und ich will heirathen.

Barth. Nun, das ist kurz. Das sind drei Hauptursachen, die nicht von allen Leuten so recht verstanden und empfunden werden. Was gedenken Sie denn aber Ihrer künftigen Witwe zum Leibgedinge auszusetzen?

Harl. Erstlich gedenke ich nicht vor ihr zu sterben.

Barth. Das ist freilich ein guter Vorsatz; allein die Ausführung kömmt bisweilen gar sehr auf die Frau an; diese hat vielerlei Mittel, einen ehrlichen Mann in die Grube zu bringen, ohne Gift und Messer. Der meinigen habe ich es, Gott sei Dank, abgesessen. Es war ein heller Gast; aber sie wurde so eingetrieben, daß sie sich aus dem sieben und zwanzigsten Kindbette nie wieder erholen konnte. Sie sehen, ich habe mich wohl gehalten.

Harl. Das merke ich. Zweitens hat sie, so lange ich lebe, ein reichliches Auskommen. Meine Kunst als Har-

lequin hat einen goldnen Boden, und Colombinchen hat gewiß auch eine Kunst, worauf sie sich verlassen kann.

Barth. Ach, die Künste verlassen einen mit der Zeit; und wenn man alt wird, so ist nichts Bequemers, als von seinen Renten zu leben. Da ist ein Haufen Mühe und Sorge erspart.

Harl. Freilich, und ich denke eben deßwegen ein Kapital zurück zu legen, wovon zweitausend Thaler auf den Witwenstuhl kommen sollen; Nota Bene, wenn er kein Haarbreit verrückt wird.

Barth. Das ist etwas hart; eine Witwe ist zu beklagen. Ich fühle, mein lieber Harlequin, wie sauer es mir in meinem sieben und siebenzigsten Jahre wird, mich nicht bisweilen auf einen hübschen weichen Witwenstuhl zu setzen.

Harl. Ich will es aber nun so; und darum gebe ich meiner Witwe einen Stuhl mit vier Beinen, damit er recht feste stehe. Zweitausend Thaler, wenn ich sie habe, sind, zum Henker, Geld. Was Colombine erspart, soll sie zu ihrem Nadelgelde behalten; und wenn sie vor mir verstirbt, werde ich sie in ihrem besten Hemde begraben lassen.

Barth. Aber Sie vergessen die Morgengabe.

Harl. Das bin ich selbst, Morgen- und Abendgabe. Bringt mir aber Colombine einen Sohn — wohl zu verstehen, wenn er mir ähnlich sieht; denn das fordere ich ausdrücklich, — so soll er auch Barthold Harlequin heißen.

Barth. Ich dachte in der That, Sie wollten ihr sodann ein neues Kleid auf's Kindbette legen. Hören Sie, Herr Harlequin, ich habe der Mädchen viele, und schaffe sie mir gern vom Halse, weil sie auf ihren spitzen Absätzen leicht einmal unvorsichtiger Weise zu Falle kommen können. Ich will also nicht lange handeln. Colombine ist die Ihrige; und zwar diesen Abend, wenn Sie wollen. Das bitte ich mir aber aus, daß Sie sie nicht heimlich entführen; ich würde sonst auf Ihrer Hochzeit nicht trinken können.

Harl. So weit sind wir noch lange nicht. Ich habe mich nur erst beiläufig erkundigen wollen, ob Sie mir Ihre Tochter wohl geben wollten, wenn ich in forma darum anhielte. Itzt ist noch ein kleiner oder ein großer Punkt übrig. Sie wissen, mein werthester Herr Barthold, daß man von den Comödiantinnen mancherlei sagt. Colombinchen hat ein Paar so allerliebste Tauben-Aeugelchen; sie hat so etwas, so etwas — — — ach, Herr Barthold, ich kann es nicht sagen, aber was sie hat, das sagt so viel — — — so viel — — —

Barth. Nun, wie viel denn?

Harl. Wenn eine Nuß leicht aus der Hülse fällt, ist sie denn auch wohl schon vom Wurme gestochen?

Barth. Ist das eine Frage für einen klugen Mann? Die Wurmstichigen sitzen allemal fest in der Hülse.

Harl. Ach, Herr Barthold, sollte sie es nicht schon wohl versuchet haben?

Barth. Sie mag versucht haben, was sie will, so hat sie allzeit nur ihre Rolle gespielet. Ein Mädchen auf der Bühne muß oft verliebt thun, oft küssen, oft lachen, und was dergleichen mehr ist. Das bringt aber die Comödie so mit sich. Wenn Colombine die verschmitzte Bulerin vorstellt, so würde es sich ja nicht schicken, daß sie die Miene einer Matrone behielte. Wie oft hat sie nicht auch geweint! Meinen Sie aber, daß sie um deßwillen, wenn sie zu Hause gekommen, immer betrübt gewesen?

Harl. Ich habe allzeit gehört, die Unschuld soll so etwas Süßes, so etwas Körnichtes, so etwas von der braunen Kruste sein, daß ich nicht gern eine Frau nehmen möchte, welche diesen Leckerbissen bereits verschenket hätte.

Barth. O mein lieber Harlequin, sind Sie da verbrannt, so rathe ich Ihnen, gar keine Frau — — — anders als meine Colombine zu nehmen.

Harl. Aber sehen Sie einmal selbst, Herr Barthold,

alle diese schönen Herrn, welche hier vor unsrer Bühne sitzen. Ihre Augen scheinen meinem lieben Colombinchen das Mark aus den Knochen zu ziehen; und wenn sie tanzt! ach, wenn sie tanzt! so — — — so — — tanzen alle Herzen mit ihr.

Barth. Sollten sie das wohl thun?

Harl. Wenn sie es nicht thäten, so möchte ich Colombinchen nicht; und nun, da sie es thun, so traue ich Colombinchen nicht recht. Denen Mädchen, die so hoch springen, wenn sie tanzen, kann leicht ein Blümchen entfallen; und wenn das auch nicht wäre, so rühmt sich doch ein Jeder, vielleicht selten mit Recht, daß er eines aufgenommen habe. Herr Barthold, Herr Barthold! eine hübsche Comödiantin ist wohl selten, selten, selten eine Kirsche, woran nicht schon ein Vogel gebissen hat.

Barth. Possen! es ist kein hübsches Mädchen in der Welt, wovon man nicht eben diese Vermuthung hat. Nicht, weil sie geschwinder Feuer fängt als eine andere, sondern weil sie Tag und Nacht verfolgt, und also leicht einmal im Schlummer überrumpelt wird. Wer sich aber daran stößt, der mag zu seiner Strafe eine Häßliche nehmen, und versichert sein, daß sie vor dem ersten Loche gefangen werde. Sie wird die Ehre, das Glück und das Vergnügen, in ihrem sterblichen Leben auch einmal angebetet zu werden, so verliebt erkennen, sie wird so besorgt sein, den Vogel nicht zu verscheuchen, sie wird so bange sein, die einzige Gelegenheit zu verlieren, sie wird so fertig sein, ihre vergängliche Waare an den Mann zu bringen, daß ich nicht Eines auf sie, aber wohl Hundert auf ein hübsches Mädchen verwetten wollte, das die Wahl unter tausend Käufern hat. Und dann, mein lieber Harlequin, ist es eine bestialische Sache, eine garstige Hexe, und doch keine braune Kruste zu bekommen. Für Colombinen will ich allenfalls Bürge sein.

Harl. Die Bürgschaft ist in der That etwas bedenklich. Ich hätte für meine Mutter nicht einstehen mögen.

Barth. Ich mag die Grillen nicht länger anhören. Kurz und gut, Sie nehmen sie, oder nehmen sie nicht; einige Gefahr werden Sie allemal laufen. — Doch, warten Sie, wir wollen heute einmal den Freier vorstellen. Sie sollen der Bräutigam, und meine Tochter Colombine Ihre Braut sein. Sie können sie dabei auf die Probe stellen; und wenn es Ihnen dann nicht gefällt, so sind Sie am Ende wieder frei, und Sie haben nur eine verliebte Rolle gespielet.

Harl. Der Einfall ist wirklich gut. Ein jeder Freier spielt doch nur eine Rolle; und wenn am Schlusse des Stücks die Heirath vollzogen wird, so hat die Rolle nur gar zu früh ein Ende.

Barth. Holla! Colombine!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Colombine.

Barth. Colombine, Du sollst heute einmal die Braut sein.

Colombine. Ach, Papa, das bin ich gerne. Ich spiele nichts lieber als Braut und Bräutigam.

Harl. (vor sich). O du — — — Sie wissen aber doch, meine schöne Colombine, daß die Freierei mit der Comödie ein Ende hat.

Colombine. Nun, so können wir ja dasselbige Stück noch einmal spielen. Ich wollte, daß wir gar kein anderes auf unsrer Bühne hätten; und fast möchte ich das Heirathen verreden, um allzeit Braut zu bleiben. Ach, es ist so allerliebst, Braut zu sein!

Barth. Man kann heirathen, und doch noch immer die Braut spielen. Eine gute Partei kann man immer auf

Abschlag nehmen; und die jungen Mädchen thun übel, wenn sie die Hand eines ehrlichen Mannes ausschlagen, um allzeit flattirt, adorirt, courtisirt, caressirt, und endlich meprisirt zu werden. Bist Du denn, meine Tochter, sonst noch nie die Braut als auf der Schaubühne gewesen?

Colombine. Nein, Papa.

Barth. Hören Sie wohl, Herr Harlequin?

Harl. Ich höre und sehe, Herr Barthold.

Barth. Wo ist Scapin und Peter? Sie sollen auch herkommen und den Freier mitspielen. Isabelle, welche schon oft die Braut vorgestellt, und erfahrner ist als Du, Colombine, soll Dir die rechte Manier zeigen.

Colombine. O, Papa, ich will schon fertig werden; ich verstehe es schon.

Barth. Nun, so macht Ihr Beide den Anfang. Ich will herumgehen, und den Uebrigen ihre Rollen ankündigen.

Dritter Auftritt.

Harlequin und Colombine.

Colombine. Nun, Sie fangen an.

Harl. Nein, fangen Sie an.

Colombine. Ach, nein! so habe ich es nicht gelernt. Der Bräutigam fängt zuerst an, und sagt: Ach, meine theuerste Schöne! wie lange habe ich mir nicht schon das Glück gewünscht, Ihnen mein Herz zu eröffnen.

Harl. Und was sagt denn die Braut?

Colombine. Sie antwortet: O! Sie schmeicheln mir zu viel; ich weiß, es ist nur Ihr höflicher Scherz.

Harl. Und was antwortet denn Er wieder?

Colombine. Er nimmt dann ihre Hand, küßt solche, und sagt: Ach, möchten Sie in dieses Herz sehen! da würden Sie lesen, daß mein aufrichtiger Wunsch niemals ein

anderer gewesen, als das Glück, Ihnen zu gefallen, und diese schöne Hand zu küssen.

Harl. Und läßt sie das so geschehen?

Colombine. O ja, sie läßt ihm die Hand, und er küßt sie noch hundertmal, und [illegible]ufzet dann, bis endlich die Braut solche nicht mehr zurückziehen kann, und mit ihrer ganzen Person folget.

Harl. Die Rolle mag ich nicht spielen.

Colombine. Auf welche Art wollen Sie dann?

Harl. Ich sage: Colombine, mein englisches Magentröpfchen, wenn Sie will, ich will wohl.

Colombine. Und was muß sie denn sagen?

Harl. Sie spricht: Nun, ich will — — —

Colombine. Nun, ich will — —

Harl. Fallen Sie mir doch nicht in die Rede. Sie muß sagen: Nun, ich will nicht.

Colombine. Die Rolle mag ich nicht spielen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen und Barthold.

Barth. Nun, meine Kinder, habt Ihr angefangen?

Colombine. Nein, Papa! In der Sache sind wir eins; wir können uns nur über die Rolle nicht vergleichen. Herr Harlequin will es besser wissen als ich, und mich dünkt, in diesem Stück könnte ich lange sein Meister sein. Ich bin von Jugend auf bei dem Schauspiele erzogen, bin so mannigmal Braut gewesen, und muß es vermuthlich besser wissen als er.

Barth. Nun, Harlequin, so sollten Sie sich auch weisen lassen. Colombine führet Sie gewiß keinen unbekannten Weg.

Colombine. O nein! Ich dachte es eben so zu machen wie die selige Mama.

Barth. Wie ich meine selige Frau heirathete, folgte ich ihr blindlings, und unsre Ehe würde nicht so gesegnet gewesen sein, wenn ich minder folgsam gewesen wäre. Sie war allzeit fertig, mich zu unterweisen; und ihr Exempel that bisweilen die besten Dienste. Oft war mir ihr Unterricht sehr ungelegen; aber das war, der Himmel weiß, ihre Schuld nicht.

Harl. Das Schlimmste sind meine Scrupel; und ich begreife noch nicht, Herr Barthold, wie solche durch unsre Comödie werden gehoben werden. Stellt Colombine die Braut gut vor, so werde ich denken, sie versteht ihre Rolle; und stellt sie solche nicht gut vor, so werde ich denken, sie versteht noch eine Rolle. Und der Himmel weiß, ob sie nicht noch eine dritte versteht. Es ist doch schlimm, daß man das Ding nicht auf die Goldwage bringen kann.

Barth. Die beste Goldwage ist ein gutes Vertrauen; wer das nicht hat, der ist schon wirklich betrogen; und wer es hat, der ißt seinen Salat, schluckt eine Schnecke mit hinunter, und findet ihn noch schmackhafter.

Harl. Ich möchte darauf Ihr Gast nicht sein. Wer heirathen will, muß nicht Blinde-Kuh spielen, sondern wohl zusehen, was er greift.

Colombine. Oho! Herr Harlequin! itzt verstehe ich das Ding mit der Goldwage. Auf ein paar Aeßchen können Sie gewiß rechnen, die ich schon verloren habe. Denn der Schneider hat mir gar kein Eisen in meine neue Schnürbrust gemacht. Indeß, da die Comödie aus ist, habe ich die Ehre mich Ihren Scrupeln zu empfehlen.

Barth. Ich meine es auch so. Beschlafen Sie die Sache! Ein guter Traum ist im Heirathen oft die beste Entscheidung. (Sie gehn Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Harlequin. Scapin und Peter.

Harl. (vor sich). O weh! der erste Versuch ist nicht zum besten abgelaufen. Itzt möcht' ich wohl; nun will sie nicht.

Scapin. Wird denn heute nicht gespielt? Herr Barthold hat mich herbestellt, um den Freier mit vorzustellen. Ich sehe aber keine Anstalten.

Peter. Ich sollte auch einen vorstellen — —

Harl. Ha, mein guter Peter, magst Du es denn gern thun?

Peter. O ja. Ich muß sonst immer nur die Lichter putzen; wenn aber der Freier gespielet wird, so — — so küsse ich, wollt' ich sagen, Cathrinchen.

Harl. Und Du, Scapin?

Scapin. Meine Rolle in diesem Stück ist immer nur ein Buckel voll Schläge; und ich könnte eben nicht sagen, daß ich solche jetzt nöthig hätte.

Harl. Hör' einmal, mein lieber Scapin! Ich weiß, Du bist schlauer als mancher Dieb, der gehangen wird; ich muß Dir eins im Vertrauen sagen.

Peter. Ich hoffe, doch nichts von Cathrinchen?

Harl. Ich wäre wohl gesonnen, des Herrn Bartholds jüngste Tochter Colombinchen in allen Ehren zu heirathen — —

Peter. Giebt es denn auch Heirathen in Unehren?

Harl. Allein, ich besorge, sie möchte schon — —

Peter. Was möchte sie schon?

Scapin. Schweig, Peter; ich verstehe schon, was Harlequin meint. Er besorgt, sie möchte schon einmal in Unehren geheirathet haben.

Peter. Nun verstehe ich es auch — — —

Harl. Was meinst Du nun? Wie fange ich es an, um hinter die Wahrheit zu kommen?

Scapin. Du mußt sie vorher probiren.

Peter. Bei meiner Treu, das ist vernünftig.

Harl. Allein wie mache ich das?

Peter. O, das will ich wohl thun, wenn Sie es nicht verstehen.

Scapin. Ich weiß, was zu thun ist.. Wolltest Du wohl, Harlequin, ihr zu Gefallen, eine Tracht Schläge vorlieb nehmen?

Harl. Die Schläge wohl; aber den Schimpf nicht.

Scapin. Nun, da ist Rath zu. Höre, ich will Dir das Kleid meines Herrn verschaffen. Du weißt, er ist Hauptmann, und eine Uniform hat heut zu Tage viele Freiheiten; damit sollst Du diesen Abend zu ihr gehen. Läßt sie Dich nun zum Hause hinaus prügeln, so kannst Du glauben, daß sie die Krone von allen ehrlichen Mädchen ist. Nimmt sie Dich aber an, küßt und umarmt Dich, so nimmst Du das auf dem Marsche vorlieb, und weißt, wie viel die Glocke geschlagen.

Harl. O, mein lieber Scapin, das ist unvergleichlich. Ich danke Dir tausendmal für Deinen guten Rath. Mache mich nur geschwind zum Hauptmann. Ich brenne vor Verlangen, jene glückliche Tracht Schläge zu empfangen.

Peter. Ich wahrhaftig nicht. In meiner Heimath probirt man die Mädchen ganz anders.

Scapin. In meiner auch. Aber man bekömmt zuweilen etwas, was einem noch weit unangenehmer ist als eine Tracht Schläge. Nicht wahr, Harlequin?

Harl. O Scapin, Du bist der klügste Schelm, den ich in meinem Leben gekannt habe. Mache nur geschwind, daß ich das Kleid von Deinem Herrn bekomme. Ich hoffe doch nicht, daß er es übel nehmen wird, wenn der Schimpf hienächst darauf sitzen bleibt?

Scapin. O im geringsten nicht. Eben das Kleid, was ich Dir verschaffen will, hat schon mehrmal herhalten

müssen. Ich will hingehen, um es Dir zu bringen. Du mußt mir aber auch einmal wieder zu Gefallen sein, wenn Du nun ein Ehemann sein wirst. (Scapin geht ab.)

Sechster Auftritt.

Harlequin und Peter.

Harl. Du sagtest ja erst, Peter, man hätte in Deiner Heimath eine andere Probe, um zu erfahren, ob die Braut noch ächt sei.

Peter. O ja, das haben wir auch.

Harl. Wie macht Ihr denn das?

Peter. Da kommen wir her und suchen uns eine aus, die uns gefällt.

Harl. Das kann ich wohl denken.

Peter. Dann nehme ich mein Spinnrad, und gehe des Abends zu ihr in's Haus, setze mich neben ihr hin, und wir spinnen denn alle Beide.

Harl. Nun, spinnt Ihr denn immer fort?

Peter. Von ungefähr geht dann einmal die Lampe aus.

Harl. Das kömmt der Sache näher — — —

Peter. Spinnt die Braut nun im Finstern fort, ohne den Faden zu verlieren, so ist das ein gutes Zeichen.

Harl. Das ist wirklich so dumm nicht — —

Peter. Steht aber das Rad stille, bricht der Faden, und die Schnur schlägt wohl gar ab, so hole es der Henker!

Harl. Wahrhaftig, die Leute sind klug. Und wer hat euch das so gelehret?

Peter. Ich glaube, es muß so von Vater auf Sohn gekommen sein. Denn wie unser Pastor einmal das Zusammenspinnen abschaffen wollte, so sagten die Aeltesten im Dorfe, ihre Väter hätten es gethan, ihre Großväter hätten es gethan, und ihre Kinder sollten es auch thun.

Harl. In dem Dorfe möchte ich wohnen!

Siebenter Auftritt.

Scapin mit einem Kleide unter dem Arme, und die Vorigen.

Scapin. Stille! stille! wir wollen einen rechten Aufzug haben. Isabelle und Valer kommen daher, um ihre Rolle zu spielen. Es geht ihnen wie mir. Sie meinen, der Freier werde gespielet; und weil an ihnen die Reihe ist, aufzutreten, wenn ich zum andernmal abgehe, so will ich itzt ganz ernsthaft herausgehen. Ihr aber geht auf die Seite so lange. Hier ist das Kleid, Harlequin, welches Du immittelst anziehen kannst.

Harl. Vortrefflich!

Peter. Das ist des Henkers Comödie! (Gehen ab.)

Achter Auftritt.

Isabelle und Valer.

Isabelle. Nein, mein werthester Graf; so schmeichelhaft es mir auch ist, von Ihnen geliebt zu werden, und so sehr ich von Ihren rechtschaffenen Absichten überzeuget bin, so wenig finde ich mich vermögend, Ihnen meine Hand zu geben. Mein Schicksal hat mich einmal auf die Schaubühne geführt; ich bin der Welt nichts mehr als eine Comödiantin, und ich müßte Sie, mein werthester Graf, minder hochschätzen und minder lieben, wenn ich in Ihre Verbindung einwilligen und uns Beide beschimpfen sollte; Sie, daß Sie sich so weit herablassen, und mich, daß ich einen Mann genommen, der so wenig Empfindung und so wenig Zärtlichkeit gegen seine eigne Ehre gehabt hatte.

Valer. Großmüthige Isabelle, je edler Sie sich zeigen, je weniger ist es mir möglich, Ihren Befehlen zu gehorchen. Ich kann ohne Sie nicht leben. Mein ganzes Glück beruhet auf unsrer Verbindung. Das Recht ist auf

der Seite der Tugend, der Schönheit und der Liebe. Vorurtheile dürfen uns nicht irre machen.

Isabelle. O! es giebt ehrwürdige, heilige Vorurtheile; und die Wahrheit muß sich oft erst in unsere eigne Meinung, in unser Vorurtheil verwandeln, ehe sie ihr Recht behaupten kann.

Valer. Aber Ihre Geburt ist der meinigen nicht ungleich. Sie sind von guter Familie, und daß das Schicksal Sie auf die Bühne geführt — — —

Isabelle. Nichts mehr hievon. Sie wissen, wie die Welt denkt. Sie wissen, mit welchen übeln Vermuthungen sie diejenigen verfolgt, welche sich der Bühne widmen; und es sollte mir ewig leid sein, als Comödiantin einen Mann zu beschimpfen, den ich als Prinzessin glücklich zu machen wünschte.

Valer. Göttliche Isabelle! (Er will ihre Hand nehmen.)

Isabelle. Auch diese Hand nicht, mein werthester Graf. Ich bin stolz, stolz auf Sie, stolz auf mich; und da ich Muth genug habe, meine Liebe Ihrer Ehre aufzuopfern, so müssen Sie auch so billig sein und der meinigen schonen.

Valer. Sie sind grausam. Sie handeln ungerecht mit sich, ungerecht mit mir. Ich und mein Unglück bleibt zu Ihrer Verantwortung.

Isabelle. Ich kenne diese Sprache; aber ich weiß, was ich mir von Ihrer Vernunft zu versprechen habe. Ueberlegen Sie nur einmal selbst, wie empfindlich es Ihnen und mir sein würde, wenn man in allen Gesellschaften vor uns fliehen, wenn jeder Blick Ihnen einen Vorwurf, und mir eine Verachtung zeigen, wenn Ihre ganze Familie Sie hassen und mich verfolgen, wenn Jedermann argwohnen würde — — —

Valer. Quälen Sie mich wenigstens nicht, wenn Sie mich nicht glücklich machen wollen. Ich habe das Alles,

und noch ein Mehreres überlegt; ich habe mir alle diese Wahrheiten so deutlich vorgestellt, daß ich glauben konnte, unparteiisch zu urtheilen; und doch, schönste Isabelle, fiel der Schluß dahin aus, daß das Glück unsrer Vereinigung alles das unendlich überwiegen würde.

Isabelle. Sie wissen, Herr Graf, daß ich gegen dieses Glück nicht unempfindlich bin. Sie wissen, daß mein ganzer Stolz durch diese Verbindung befriedigt werden würde. Verzeihen Sie mir aber, daß ich Sie auf eine zärtlichere Art liebe, und meinem Vorsatze getreu bleibe.

Valer. Sie begegnen einem Jeden sonst so gütig, Sie — — —

Isabelle. Keine Vorwürfe, Herr Graf! Da ich die Bühne betrete, so ist es meine Schuldigkeit, Allen, die dahin kommen, Höflichkeit und Dankbarkeit zu zeigen. Ich würde sonst unsrer Gesellschaft schaden, und eine Unanständigkeit begehen, die in den Umständen, worin ich bin, für den Einen oder Andern beleidigend sein könnte. Glauben Sie aber um deßwillen ja nicht, mein lieber Herr Graf, daß wir mit unserer Gütigkeit verschwenderischer sind als Andre. Jeder Stand erfordert ein eignes Betragen; und wenn man das weiß, so macht man keine falsche Schlüsse.

Valer. Ich glaube nicht, daß Sie mir dergleichen Schuld geben können. Meine aufrichtige Liebe ist die beste Widerlegung, und die sicherste Probe, daß ich Ihre Gütigkeit in keinem Verdachte habe.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Harlequin und Peter.

Harl. Ha! ha! ha! Spielen Sie hier eine Comödie?

Isabelle. Nun, was fällt Dir ein, Harlequin? Die Reihe ist ja gar nicht an Dir.

Harl. Die Reihe mag an mir sein oder nicht, so muß

ich Ihnen sagen, daß Herr Barthold sich versehen, und daß heute gar nicht gespielt, sondern in allem Ernste an einer Heirath gearbeitet wird.

Valer. Aber, was bedeutet denn das?

Harl. Was das bedeutet, wenn man heirathet?

Peter. Wissen Sie das nicht?

Valer. Herr Barthold und Ihr Alle seid verrückt. Ein andermal soll man es mir zweimal sagen, ehe ich hieher kommen und meine Rolle spielen will. (Geht ab.)

Isabelle. Kann ich denn wohl so glücklich sein, zu erfahren, was es für eine Heirath sei, woran heute gearbeitet wird?

Harl. Sie soll zwischen einem Bräutigam, der sich Scrupel macht, einer Seits, und zwischen einer Braut, die sich keine macht, ander Seits geschlossen und nicht geschlossen werden.

Isabelle. Aus diesem räthselhaften Geschwätze schließe ich, Harlequin, daß Du es bist, der sich Scrupel macht.

Harl. Der Henker traue den Mädchen! Ich glaube, sie lesen einem aus den Augen, was man denkt. Aber was hat man denn auch anders in den Augen, wenn man erst zu Verstande kömmt, als die Lust zu heirathen? Sehen Sie mir das nicht gleich an?

Isabelle. O! das habe ich Dir lange angesehen, und Colombinen ebenfalls.

Harl. Ei, schau doch, wie listig sie das Geheimniß herauslocken will!

Isabelle. So war denn doch die Heirath zwischen Dir und Colombinen das Geheimniß? Nun, so wünsche ich Dir viel Glück damit; es ist ein braves Mädchen.

Harl. Dürfte ich wohl unterthänigst fragen, was Sie durch ein braves Mädchen verstehen? Ich habe sonst gemeint, die Pferde würden nur brav genannt.

Isabelle. Ich will damit nur sagen, daß Colombine

ihre Rolle gut spielt, daß sie sehr geschickt, sehr schön, sehr lustig, sehr gutherzig — — —

Harl. Aber nicht auch sehr tugendhaft sei?

Isabelle. O! das versteht sich von selbst; und ich kann Dir zur guten Nachricht sagen, daß sie noch gar kürzlich ein Paar brillantene Ohrringe ausgeschlagen hat.

Harl. Aber der Freier, der sie ihr angeboten, sollte der nicht so gewisse Vermuthungen gehabt haben, daß sie solche wohl annehmen würde?

Isabelle. Ich glaubte, Harlequin, Du dächtest besser von unsrer Schaubühne. Wenn man alle diejenigen von uns verurtheilen wollte, welche etwa einen freundlichen Blick vergelten, oder sich eine Versuchung zuziehen, so würde man sehr ungerecht gegen uns sein.

Peter. Nein, der Faden muß wenigstens abbrechen und die Schnur vom Rade fallen, sonst kann man seiner Probe nicht sicher sein.

Isabelle. Das dünkt mich auch, Peter; und wo ich Dich recht kenne, so würdest Du mein Cathrinchen gern nehmen, ohne Scrupel; und Du, Harlequin, thätest auch wohl, von der Probe nach der Hochzeit zu reden.

Harl. Das ist verflucht gefährlich, und zu seiner Zeit eben nicht tröstlich.

Isabelle. Ich wünsche Euch mit einander ein paar Weiber, die Euch die Köpfe zurechte setzen; und wenn Herr Barthold seine selige Frau noch hätte, so würde er mich nicht hieher auf April geschickt haben. Das sagt ihm nur, wenn Ihr ihn sehet. (Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Harlequin und Peter.

Harl. Nun, Peter, wo hast Du meine Compagnie gelassen?

Peter. Hier ist sie (indem er ihm das Kleid holet und übergiebt).

Harl. (zieht das Kleid über das seinige und macht dabei ein Theaterspiel).

Elfter Auftritt.

Die Vorigen und Scapin.

Scapin. Ha! willkommen, mein werthester Herr Hauptmann!

Harl. Wie, Scapin, kennest Du mich denn nicht mehr?

Scapin. In der That, wenn Dich Deine Stimme nicht verrathen hätte, so würde ich Dich schwerlich erkannt haben.

Peter. Aber die Hosen?

Scapin. O! die kann man bei jedem Kleide tragen, und ein Witwer mag sie sogar in der Trauer anziehn.

Peter. Bei uns sagt man, es ist kein Herr so groß, oder der Narr blickt irgendwo hervor.

Harl. Ich bitte Dich, Peter, mache doch solche dumme Vergleichungen nicht. Ich habe diese Hosen mit Fleiß behalten; denn sollte die Probe unglücklich ablaufen, so hänge ich das Kleid sogleich an den Nagel, und bin wieder der ich war. Aber was denkst Du, Scapin? sollte man mich wohl aus Achtung für die Uniform ungeschlagen zurückschicken?

Scapin. Mache Dir doch nur solche Scrupel nicht. Wenn Colombine ein ehrliches Mädchen ist, und Du es recht bei ihr anfängst, so mußt Du Deine Schläge bekommen, oder ich verliere fünf Gulden.

Harl. Gut! es ist ein Wort.

Peter. Wahrhaftig, ich wette mit, Herr Harlequin. Colombine ist ein ehrliches Mädchen. Sie bekommen die

Schläge zuverlässig, und ich gewinne mein Geld, oder Sie haben es nicht recht danach angefangen.

Harlequin. Peter, es gilt fünf Batzen; und mit Freuden will ich sie Euch Beiden auszahlen. Eins fällt mir aber itzt bei; ich habe gar kein Geld in der Tasche. Ich müßte doch wohl, wenn ich einen Versuch wagen will, so irgend einen Beutel mit Dukaten haben.

Scapin. Glaubst Du denn nicht, daß ich weiß, was Dir in solchen Fällen nöthig ist? Fühle nur einmal in die Taschen. In der einen steckt meines Herrn leerer Geldbeutel mit Zahlpfennigen, und in der andern das Futteral von seinen Schuhschnallen. Colombine wird Dukaten und Juwelen darin vermuthen, und wenn Du es ihr anbietest, Dir gewiß Beides an den Kopf werfen, ohne zuzusehen, was darin ist.

Harl. Weißt Du dies gewiß?

Scapin. So gewiß, als Du den Glauben auf den Buckel bekommen wirst.

Peter. Viel Glücks dazu!

Harl. (zu Scapin). Wolltest Du mich wohl bei Colombinen anmelden?

Scapin. Ei, warum nicht? Ich diene meines Herrn Uniform, und schäme mich nicht, solche bei Colombinen anzumelden.

Harl. So gehe geschwind.

Zwölfter Auftritt.

Harlequin und Peter.

Harl. Der Scapin ist doch ein durchtriebener Kopf, und weiß zu Allem Rath.

Peter. Nach meinem dummen Verstande gehört eben nicht viel Witz dazu, Ihnen zu einer guten Tracht Schläge zu verhelfen. Das wollte ich auch wohl thun.

Harl. O mein guter Peter, das ist weit über Deinen Horizont. Du weißt es nicht, wie angenehm mir diese Schläge sein werden.

Peter. Nun, meinethalben. Alles, wie Sie wollen. Wenn ich nur meine fünf Batzen gewinne. Ich fange aber nunmehro an zu fürchten, Sie werden, wenn die Wette verloren geht, in den Beutel mit Zahlpfennigen greifen.

Harl. Du sollst Deine fünf Batzen gewiß haben, oder ich heiße nicht Hauptmann von Astaroth.

Peter. Ach, meinen Sie nicht, daß die Leute Sie erkennen werden? Ihre Stimme verräth Sie gleich.

Harl. Die weiß ich schon zu verstellen. Ich will die ordentliche Rolle eines Hauptmanns spielen, so wie ich sie gelernt habe.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen und Scapin.

Scapin. Die Mademoiselle Colombine Barthold läßt sich dem Herrn Hauptmann von Astaroth gar schön zurück empfehlen, und weil sie nicht glaubte, daß der Herr Hauptmann ihr etwas Heimliches zu sagen haben würden, so wollte sie die Ehre haben, denselben hier auf der Bühne zu empfangen.

Harl. War sie allein?

Scapin. Sie saß und nähete an einem Unterrocke, worin sie mit Dir, wie ich hoffe, getrauet werden wird; ein allerliebstes Röckchen von feuerfarbenem Atlas, mit Spizzen eingefaßt, nicht kostbar, aber niedlich.

Peter. Sie kommt! Sie kommt!

Scapin. Komm Peter, wir wollen in die nächste Schenke gehn, und unsre künftige Wette vertrinken.

(Letztere gehn ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Harlequin. Colombine.

Harl. Assah! Miß Pudding, wie steht's? Ist die Leber noch frisch, und seid Ihr diesen Winter gut bequartirt?

Colombine. Darf ich fragen, was zu des Herrn Hauptmanns Befehl sei?

Harl. Zu meinem Befehl? Drei Küsse auf eine Stelle, mein Schatz, drei Küsse — —

Colombine. Ich weiß nicht, ob ich recht verstanden habe; der Herr Hauptmann von Astaroth sind bei mir gemeldet worden.

Harl. Das bin ich im Original, mein kleines Zuckermündchen. Darf ich aber auch wohl fragen, ob Sie nicht die Mademoiselle Colombine Bartholdin sind?

Colombine. Ihnen aufzuwarten, Herr Hauptmann.

Harl. Nun, so sind wir ja bekannte Leute und Nachbars Kinder. Komm denn, mein Schatz, und küsse mich.

Colombine. Ich glaube immer noch, ich irre mich. Man hat mir gesagt, daß Sie einige Bestellungen von einer sehr guten Freundin, die ich auf dem Lande habe, an mich hätten.

Harl. Ja, recht, mein liebes Sauernüßchen. Hier habe ich ein Paar orientalische, peruvianische Ohrringe, und dort einen Beutel mit eintausend gerändelten Species-Dukaten. Was dünkt Dir dabei, mein Rosenknöspchen?

Colombine. Ich begreife noch eigentlich nicht, wozu das Alles?

Harl. Wozu, Mädchen? Primo sollst Du mich dafür neun und neunzigmal küssen.

Colombine. Ach, wer weiß bei welchem Mädchen Sie diese Ohrringe wohl erbeutet haben, und ob Sie ihr nicht gar dabei die Ohren ausgerissen!

Harl. Ich eroberte sie in dem Laufgraben vor Schweidnitz; und diese tausend Dukaten habe ich einem französischen Marschall en rase campagne abgenommen.

Colombine. Ich sehe wohl, Herr Hauptmann, Sie haben an mich nichts zu bestellen, und ich will mich Ihnen nur gehorsamst wieder empfehlen.

Harl. O Prinzessin! so wird es nicht gehen. Flugs hieher!

(Er nimmt sie bei der Hand, und stellet sie so, daß sie ihm nicht entgehen kann.)

und diese Ohrringe, diese Dukaten, diese Küsse angenommen.

(Er will sie küssen, und sie wehret sich.)

Colombine. Ich bitte Sie recht sehr, Herr Hauptmann, mäßigen Sie sich.

Harl. Was mäßigen? Drei Jahre belagere ich eure verdammte Schaubühne, als wenn ich eine Festung belagere, und beständig habe ich meine Kanonen auf Dich gerichtet. Daß ich endlich einmal Sturm laufe, mußt Du mir nicht verdenken. Sogleich diese Ohrringe eingesteckt!

(Er dringt ihr solche auf; sie fallen aber auf die Erde.)

und hier diese tausend Dukaten, oder — (wie vorher) und nun geht's auf die Bresche los.

(Er umarmt sie auf seine Art.)

Colombine. Ach mein Gott! Gewalt, Gewalt, Gewalt!

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Barthold, Scapin und Peter kommen von allen Seiten.

Barth. Was ist's, was ist's, was ist's?

Colombine. Sehen Sie nicht? der Herr Hauptmann will mich mit Gewalt küssen, und mich zwingen, tausend Dukaten und ein Paar brillantene Ohrringe anzunehmen.

Barth. Und darum schreiest Du so, Mädchen? Ich

wette, wenn ich den Herrn Hauptmann mit Gewalt zum Hause hinaus werfe, er macht nicht einen solchen Lärm.

(Colombine hebt inzwischen das Kästchen auf, und sieht aus Vorwitz hinein.)

Harl. Ich bitte, sprechen Sie mit mehr Achtung von mir; sonst will ich Ihnen was Anders zeigen.

Barth. Geschwind heraus damit! was wolltest Du mir Anders zeigen?

Harl. Ich habe es itzt nicht bei mir; aber, wenn Sie erlauben wollen, so will ich hingehen und es holen.

Barth. Du bist sehr fein, wie ich merke; inzwischen, wenn Sie es erlauben wollen, so will ich Ihnen für's erste wohlmeinend eine Tracht Schläge mitgeben. Sie möchten es vielleicht vergessen, sie abzuholen.

(Er prügelt ihn zur Schaubühne herunter. Scapin und Peter halten ihm überall, wo er hinläuft, die Hände vor, um ihr Geld zu empfangen. Harlequin entflieht endlich:)

Wo ist der Beutel mit den tausend Dukaten, und wo sind die demantenen Ohrringe? Diese erkläre ich hiemit für verfallen. Ich muß dieses Urtheil nur geschwind selbst sprechen, damit der Richter das Corpus delicti nicht zu sich nehme.

Colombine. Ach daß Gott erbarme! Lassen Sie doch diese Sporteln immerweg dem Richter; er wird sie den Parteien treulich wieder ausliefern, und sich gern mit der Gebühr befriedigen. Sehen Sie hier.

(Er nimmt den Beutel und das Kästchen.)

Scapin. Erlauben Sie, Herr Barthold, daß wir Ihnen eine Vorstellung thun. Es war unser guter Harlequin, der hier in des Herrn Hauptmanns Kleidung die Erfrischung zu sich genommen.

Barth. Wie? Harlequin?

Peter. Ja, bei meiner Treue! Er hat die Schläge nur auf des Herrn Hauptmanns Rechnung genommen, und ich bin froh, daß er sie empfangen hat. Ich habe mit

ihm um fünf Batzen gewettet, und bereits die Hälfte davon vertrunken.

Colombine. O, der arme Harlequin! Wenn ich das gewußt hätte, ich würde ihm gewiß zu seiner mehrern Beruhigung noch eins mitgegeben haben.

Scapin. Ich kann Sie versichern, er ist so froh von seinen Schlägen, daß er sie gerne noch einmal nehmen wird, wenn er die Ehre haben kann, und Sie sich die Mühe nehmen wollen.

Colombine. Kömmt Zeit, kömmt Rath.

Barth. Aber es ärgert mich doch, daß die tausend Dukaten — — — Fast hätte ich Lust, ihm den Proceß machen zu lassen. Falsche Münze! Nothzucht — — — wahrhaftig, eins von beiden hat schon manchen ehrlichen Mann an den Galgen gebracht. Aber still! hört, geht Ihr hin, und trinkt Eure Zeche. Ich will Alles gut machen. Sagt ihm aber nichts davon, daß ich einige Nachricht von seiner Verkleidung habe.

Scapin. Sie sind ein redlicher Mann, Herr Barthold. Kein Wort aus meinem Munde!

(Er hält den Finger auf den Mund, und geht ab.)

Peter. Auf Ihre und Mamsell Colombinens Gesundheit! (Er hält die ganze Hand auf den Mund, und geht ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Barthold und Colombine.

Barth. Ich zweifle nicht daran; oder Harlequin wird itzt kommen, nachdem er seine närrische Probe gemacht, und um Dich anhalten. Euer sind viele, meine liebe Colombine; und wenn Harlequin bisweilen ein bischen einfältig ist, so mußt Du denken, daß diese seine Einfalt unsrer Bühne vielen Vortheil bringt, und daß wir ohne ihn nicht wohl fer-

tig werden können. Was meinst Du also von ihm? Soll ich Ja oder Nein sagen, wenn er um Dich anhält?

Colombine. Nein, Papa!

Barth. Nein, Papa! und warum denn Nein, Papa?

Colombine. Aber ein Mann, der mir ein so schlechtes Vertrauen beweist? der erst mit Schlägen zur Vernunft gebracht werden muß? — — — — Der — — —

Barth. O! die Liebe macht auch kluge Leute zu Narren; man muß dieser Thorheit etwas zu gute halten, und Schläge auf der Bühne beschimpfen Harlequin nicht. Das ist so seine tägliche Rolle. Er wird zu Allem geschlagen, und sogar zum Hahnrei. Und Du kannst mir, als Deinem Vater, wohl glauben, die Leute, welche eine gewisse bekannte Art von Klugheit oder Narrheit haben, sind am besten zu regieren. Die mehrsten Menschen heirathen als Narren, und werden erst klug als Männer, wenn sie auch im Ehestande nichts weiter lernen als die Kunst zu schweigen. Zu einer guten friedlichen Ehe gehört Jugend, Gesundheit und Geld. Das Uebrige läßt sich entbehren, insbesondere der Verstand, wenn man sein Brod mit der Dummheit verdienen muß.

Colombine. Es sei darum, wie es wolle; da wir keine Comödie spielten, so hätte er mehr Verstand gebrauchen sollen. Er ist so dumm nicht, wie Sie meinen, und ich habe von Natur einen verzweifelten Trieb, die Listigen zu überlisten.

Barth. Du kannst ihn nicht besser überlisten, als wenn Du ihn zum Manne nimmst.

Colombine. Erst soll er mir wenigstens hier vor allen Leuten öffentlich Abbitte thun; und dann will ich sehen, was ich thue.

Barth. Warum soll er denn aber für den Hauptmann von Astaroth Abbitte thun, mein Kind? Wir brauchen es ja nicht zu wissen, daß Harlequin sich so übel aufgeführt hat.

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen und Harlequin.

Harl. Nun, mein liebes Colombinchen, wollen wir itzt Braut und Bräutigam spielen? Ich will wohl, wenn Sie will.

Colombine. Ich will aber nicht.

Harl. Wie? Du willst nicht?

Colombine. Haben Sie mich diese Antwort nicht selbst gelehret?

Harl. Ja, das habe ich gethan; aber das war nur eine Rolle in der Comödie.

Colombine. Nun, ich spiele itzt die meinige. Ich will nicht.

Barth. Kinder, was Ihr thun wollt, das thut bald; es ist meine Zeit, zu trinken; und die versäume ich nicht gern.

Harl. Noch einen Augenblick, Herr Barthold! Ich muß Ihnen erst einen listigen Streich erzählen. Kennen Sie den Herrn Hauptmann von Astaroth?

Barth. O ja, ganz gut. Ich habe noch eben die Ehre gehabt, ihn aus meinem Hause zu prügeln.

Colombine. Es ist ein sehr schlechter Mensch.

Harl. O wenn Sie es wüßten!

(Er geht auf der Bühne herum, und freuet sich.)

Barth. Ich denke doch nicht, daß er sich der empfangenen Ehre rühmen wird?

Harl. O, mein guter Herr Barthold, wenn Sie es wüßten! Gelt? Sie glauben, den Herrn Hauptmann von Astaroth geschlagen zu haben? Ha! ha! ha!

Barth. Ja, das meine ich.

Harl. Sehen Sie mich einmal recht an! und fühlen hier auf meinen Rücken! He! he! he!

Barth. Bei meiner Ehre, ich sollte fast glauben, daß

ich hieher geschlagen hätte. Ich kenne ungefähr meinen Zug. Aber wie geht das in aller Welt zu?

Colombine. O, mein lieber Harlequin, thun Sie mir den Gefallen, und sagen mir, ob nicht ein wenig Hexerei mitunter läuft?

Harl. Nun, was soll ich haben, wenn ich Dir das Geheimniß entdecke?

Colombine. Wir wollen auch oft Braut und Bräutigam mit einander spielen.

Harl. Unvergleichlich! aber erst, mein liebes Colombinchen, mußt Du mir im Vertrauen sagen, warum Du so gern die Braut spielest?

Colombine. Das kann ich Ihnen nicht sagen; aber ich bin dann so munter, so leicht, so aufgeräumt, so tanzend.

Harl. Hast Du wohl schon so recht im Ernste getanzt?

Colombine. Nun, da Sie wieder so fragen, will ich das Geheimniß gar nicht mehr wissen. Gehen Sie damit, und eröffnen es meinem Cathrinchen.

Harl. Du sollst es nun aber wissen.

Colombine. Nichts! Itzt durchaus nicht; und wenn Sie mir auch tausend gerändelte Dukaten geben wollten.

Harl. Ich merke schon — — —

Barth. Vertrauen Sie es mir allein, Harlequin; bei Mädchen sind die Geheimnisse ohnehin etwas lose verwahrt. Sie fallen leicht aus der Hülse.

Harl. Hören Sie, Herr Barthold, und st! st! Colombine; — ich war der Hauptmann von Astaroth. Ich hatte nur seinen Rock hier über den meinigen gezogen. Ha! ha! ha!

Barth. Nimmermehr.

Harl. In der That. Aber kannten Sie mich nicht hier an meinen bunten Hosen? Ha! ha! ha!

Colombine. Jetzt besinne ich mich; ich sah etwas davon schimmern.

Harl. Gelt? mein guter Herr Barthold, ich habe Sie einmal rechtschaffen angeführt. Ha! ha! ha!

Barth. Auf solche Art sollte der ehrlichste Mann betrogen werden. Aber, ich bitte Sie tausendmal um Vergebung, daß ich mich so nachdrücklich gegen Sie herausgelassen habe.

Harl. O! Sie haben gar nicht Ursache. Ich bin vielmehr froh, daß es so gekommen ist; denn nunmehr bin ich versichert, daß Colombinchen die Krone von allen Jungfrauen ist. Meine Scrupel sind nun alle weg.

Colombine. Die meinigen gehen aber nun erst an.

Harl. O, mein allerliebstes Lockvögelchen, Du kannst mich nur wieder ein Vierteljahr auf die Probe nehmen; ich bin es gerne zufrieden. Wenn Sie will, ich will wohl.

Colombine. Die Probe möchte schlecht ausfallen; ich weiß schon, wie das geht.

Harl. Wie? Du weißt es, wie das geht?

Barth. Haben Sie noch Scrupel?

Harl. Ach nein! aber sie weiß, wie das geht.

Colombine. Ja, ich weiß, wie das geht. Ein ehrliches Mädchen, das einen Mann auf die Probe nimmt, muß ihn hernach immer behalten; und das will ich nicht.

Harl. Höre, mein Schätzchen, wenn Du willst, so will ich es Dir schriftlich geben, daß die Probe nicht länger als einen Monat währen soll.

Colombine. Bemühen Sie sich nicht. Sie wissen, was Sie mir zuvor sagten: Wenn die Comödie aus ist, so hat die Freierei ein Ende. Ich empfehle mich Ihnen ganz gehorsamst. (Sie will abgehen.)

Harl. O Herr Barthold! Herr Barthold! das wäre zu viel; erst Schläge, und nun gar einen Korb! Das ist eine Comödie, und auch keine Comödie.

Barth. Hier, Colombine! Die Comödie ist noch nicht zu Ende. Du weißt, sie muß allezeit mit einer Heirath schließen.

Colombine. Nein, Papa! das ist nicht nöthig; wir haben viele Stücke auf unsrer Bühne, welche sich blos mit Schlägen endigen; und wenn es recht zugegangen wäre, so hätte Harlequin, oder der Herr Hauptmann von Astaroth, auch damit zu Hause gehen müssen.

Barth. Ich rathe Ihnen, mein lieber Harlequin, hier meiner Tochter Ihre Scrupel öffentlich abzubitten.

Harl. O von Herzen gern! Siehe hier, mein Engels-Colombinchen, ich liege hier vor Dir auf den Knieen, und bitte öffentlich um Vergebung.

Colombine. Sie müssen mir erst Ihr Schwert übergeben. Es schickt sich nicht, daß Sie solches in dieser Stellung an der Seite tragen. (Er überreicht ihr seinen Säbel.) Sie hätten verdient, Herr Hauptmann von Astaroth, daß ich Ihnen jetzt mit Ihrem eigenen Säbel die Haut voll schlüge. — — — Weil Du es aber bist, mein allerliebstes Harlequinchen, so will ich — —

Harl. O kein: will ich nicht! kein will ich nicht!

Colombine. so will ich — —

Harl. Nun, so will ich — —

Colombine. so will ich die Strafe für's erste noch aufschieben — — —

Harl. Nur nicht bis in den Ehestand!

Colombine. Aber mit der ausdrücklichen Bedingung, daß wir noch immerfort alle Tage Braut und Bräutigam spielen.

Harl. O ja! o ja!

Barth. Ach, meine lieben Kinder, ihr wißt noch nicht, was dazu gehört.

Harl. Wie? Herr Barthold, so bekomme ich ja alle Tage von der braunen Kruste.

Barth. Die ist für eine tägliche Kost etwas zu hart; und wenn man ein Stück zu oft wiederholt, so werden es sogar die Zuschauer müde.

Colombine. Sorgen Sie nicht, Papa; ich weiß schon, wie Harlequin sie am liebsten ißt. Er kann es ja probiren; und wenn er sie dann nicht mehr mag, so will ich ihm was anders vorsetzen.

Barth. O du liebe Einfalt! Aber kommt Kinder, weil der Braten noch warm ist.

Colombine. Ich bin fertig.

Barth. Je nun, so wollen wir den Zuschauern eine gesegnete Abendmahlzeit wünschen.

Harl. Und zur Probe eine braune Kruste.

IV.

Ueber die deutsche Sprache und Litteratur.

Schreiben an einen Freund. *)

Edler lieber Freund!

Es liegt völlig in dem großen Plane Ihres Königs, daß er nun auch einen Blick auf unsre deutsche Litteratur geworfen hat. Nachdem er sich an die vierzig Jahre damit

*) Möser ließ dieses Schreiben in den Westphälischen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen bei der Veranlassung abdrucken, als König Friedrich der Zweite am Ende des J. 1780 seinen

beschäftiget, seinem Staatskörper Stärke und Fertigkeiten zu geben, und ihn gelehrt hatte, die größten Bewegungen mit der leichtesten Mühe zu machen, so wagte er es, in seinem Werke über die Vaterlandsliebe *) dieser Maschine ein Herz und eine Seele zu geben; und wie diese Schöpfung vorüber ist, kömmt er nun endlich auch zu den Wissenschaften, welche den Putz dieses zu allen Verrichtungen fähigen Körpers besorgen sollen. Andere Fürsten haben mit den letztern, weil sie mehr in die Augen spielen, angefangen, oder, wo sie sich zuerst mit der Organisation ihres Staats befasset haben, diese so geschwind und gewaltsam betrieben, daß die besten Hebel darüber zersprungen sind. Er aber, ungeachtet er früh die Musen liebte und von ihnen wieder geliebt wurde, hat sich als ein weiser Hausvater lange bei dem Nothwendigen und Nützlichen verweilet, und den Putz nicht eher seiner Aufmerksamkeit werth geschätzt, als es die natürliche Ordnung erforderte.

Allein dieses scheint mir nicht in seinem Plane zu liegen, daß wir bei den Griechen, Lateinern und Franzosen zu Markte gehen, und dasjenige von Fremden borgen oder kaufen sollen, was wir selbst daheim haben können. Hier vermisse ich den Hausvater; und Sie haben, meiner Mei-

---

bekannten Brief: De la littérature allemande, des défauts, qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger, herausgegeben hatte. — Mösers Aufsatz ward bald darauf, „1781 Osnabrück, in der Schmidtschen Buchhandlung," „nebst einer Nachschrift, die National-Erziehung der alten Deutschen betreffend," auf 55 Seiten in 8. abgedruckt. Diese sogenannte Nachschrift ist hier weggelassen; denn der für sich bestehende Aufsatz über die Nationalerziehung der alten Deutschen findet sich schon in den Patr. Phantasien, Th. IV, S. 15 folgg. N.

*) Lettres sur l'amour de la patrie, ou correspondance d'Anapistémon et de Philopatros, am Ende des J. 1779. N.

nung nach, Recht zu fragen: ob wir nicht selbst unsre Eichen also ziehen können, daß sie den härtesten, höchsten und reinsten Stamm geben, ihre Krone hoch empor tragen, und so wenig in den Aesten sohren, als von Moose bekümmert werden; oder ob wir solche von einem französischen Kunstgärtner zustutzen und aufschnitzeln, und unsre Wälder in einen regulairen Sternbusch verwandeln lassen sollen? Mit andern Worten: ob wir nicht besser thun, unsre Götze von Berlichingen, so wie es die Zeit bringen wird, zu der ihrer Natur eignen Vollkommenheit aufzuziehen, als ganz zu verwerfen, oder sie mit allen Schönheiten einer fremden Nation zu verzieren?

Indeß bleibt es doch noch immer eine wichtige Frage, ob wir wirklich eigne Gewächse haben, die eine Kultur verdienen, und ob unsre Art der Kultur der fremden vorzuziehen sei? Hieran hat der König natürlicher Weise gezweifelt, weil er sonst ganz gewiß das Einheimische dem Auswärtigen vorgezogen haben würde; und hier bin ich in der That verlegner als Sie wohl glauben, ungeachtet ich die veredelten Stauden unsers Bodens, welche Jerusalem *) dem Könige vorzählt, mehr als einmal vor mir aufgestellet und betrachtet habe.

Unsre Empfindungen sind das erste von Allem; ihnen haben wir Gedanken und Ausdruck zu danken. Große Empfindungen aber können allein von großen Begebenheiten entstehen; die Gefahr macht Helden, und der Ocean hat tausend Waghälse ehe das feste Land einen hat. Es müssen große Schwierigkeiten zu überwinden sein, wo große Empfindungen und Unternehmungen aus unserer Seele empor schießen sollen; und diese Ueberwindung muß der Ehre, der Liebe, der Rache und andern großen Leidenschaften durchaus nothwendig sein, oder der Geist hebt sich nicht aus

*) In seinem Bericht über die deutsche Sprache und Litteratur.

seinem gewöhnlichen Stande, die Seele umfaßt keine große Sphäre, und der Mensch bleibt das ordinaire Geschöpf, was wir täglich sehen, und nach unsern gemeinen Regeln zu sehen wünschen. Dergleichen große Gelegenheiten, wo Schwierigkeiten zu übersteigen sind, finden sich aber bei uns Deutschen nicht. Der Staat geht unter der Wache stehender Heere maschinenmäßig seinen Gang; wir suchen die Ehre fast blos im Dienste oder in der Gelehrsamkeit, und nicht in Erreichung des höchsten Zwecks von beiden; unsre Schönen stimmen leichter zu ordentlichen als heroischen Empfindungen; und der Zweikampf, der sich immer noch glücklicherweise erhält, versöhnet den Rächer, und wehret der meuchelmörderischen Wollust, welche die Rache erfinderisch und begeistert macht. Oder wo sich ja eine große Begebenheit, die das menschliche Geschlecht interessirt, zeigt, so wirkt sie auf uns so stark nicht wie auf andere Nationen. Die Geschichte des Müllers Arnold würde in Frankreich alle Parlamenter und in England alle Parteien, die für und wider den König sind, in Bewegung gesetzt haben. Aber in Deutschland hat man sie sich als eine frohe Neuigkeit erzählet; Keiner hat die Gefahr laut gerüget, welche dem Staate bevorsteht, worin die Rechtssachen im Cabinet untersuchet und entschieden werden; und nicht einmal ein Schmeichler hat es gewagt zu sagen, daß es ein dem Könige zum ersten und einzigenmale entschlüpfter Donnerkeil sei, der aber, indem er eine große Veränderung in der Justizverwaltung nach sich gezogen, einen Fels gespalten und eine Goldmine bloßgeleget habe.

Unsre Empfindungen sind nicht zu der feinen Rachsucht gestimmt, welche in Lessings Emilie tönt; und wir haben höchstens nur Vaterstädte und ein gelehrtes Vaterland, was wir als Bürger oder als Gelehrte lieben. Für die Erhaltung des deutschen Reichssystems stürzt sich bei uns kein Curtius in den Abgrund.

Wenn wir aber so wenig große Begebenheiten haben als mit der gehörigen Lebhaftigkeit empfinden, wie wollen wir denn zu der Höhe der Gedanken und des Ausdrucks gelangen, welche andre Nationen auszeichnet? Kann die schlaffe Seele eben das, was die hochgespannte wirken? Und müssen wir nicht, da wir kein einziges großes Interesse weder im Staate noch in der Liebe haben, bei unserm beständig kalten Blute vor dem Wagstück schaudern, das dem Manne auf dem Ocean keine einzige Ueberlegung kostet? O es war ein großer Gedanke von Mengs: „Raphael „kann in der Kunst übertroffen werden, aber Keiner wird „wie Raphael empfinden"; und nach demselben sage ich: einige Deutsche können vielleicht dem Italiäner an Feinheit, dem Spanier an Edelmuth, dem Engländer an Freiheitsstolz, was die Kunst oder den Ausdruck angeht, gleich kommen; aber, im Allgemeinen geredet, wird keiner von ihnen das wahre feine Gefühl des Italiäners, keiner die edle Liebe des Spaniers, keiner die Begeisterung für Freiheit und Eigenthum eines Engländers damit verbinden; keiner wird in Allem so wahr empfinden, denken, harren, schwärmen oder rasen als die Nationen, welche durch wirkliche Umstände genöthiget werden, ihre höchste Empfindung hervorzupressen und auszudrücken; und ohne Wahrheit ist keine vollkommene Größe, so wenig in der Musik als in der Malerei und in andern schönen Wissenschaften. Mit derselben aber sind auch die Concetti unterweilen erträglich.

Eben so denke ich von den Franzosen, die (wie die Deutschen) alle Töne zum Theil glücklich versuchen, aber nie wahre Engländer an Größe, nie wahre Italiäner an Feinheit, und nie wahre Spanier in hoher Liebe werden; blos in der Vaterlandsliebe haben sie vor uns natürliche Vortheile und Vorzüge. So wie die ersten beiden Nationen auf der Landkarte zwischen den andern liegen, so liegen sie auch auf der Karte der Empfindungen; und beide sind nur

in ihrer Manier, wie sie sich jenen äußersten Nationen in der Sphäre der Empfindung nähern, unterschieden, der Franzose mit einem leichten, der Deutsche mit einem gemessenen Schritte. Der erste geht auf dem Wege zur Verschönerung, der andre auf dem zur Richtigkeit über die Gränzen der großen Empfindungen hinaus, die blos wahr ausgedrückt, und so wenig verschönert, als in jeder einzelnen Partie mit einer kleinlichen Genauigkeit vorgetragen sein wollen.

Jedoch dieses bei Seite, und immer vorausgesetzt, daß unser Klima so gut als andre seine eignen Früchte habe, die zu unsern Bedürfnissen wie zu unserm Vergnügen vorzüglich bestimmet sind, so dünkt mich, daß wir allemal am sichersten handeln, solche so gut als möglich zu erzielen; und wenn wir diesen Zweck erhalten, so müssen sie auch in dieser Art schön und groß werden; denn Alles in der Welt ist doch nur relativ schön und groß, und die Eichel geht in ihrem Rechte vor der Olive. Das von dem Könige so sehr heruntergesetzte Stück Götz von Berlichingen ist immer ein edles und schönes Product unsers Bodens; es hat recht Vielen geschmeckt, und ich sehe nicht ab, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen sollen; die höchste Vollkommenheit wird vielleicht durch längere Kultur kommen. Alles, was der König daran auszusetzen hat, besteht darin, daß es eine Frucht sei, die ihm den Gaumen zusammengezogen habe, und welche er auf seiner Tafel nicht verlange. Aber das entscheidet ihren Werth noch nicht. Der Zungen, welche an Ananas gewöhnt sind, wird hoffentlich in unserm Vaterlande eine geringe Zahl sein; und wenn von einem Volksstücke die Rede ist, so muß man den Geschmack der Hofleute bei Seite setzen. Der beste Gesang für unsre Nation ist unstreitig ein Bardit, der sie zur Vertheidigung ihres Vaterlandes in die Schlacht singt; der beste Tanz, der sie auf die Batterie führt, und das beste Schau-

spiel, was ihnen hohen Muth giebt; nicht aber, was dem schwachen Ausschusse des Menschengeschlechts seine leeren Stunden vertreibt, oder das Herz einer Hofdame schmelzen macht. Jenes ist gewiß der Vortheil, den der König von allen schönen Wissenschaften fordert, und welchen Sulzer als den einzigen und würdigsten von ihnen betrachtete; es ist der Vortheil, den Gleim in den Liedern des preußischen Grenadiers so glücklich erreichte; und ich glaube, daß es der einzige wahre sei, den man für ein Volk, wie das deutsche ist, suchen müsse. Der entnervende Gesang, der wollüstige Tanz und die entzückenden oder bezaubernden Vorstellungen mögen Völkern gefallen, denen sie besser als uns dienen und bekommen; in denen aber auch der König nicht die Härte, nicht die Dauer und nicht das Herz seiner Grenadiere finden wird. Hier kann ich es auf den Ausspruch seines eigenen Ministers, des Herrn von Herzberg, ankommen lassen.

Die wahre Ursache, warum Deutschland nach den Zeiten der Minnesinger wieder versunken, oder so lange in der Kultur seiner Sprache und der schönen Wissenschaften überhaupt zurückgeblieben ist, scheinet mir hauptsächlich darin zu liegen, daß wir immer von lateinisch gelehrten Männern erzogen sind, die unsre einheimischen Früchte verachteten, und lieber italiänische oder französische von mittelmäßiger Güte ziehen, als deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit bringen wollten; ohne zu bedenken, daß wir auf diese Weise nichts hervorbringen könnten, was jenen gefallen und uns Ehre bringen würde.

Sie zogen Zwergbäume und Spalierbäume und allerlei schöne Krüppel, die wir mit Strohmatten wider den Frost bedecken, mit Mauern an die Sonne zwingen, oder mit kostbaren Treibhäusern beim Leben erhalten mußten. Und einige unter uns waren thöricht genug zu glauben, daß wir diese unsre halbreifen Früchte den Fremden, bei denen

sie ursprünglich zu Hause sind, als Seltenheiten zuschicken könnten; sie waren stolz genug, zu denken, daß die Italiäner mit uns in unsern in feuchter Luft gebaueten Grotten schaudern würden; sie, die Geßners Schäferhütte allen unsern Kostbarkeiten von dieser Art vorziehen.

Schön und groß aber können unsre Producte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, Goethe, Bürger und andere Neuere geleget haben. Alle können zwar noch in der Wahl der Früchte, welche sie zu bauen versucht, gefehlt, und das Gewählte nicht zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben. Aber ihr Zweck ist die Veredlung einheimischer Producte; und dieser verdient den dankbarsten Beifall der Nation, so wie er ihn auch wirklich erhielt, ehe diese in ihrem herzlichen Genusse von den alten verwöhnten Liebhabern der auswärtigen Schönheiten gestöret, und durch den Ton der Herrn und Damen, die eine Pariser Pastete dem besten Stücke Rindfleisch vorziehen, stutzig gemacht wurden.

Goethens Absicht in seinem Götz von Berlichingen war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem National-Leben unsrer Vorfahren zu geben, und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären, und, wie billig, Veränderung suchten. Leicht hätte er dieser seiner Sammlung mit Hülfe einer nun fast zum Ekel gebrauchten Liebesgeschichte das Verdienst der drei Einheiten geben, und sie in eine Handlung flechten können, die sich angefangen, verwickelt und aufgelöset hätte, wenn er aus dem einen Stücke drei gemacht, und diejenigen Gemälde zusammen geordnet hätte, welche sich zu jeder Handlung schickten und sich mit Zeit und Ort vertrugen. Allein er wollte jetzt einzelne Partien malen; und diese stehen zusammen, wie die Gemälde vieler großen Landschaftsmaler,

ohne daß die Gallerie, worin sie sich befinden, gerade eine Epopöe ist.

Daneben sollten diese Partien wahre einheimische Volksstücke sein; er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, worin die Nation noch Original war, und der alte Ritter den jungen, wie der alte Kanzler den jungen Kanzler, ohne fremde gelehrte Hülfe erzogen hatte. Und da ihm gewiß Niemand vorwerfen kann, daß er unrichtig gezeichnet, das Colorit vernachläßiget, oder wider das Costume gefehlet habe, so behandelt man ihn wider seine Absicht, wenn man ihn darum verdammt, daß er nicht blos für den Hof gearbeitet, und keine Epopöe, oder kein regulaires Ganze geliefert hat. Die Wahl seiner Partien würde auch immer gut geblieben sein, wenn es einige seiner Nachfolger, die alle sieben Theater von Neapel, welche für sieben unterschiedne Klassen der Nation eröffnet werden, in ein einziges zusammenziehen, und Hofleute und Lazzaroni mit einerlei Kost vergnügen wollten, nicht gar zu bunt gemacht hätten. Hieran aber ist Goethe unschuldig, ob er gleich noch Vieles gegen diejenigen zu sagen haben möchte, die aus einem übertriebenen Ekel gar nichts Nacktes leiden, und die schönste Venus nicht anders als unter der Decke wissen wollen.

Jedoch ich will den Tadel des Königs, so weit er uns allgemein trifft, einmal als richtig annehmen, und ihn also ausdrücken: daß wir Deutsche in der Wahl der Partien, die wir dem Auge oder dem Ohre dargestellet haben, zu wenig Geschmack bewiesen, und auch diese so wunderlich und abenteuerlich zusammen gestellet haben, wie es Shakespeare, nach dem Urtheile des Herrn von Voltaire, gethan haben soll; ich will einmal zugeben, daß wir noch kein einziges Stück haben, was mit den Meisterstücken eines Corneille oder Voltaire, die nicht leicht Jemand höher schätzen kann, als ich sie selbst schätze, verglichen wer-

den könnte, — so kömmt es doch noch immer auf die Frage an, ob wir auf unserm Wege, oder auf demjenigen, welchen andre Nationen erwählet haben, fortgehen dürfen, um das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen, was die Natur für uns bestimmt hat?

Der Weg, welchen die Italiäner und Franzosen erwählt haben, ist dieser, daß sie zu sehr der Schönheit geopfert, sich davon hohe Ideale gemacht, und nun Alles verworfen haben, was sich nicht sogleich dazu schicken wollte. Hierüber ist bei ihnen die dichterische Natur verarmt, und die Mannigfaltigkeit verloren gegangen. Der Deutsche hingegen hat, wie der Engländer, die Mannigfaltigkeit der höchsten Schönheit vorgezogen, und lieber ein plattes Gesicht mitunter als lauter Habichtsnasen malen wollen.

Man sieht die Verschiedenheit der Wege, worauf diese Nationen zum Tempel des Geschmacks gegangen sind, nicht deutlicher, als wenn man den Tod Cäsars, so wie ihn Shakespeare und Voltaire uns gegeben haben, neben einander stellet. Voltaire sagt es ausdrücklich, und man sieht es auch leicht, daß er ihn durchaus dem Engländer abgeborget, und nur dasjenige weggelassen habe, was sich mit den Regeln eines guten Trauerspiels und der französischen Bühne nicht vereinigen ließe. Hier sieht man beim Shakespeare ein aufgebrachtes Volk, bei dem alle Muskeln in Bewegung sind, dem die Lippen zittern, die Backen schwellen, die Augen funkeln und die Lungen schäumen; ein bittres, böses, wildes und wüthendes Volk, und einen hämischen Kerl mitunter, welcher dem armen Cinna, der ihm zuruft, er sei nicht Cinna, der Mörder Cäsars, sondern Cinna, der Dichter, seiner elenden Verse halber das Herz aus dem Leibe reißen will. — Und diese Löwen, Tiger und Affen führt Antonius mit der Macht seiner Beredsamkeit gerade gegen die Mörder Cäsars, zu deren Unterstützung sie sich versammelt hatten. Was thut nun Voltaire? Er

wischt alle diese starken Züge aus, und giebt uns ein glattes, schönes, glänzendes Bild, was in dieser Kunst nicht seines Gleichen hat, aber nun gerade von allem dem nichts ist, was es sein sollte.

Wollen Sie die Sache noch deutlicher haben, so vergleichen Sie, mein Freund! einen englischen und französischen Garten. In jenem finden Sie, eben wie in Shakespeare's Stücken, Tempel, Grotten, Klausen, Dickichte, Riesensteine, Grabhügel, Ruinen, Felsenhöhlen, Wälder, Wiesen, Weiden, Dorfschaften, und unendliche Mannigfaltigkeiten, wie in Gottes Schöpfung durcheinander vermischt; in diesem hingegen schöne gerade Gänge, geschorne Hecken, herrliche schöne Obstbäume, paarweise geordnet oder künstlich gebogen, Blumenbeete wie Blumen gestaltet, Lusthäuser im feinsten Geschmack — und das Alles ist so regelmäßig geordnet, daß man beim Auf- und Niedergehen sogleich alle Eintheilungen mit wenigen Linien abzeichnen kann, und mit jedem Schritte auf die Einheit stößt, welche diese wenigen Schönheiten zu einem Ganzen vereiniget. Der englische Gärtner will lieber zur Wildniß übergehn, als mit dem Franzosen in Berceaux und Charmillen eingeschlossen sein. Fast eben so verhalten sich die Italiäner und Deutsche, außer daß jene sich in ihrer Art den Franzosen, und diese den Engländern, ihren alten Brüdern, nähern, und mehr Ordnung in die Sachen bringen.

Welcher von diesen beiden Wegen sollte nun aber wohl der beste sein? der Weg zur Einförmigkeit und Armuth in der Kunst, welchen uns der Conventionswohlstand, der verfeinerte Geschmack und der sogenannte gute Ton zeigen? oder der Weg zur Mannigfaltigkeit, den uns der allmächtige Schöpfer eröffnet? Ich denke immer, der letztere, ob er gleich zur Verwilderung führen kann. Denn es bleibt doch wohl eine unstreitige Wahrheit, daß tausend Mannigfaltigkeiten, zur Einheit gestimmt, mehr Wirkung thun als

eine Einheit, worin nur fünfe versammlet sind; und daß ein zweichöriges Heilig von Bach etwas ganz anders sei, als die schönste Arie, diese mag noch so lieblich klingen.

Selbst die Macht, womit der Geschmack an den englischen Gärten jetzt ganz Europa überwältiget, kann uns lehren, daß der Weg zur Mannigfaltigkeit der wahre Weg zur Größe sei, und daß, wenn wir nicht ewig in dem Ton der Galanterie, welcher zu Zeiten Ludewigs XIV. herrschte, bleiben wollen, wir nothwendig einmal zur mannigfaltigen Natur wieder zurückkehren, aus dieser von neuem schöpfen, und eine größere Menge von Naturalien als bisher zu vereinigen suchen müssen; oder unsre Stücke werden zuletzt so fein und niedlich werden, wie eine Erzählung von Marmontel, in der man mit einem Blicke den Faden sehen kann, wodurch sie zusammengehalten wird. Die Franzosen, welche vor einiger Zeit Shakespeare's Werke in ihre Sprache übertrugen, fühlten den Fehler lebhaft, und wollten lieber von ihren Mitbulern borgen, als ewig Schüler ihrer tyrannischen Meister bleiben, die, um den Ruhm ihrer Werke zu verewigen, alle ihre Nachkommen in der Kunst zu entmannen suchen.

Unser bisheriger geringer Fortgang auf diesem Wege darf uns aber nicht abhalten, ihn zu verfolgen. Vielweniger dürfen wir den andern nehmen, wo die verwöhnten Liebhaber alle andern schönen Bäume ausgerottet haben, um lauter Pfirsische zu essen. Was bei diesen Uebermuth und hoher Geist ist, würde bei uns Leichtsinnigkeit, oder Schwachheit, oder Sprödigkeit einer Häßlichen sein. Ist es gleich schwerer, unter einer großen Menge zu wählen, und gewählte unzählbare Sachen zu einem großen Zwecke zu vereinigen, als einen einförmigen Kranz von Rosenknospen zu binden, so ist auch die Wirkung davon so viel größer, wenn die Wahl und Zusammenstellung wohl gerathen ist; und was Montesquieu und Winckelmann, zwei

Männer, die ich gern zusammensetze, weil sie mir einerlei Größe und einerlei Fehler gehabt zu haben scheinen, aus unzählbaren Bruchstücken von ganz verschiedener Art und Zeit zusammengesetzt haben, wird immer ein Werk bleiben, welches der Heyne eines jeden Jahrhunderts seiner Aufmerksamkeit und Verbesserung werth achten wird.

Und wo ist die Einheit, die der König und die Natur von jedem Kunstwerke erfordern, glücklicher und unter einer größern Menge von Mannigfaltigkeiten beachtet, als eben in diesen Werken? Die Menge und Verschiedenheit der Gegenstände, welche in einem Kunstwerke zusammengestellet werden, ist also gewiß kein Hinderniß ihrer Schönheit, ob dieses gleich nicht von jedem Künstler überwunden werden kann; und es ist allezeit glaublich, daß es für die Stücke, welche in Shakespeare's Manier gearbeitet werden, einen sehr hohen Vereinigungspunkt gebe, wenn wir gleich jetzt noch nicht hoch genug gestiegen sind, um ihn mit unsern sterblichen Augen zu erreichen. Die ganze Schöpfung ist gewiß zur Einheit gestimmt, und doch scheinet sie uns hie und da sehr wild, und noch wilder als ein englischer Garten zu sein. Aber freilich, was wir als Eins bewundern sollen, muß auch als Eins in unsern Gesichtskreis gestellet werden; und so dürfen wir den Vereinigungspunkt der Kunstwerke nicht so hoch legen, wie ihn der Schöpfer gelegt hat, oder wir schaffen nur Wildnisse. Indeß liegt doch die Einheit, da wo ein gothischer Thurm mit prächtigen römischen Gebäuden, oder wo, wie im Wilhelmsbade bei Hanau, die fürstliche Wohnung unter Ruinen mit schönen Gebäuden und Partien glücklich zusammen stimmet, höher, als wo blos eine Reihe schöner Häuser, und wenn es auch in der Hauptstadt wäre, eine gerade lange Gasse ausmacht. Der Weißestein bei Cassel ist nach kühnern Regeln angelegt als eine römische Villa.

Außerdem aber hat das Nachahmen fremder Nationen

leicht den innerlichen Fehler aller Copien, die man um deß-willen geringer als ihre Originale schätzt, weil der Copist natürlicher Weise immer mehr oder weniger ausdrückt, als der rechte Meister empfunden hat; es macht uns unwahr; und nichts schadet dem Fortgange der schönen Künste mehr als diese Unwahrheit, welche Quintilian die Unredlichkeit nennet.

Wie sehr diese Unwahrheit schade, können wir nicht deutlicher als an unsern geistlichen Rednern sehen, die, indem sie göttliche Wahrheiten vortragen, dennoch nicht den Eindruck machen, welchen man davon erwarten könnte. Von diesen fordern wir gleich, so wie sie auftreten, eine heiligere Miene, einen feierlichern Anstand, einen ernsthaftern Ton, und eine größere Salbung, als ihnen die Natur in ihren ersten Jahren geben kann. Nun müssen sie dieser Miene, diesem Anstande und diesem Tone gemäß reden, sie müssen ihren Ausdruck höher als ihre Empfindungen spannen, sie müssen ihren Werken mehrere Tugend leihen als sie haben, um sie zu ihrem Vortrage zu stimmen — und dieses macht viele unter ihnen ihr ganzes Leben hindurch zu unwahren Rednern, die nie dasjenige wirken, was ein Claudius, der nichts ausdrücket als was er empfindet, und gerade in dieser aufrichtigen Uebereinstimmung sein ganzes Verdienst setzt, unter uns wirket. Andre unter ihnen haben sich daher der großen Beredsamkeit, worin das Herz des heiligen Paulus entbrannte, ganz enthalten, und dafür Gründlichkeit mit Simplicität verbunden. Ich glaube auch immer, daß wir Deutsche hiebei weniger wagen, als wenn wir mit den Flechiers und Massillons die Harfe Davids ergreifen, ohne den Geist zu haben.

Wieland, den Deutschland jetzt als den Meister in der Kunst, die Schleichwege des menschlichen Herzens zu entblößen, und den wahren Gang unsrer Leidenschaften auf eine lehrreiche und angenehme Art vorzustellen, bewundert,

schien mir in seinen ersten Versuchen ein unwahrer Dichter; seine Rede glühete mehr, und sein Colorit war weit lebhafter als seine Empfindung; oder diese war, wie es der Jugend gewöhnlich ist, nicht hinlänglich genährt und gesättiget. Daher lieset man seine ersten Gedichte nicht mehr so gern wie seine spätern. Allein mit den Jahren wie mit dem Genusse ward seine Empfindung mächtig; nun ward ihm die Sprache oft zu enge, die volle Empfindung quoll über den Ausdruck, und man sah in seinen späten Werken immer mehr Schönheit, als ihm die Sprache zu zeigen verstattete.

Wahrscheinlich ist es auch nicht, daß wir uns so ganz in die Empfindung unsrer Nachbaren versetzen werden. So wie diese andre Bedürfnisse haben, so ist ihnen auch dieses und jenes weit angelegener als uns. Die Spanierin höret eine Serenade mit einer ganz andern Entzückung als eine Deutsche; die Schönheit des Sonnets, welches der Italiäner als das wahre Ebenmaß einer Grazie mit Recht bewundert, ist in Deutschland nie gehörig empfunden, und das Meisterstück von Filicaja würde den Mehrsten unter uns unbekannt geblieben sein, wenn es ihnen Richardson nicht gezeiget hätte. Die französische Bühne steht mit der National-Erziehung in dem richtigsten Verhältnisse; und, indem der Deutsche schreiben muß, um Professor zu werden, geht der Engländer zur See, um Erfahrungen zu sammeln. Ohne nun in den nämlichen Verhältnissen zu stehen und die Bedürfnisse zu fühlen, welche die Spanierin lauschen macht, und den Sinn des Italiäners für's Ebenmaß in Bewegung setzt, werden wir nie wie sie empfinden; und so können auch ihre Ausdrücke und Tropen bei uns nie den Grad der Wahrheit erhalten, den sie in ihrem wahren Vaterlande haben. Selbst ein Mensch kann sich nicht des andern Worte so zueignen, daß sie in seinem Munde die Wahrheit haben, womit der andre sie vorbringt. Wie

Ihr König ehedem bei einer Menge trauriger Nachrichten sagte: Que cela fait perdre courage! und mit Wärme hinzusetzte: il faut que nous redoublions maintenant nos efforts *), so ist Niemand im Stande, ihm dieses mit dem Grade der Wahrheit und der Empfindung nachzusprechen, womit er es selbst hervorgebracht hat. Der schöne Uebergang des Abbé Coyer **), womit er die Erzählung dessen, was an dem Tage nach dem Entsatze von Wien vorgefallen ist, anfängt: Le lendemain d'une victoire est encore un beau jour, wird nicht leicht irgendwo wahrer als auf dieser Stelle sein, wo die rettenden Fürsten in hoher Freude den Dank der Geretteten annehmen, erhaltene Freunde einander am Halse hangen, und Jedermann in Erkenntlichkeits- und Freudenthränen zerfließt.

Meiner Meinung nach müssen wir also durchaus mehr aus uns selbst und aus unserm Boden ziehen, als wir bisher gethan haben, und die Kunst unsrer Nachbaren höchstens nur in so weit nutzen, als sie zur Verbesserung unsrer eigenthümlichen Güter und ihrer Kultur dienet. Wir müssen es wie Rousseau machen, der alle Regeln und Gesetze seiner Zeit um sich herum stehen oder fallen ließ, um aus sich selbst zu schöpfen und seine Empfindungen allein auszudrücken, oder wie Klopstock, der nicht erst den Milton las, um seinen Messias zu bilden.

Zwar können wir auf diese Weise leicht auf Irrwege gerathen. Denn indem wir tief in uns zurückgehen, und, was wir also empfinden, ausdrücken, verlassen wir einen Pfad, welchen auch schon Meister vor uns geebnet haben, und gerathen leicht auf Verhältnisse, die wir hernach mit der Rechnung nicht bezwingen können; oder wir folgen, wie Goethe in Werthers Leiden, blos der erhöheten Empfindung, und

*) Lettre du Roi au prince de Prusse au camp de Leipa.
**) Vie de Sobiesky, T. II.

opfern die logische Wahrheit der ästhetischen auf. Allein wir bringen doch damit eigne edle Erze zu Tage, und es werden sich dann auch Philosophen unter uns finden, welche sie prüfen, läutern und zu großen Werken verarbeiten werden.

Ich will jedoch hiemit gar nicht sagen, daß wir uns nicht auch fremdes Gut zu Nutze machen sollen. Wir müßten unsern Hagedorn, der mit so vielem Fleiße als Erfolge nach den größten Meistern unsrer Nachbaren studiret und ihre schönsten Früchte bei uns einheimisch gemacht und veredelt hat, nicht lieben; wir müßten undankbar gegen Gleim, Ramler und die Karschin sein, welche deutsches Gut mit römischer Kunst bearbeitet, und unserer Sprache neue Kraft verschaffet haben; wir müßten unsern geliebten Gellert, der in seiner schönen und kunstvollen Nachläßigkeit seine Meister übertroffen hat, vergessen haben, wenn wir dieses thun wollten. Mein Wunsch ist nur, daß wir uns von dem Könige nicht so einzig an die großen Ausländer verweisen lassen, und unsern Götzen von Berlichingen sogleich mit Verachtung begegnen sollen. Auch die Klinger, die Lenze und die Wagner zeigten in einzelnen Theilen eine Stärke wie Herkules, ob sie sich gleich auch, wie dieser, zuerst mit einer schmutzigen Arbeit beschäftigten, und vielleicht zu früh für deutsche Kunst und ihren Ruhm verstarben; und es bedürfte nur noch eines Lessings, um den deutschen Producten diejenige Vollkommenheit zu geben, die sie erreichen, und womit sie der Nation gefallen können.

Nun noch ein Wort von unsrer Sprache, die der König der französischen so sehr nachsetzt, und ihr bald Armuth bald Uebellaut vorrückt. Sie ist, so sehr sie sich auch seit Gottscheds Zeiten bereichert hat, ich gestehe es, in manchem Betracht noch immer arm; aber das ist der Fehler aller Buchsprachen, und am mehrsten der französischen, die wiederum so sehr gereiniget, verfeinert und verschönert ist, daß man kaum ein mächtiges, rohes oder schnurriges Bild darin ausdrücken kann, ohne wider ihren Wohlstand zu sün-

digen. Die englische Sprache ist die einzige, die, wie die Nation, Nichts scheuet, sondern Alles angreifet, und gewiß nicht aus einer gar zu strengen Keuschheit schwindsüchtig geworden ist; sie ist aber auch die einzige Volkssprache, welche in Europa geschrieben wird, und ein auf den Thron erhobener Provinzialdialect, der auf seinem eignen fetten Boden steht, nicht aber, wie unsre Buchsprachen, auf der Tenne dörret. Alle andre Buchsprachen sind bloße Conventionssprachen des Hofes oder der Gelehrten, und das Deutsche, was wir schreiben, ist so wenig der Meißner als der Franken Volkssprache, sondern eine Auswahl von Ausdrücken, so viel wir davon zum Vortrage der Wahrheiten in Büchern nöthig gehabt haben; so wie neue Wahrheiten darin zum Vortrag gekommen sind, hat sie sich erweitert, und ihre große Erweiterung seit Gottscheds Zeiten ist ein sicherer Beweis, daß mehrere Wahrheiten in den gelehrten Umlauf gekommen sind.

Unstreitig hat die französische Buchsprache frühere Reichthümer gehabt als die unsrige. So wie diese Nation früher üppig geworden ist als die unsrige, so hat sie sich auch früher mit feinern Empfindungen und Untersuchungen abgegeben. Wie der Deutsche noch einen starken, tapfern und brauchbaren Kerl für tüchtig, oder, nach unsrer Buchsprache, für tugendhaft hielt, und dessen Herz nicht weiter untersuchte, als es seine eigne Sicherheit erforderte, fing Montaigne schon an, über den innern Gehalt der Tugenden seines Nächsten zu grübeln, und diese um so viel geringer zu würdigen, als Eitelkeit und Stolz zur feinen Mark genommen waren. Dieses ist der natürliche Gang der Ueppigkeit der Seele, die ihre Muse zu sanftern und feinern Empfindungen verwendet, und damit auch zu feinern Maßen und Ausdrücken gelangt, als der rohe Wohlstand, der Alles mit Gesundheit verzehret, und die feinern Künste des Kochs glücklich entbehret.

Indeß möchte ich doch nicht sagen, daß wir jetzt noch

so sehr weit zurück wären, wenn wir gleich alle Nuancen des Ridiculen nicht ausdrücken, und für jede verschiedene Mischung der menschlichen Tugenden und Laster nicht alle die eigentlichen Zeichen haben, deren sich die Franzosen, von Montaigne bis St. Evremont, und von diesem bis zum Marmontel (aus einem unglücklichen Bedürfniß, würde Rousseau hinzusetzen) bedienet haben. Keine Sprache hat sich vielleicht so sehr zu ihrem Vortheile verändert als die unsrige; nichts war armseliger als unsre komische Sprache; außer dem Hanswurst war Keiner auf der Bühne, der einen komischen Ton hatte, und das Volk liebte diesen, weil es von ihm wahre Volkssprache hörte; alle Andre redeten in der Buchsprache, der unbequemsten zum Sprechen unter allen; oder ihre Rolle gestattete ihnen nicht, sich der Volkssprache zu bedienen. Lessing war der erste, der Provinzialwendungen und Wörter, wo es die Bedürfnisse erforderten, auf die glücklichste Art nationalisirte; ihm sind die Wiener gefolgt, und seitdem uns Goethe in der Sprache auf dasjenige, was Cicero *) romanos veteres ac urbanos sales und veteris leporis vestigia nennet, zurückgeführet hat, damit wir nicht zuletzt lauter Buchsprache reden möchten, hat Jedermann unsern ehemaligen Mangel empfunden, und ihm jetzt mit hellem Haufen zu begegnen gesucht, so daß wir nunmehr wohl hoffen dürfen, bald eine Sprache zu haben, worin alle Muthwilligkeiten und Aeffereien, deren sich der Mensch zum Ausdruck seiner Empfindungen und Leidenschaften bedient, dargestellet werden können. Doch ich will darauf nicht wetten, daß nicht Viele, denen es schwer fällt in deutscher Luft zu athmen, die französische der deutschen immer vorziehen werden.

Eine Dichtersprache hatten wir fast gar nicht, und wir würden auch nie eine erhalten haben, wenn Gottsched

*) Ep. fam. L. IX., Ep. 15.

die tapferen Schweizer, die sich seiner Reinigung widersetzten, besieget hätte. Haller ward unser erster Dichter; und wie Klopstock kam, begriffen wir erst völlig, was die Engländer damit sagen wollen, wenn sie den Franzosen vorwerfen, daß sie nur eine Sprache zum Versemachen, nicht aber für die Dichtkunst hätten. Auch wir hatten vor Hallern nur Versemacher, und vor Gleimen keinen Liebesdichter. Wie sehr und wie geschwind hat sich aber nicht unsre Dichtersprache mit ihren ersten Meistern gebessert! und welche Dichtungsart ist übrig geblieben, wozu sie sich nicht auf eine anständige Art bequemet hat?

In der Kunstsprache haben wir, seitdem Winckelmann, Wieland, Lavater und Sulzer geschrieben haben, uns nicht allein Alles eigen gemacht, was die Ausländer Eignes hatten, sondern auch Vieles auf unserm Boden gezogen; und die Verfasser verschiedener empfindsamen Romane haben in einzelnen Partien gezeigt, daß unsre Sprache auch zum wahren Rührenden geschickt sei, und besonders das stille Große sowohl, als das volle Sanfte auf das mächtigste darstellen könne. Wie stark, wie rührend, wie edel ist nicht die Sprache Woldemars *)! Was fehlt dem gedämpften Ausdruck der Empfindung in der Nacht beim Gewitter, welche uns die Klostergeschichte **) fühlen läßt? Und wie Vieles haben nicht Andre, die ich hier nicht alle nennen kann, in dieser Art geleistet, wenn man blos die Sprache betrachtet, und von der Erfindung wie von dem Zwecke wegsieht! Unsre Rednersprache hat zwar keine große Muster geliefert, weil es ihnen an großen Gelegenheiten gefehlt hat; aber sie ist hinlänglich vorbereitet, und wird keinen empfindenden und denkenden Mann leicht im Stiche lassen. Die philosophische Sprache ist,

*) Von Fr. Jacobi.
**) Von Sprickmann.

seitdem sie aus Leibnitzens und Wolfens Händen kam, unendlich empfänglicher und fähiger geworden, Alles zu bestimmen und deutlich zu ordnen; und unser historischer Stil hat sich in dem Verhältniß gebessert als sich der preußische Name ausgezeichnet, und uns unsre eigne Geschichte wichtiger und werther gemacht hat. Wenn wir erst mehr Nationalinteresse erhalten, werden wir die Begebenheiten auch mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken. Bis dahin aber wird die Geschichte, nach dem Wunsche Millers, höchstens ein Urkundenbuch zur Sittenlehre, und ihre Sprache natürlicher Weise erbaulicher oder gelehrter Vortrag bleiben, der uns unterrichtet, aber nicht umsonst begeistert; in so fern wir nicht auch, nachdem wir, wie die Franzosen, alle Arten von Romanen erschöpfet haben werden, die ernsthafte Muse der Geschichte zur Dienerin unsrer Ueppigkeit erniedrigen wollen.

Alle diese glücklichen Veränderungen sind aber während der Regierung des Königs vorgefallen, wie er schon seinen Vorgeschmack nach den bessern Mustern andrer Nationen gebildet hatte, und in unsrer Sprache vielleicht nur Memorialien und Decrete zu lesen bekam. Er hatte nachher Voltaire um sich, einen Mann, der durch die Großheit seiner Empfindungen und seiner Manier Alles um sich herum und seine eigenen Fehler verdunkelte; er liebte Algarotti, den feinsten und nettesten Denker seiner Zeit; er zog die wenigen großen Leute, welche Frankreich hatte, an sich; und unter den deutschen Gelehrten fand sich noch kein Dalberg, kein Fürstenberg, der auf die Ehre, welche er dem ausländischen Verdienste gab, Anspruch machen konnte. Hiezu kömmt, daß seine Gedanken über die deutsche Litteratur und Sprache wahrscheinlich weit früher niedergeschrieben als gedruckt sind; und so ist es kein Wunder, wenn sie unsrer neuen Litteratur keine Gerechtigkeit haben widerfahren lassen.

Und doch glaube ich nicht zu viel zu wagen, wenn ich

behaupte, daß der König selbst, da wo er sich als Deutscher zeigt, wo Kopf und Herz zu großen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten, größer ist, als wo er mit den Ausländern um den Preis in ihren Künsten wetteifert. In seiner Instruction pour ses généraux ist er mir wenigstens mehr als Cäsar, durch den Geist und die Ordnung, womit er viele verwickelte Fälle auf wenige einfache Regeln zurückbringt; in seinen vertrauten Briefen, die er bei schweren Vorfällen geschrieben hat, finde ich deutsche Kraft und Dauer; in seiner Abhandlung über die Vaterlandsliebe den systematischen Geist der Deutschen, und in seinen Gedanken über unsre Litteratur ein edles deutsches Herz, das nicht spotten, sondern wirklich nützen und bessern will. Da hingegen, wo es auf Verzierungen ankömmt, sehe ich in seinen Schriften oft die Manier des fremden Meisters; und es geht mir, als einem Deutschen, nahe, ihn, der in allem Uebrigen ihr Meister ist, und auch in deutscher Art und Kunst unser Aller Meister sein könnte, hinter Voltairen zu erblicken.

Schließlich muß ich Ihnen, liebster Freund, noch sagen, wie es mir an vielen von unsern Deutschen nicht gefalle, daß sie den Ausländern zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich denke in diesem Stücke wie Pinto *): „Alle Nationen können handeln und reich werden, ohne „daß sie nöthig haben sich einander zu schaden"; und alle Nationen können in der Art ihrer Litteratur groß werden, ohne daß sie ihre Mitminner **) zu verachten brauchen.

*) Traité de la Circulation.

**) Medeminnaers, sagt der Holländer für Rivaux.

V.

Ueber Theorie und Praxis. *)

Es läßt sich wohl gegen dasjenige, was Herr Professor Kant zur Ehrenrettung der Theorie gesagt hat, Nichts einwenden. Indessen hat es mir immer so geschienen, als wenn die Empiriker nicht so sehr die Theorie an sich als die Theoretiker verachteten, welche entweder ihre Principien so hoch anlegten, daß der Weg von ihnen zu einem gegebenen Falle den ungewaffneten Augen unsichtbar bliebe; oder welche doch sogleich Weltkarten entwerfen wollten, nachdem sie kaum ihren eignen Horizont übersehen hätten.

Um von dem ersten Falle ein Beispiel zu geben, will ich nur gleich die eigne Behauptung des Herrn Kant **):

wie es unmöglich sei, daß ein ganzes Volk einer gewissen Klasse von Unterthanen den Vorzug des Herrenstandes erblich einräumen sollte,

aufstellen, und einen Jeden, der das Gegentheil in allen Ländern Europens sieht, fragen, ob es ihm nicht ganz möglich vorkomme? Wenigstens fanden sich in der Gesellschaft, worin der vortreffliche Aufsatz, welcher jene Behauptung

---

*) Diese freilich unvollendete Abhandlung bezieht sich auf einen Aufsatz des Hrn. Prof. Kant in der Berlin. Monatsschrift, Jahrgang 1793, Septemberstück Nr. 1.

Möser scheint, durch Herrn Kant veranlaßt, sich viel und gern mit diesem Gegenstande beschäftigt zu haben. Der Anfang des Aufsatzes ist drei- bis viermal anders geschrieben von ihm da. N.

**) Man sehe am angeführten Orte der Berlin. Monatsschrift, S. 250. N.

enthält, verlesen wurde, mehrere Männer von guter practischer Vernunft, die ihn sämmtlich mißverstanden, und schon anfingen, auf das Wort eines so großen Philosophen die Erbregierung ihres Herzogs als eine erwiesene Usurpation zu betrachten. Andre hingegen wußten aus der alten und neuen Geschichte eine Menge von Beispielen anzuführen, wo das Volk in diesem oder jenem Herzogthume sich für dessen Erblichkeit erklärt hätte, oder doch gewiß erklärt haben würde.

* * *

Es mag leicht sein *), daß mancher Empiriker auf den Theoretiker mit Verachtung herabsieht, wie Herr Professor Kant behauptet; indeß hat es mir doch immer so geschienen, als wenn diese Verachtung nicht sowohl die wahren Theorien, als vielmehr den Theoretiker treffen solle, der kaum seinen eignen Horizont übersieht, und nun schon eine Weltkarte entwerfen will. Die Theorie selbst kann wohl ihren Werth nie verlieren; und wo es so scheinet, da ist gewöhnlich der Fall (wie Herr Kant sehr richtig bemerkt), daß ihrer nicht genug vorhanden ist. Aber eben diesen Vorwurf möchte ich den Theoretikern machen, die in ihren Principien zu hoch steigen, da sie doch aus einem Princip der reinen Vernunft nichts als reine Resultate folgern können.

Auf dem Flecke, wo der Theoretiker und der Empiriker in diesem Augenblicke neben einander stehen, der erste in die reine Welt nach Osten, der andere aber in die wirkliche Welt nach Westen sieht, und beide sich einander den Rücken zugekehrt haben, findet der erste folgende Resultate:

*) Als eine Probe einer andern Umarbeitung des Anfanges, deren es mehrere giebt, stehe auch das nachfolgende Fragment hier.
N.

a) Es ist unmöglich, daß ein ganzes Volk dazu seine Einstimmung geben könne, daß eine gewisse Klasse von Unterthanen erblich den Vorzug des Herrenstandes haben solle;

b) . . . .

c) . . . .

Und der andere, der gerade das Gegentheil in der wirklichen Welt sieht, kann ihn wohl mit Recht fragen: Wie weit reiche ich mit diesem Wegweiser auf dem Wege, den ich vor mir sehe, und den ich noch zu thun habe?

Schnell wird freilich der Theoretiker antworten: Ohne ein — — —

* * *

Dem Spotte ist es eigen *), seine Caricatur-Gegenstände immer etwas grotesker zu malen, als sie wirklich sind; und so mögen auch wohl die Empiriker der Theorie etwas vorgeworfen haben, was doch nur die frühen Theoretiker gelten sollte; besonders in Deutschland, wo es für Männer von einer gewissen Klasse fast nothwendig ist, sich eher durch Theorie einen litterarischen Ruhm zu erwerben, ehe sie Erfahrungen haben anstellen können.

Etwas aber glaube ich doch gegen die itzigen Theorien erinnern zu müssen; und das ist dieses: daß sie zu weit zurückgehn, und uns Empirikern ein Princip aufstellen, welches der gewöhnliche Menschenverstand zu fassen oder zu erreichen selten im Stande ist, und wovon man fast immer das Gegentheil in der wirklichen Welt findet. Ihre idea-

*) So viel möglich ist nun das weggeschnitten worden, was schon vorher da war. Dem Leser wird die Unannehmlichkeit erspart, eine Sache zweimal zu lesen. Wo etwas zu fehlen scheint, wird er es leicht aus dem Vorhergegangenen ergänzen. N.

lischen Fanale stehen so hoch, daß kein Steuermann solche entdecken und sich danach richten kann; und ich befürchte, daß die jungen Leute, die mit geschärftem Blicke danach auszusehen angewiesen werden, bei dem geringsten Wölkchen ihr Schiff auf Klippen führen werden.

Kant ist gewiß der Mann, der seinen feinsten Abstractionen Körper und Farben zu geben weiß; und dennoch brachte mir ein alter Empiriker, als er dessen Behauptung:

daß ein ganzes Volk **unmöglich** ... u. s. w. ... gewisse Klasse erblich den Vorzug des Herrenstandes haben solle,

gelesen hatte, folgende kleine Erzählung, womit er über ihn völlig zu triumphiren glaubte.

Es war einmal, fing seine Erzählung an, ein Kaiser, den das Volk sich selbst erwählt hatte, und der ein großes Reich glücklich beherrschte. Dieser hatte, nach dem eignen Verlangen der Nation, dasselbe in zwölf große Gouvernements vertheilt, und jedem einen Herzog vorgesetzt, der es nach seinen Gesetzen regieren sollte. Alle und Jede waren damit zufrieden, und Jeder genoß des Friedens und der Sicherheit, wozu er durch den Social-Contract berechtigt war. Nach dem Tode dieser ersten Herzoge entstanden aber manche Unruhen darüber, wer ihnen in ihren Aemtern folgen solle? In den verschiedenen Gouvernements ergaben sich darüber verschiedene Fälle, welche auf folgende Weise aus einander gingen.

In dem **ersten** beschwerten sich die Einwohner sehr darüber, daß der Kaiser einen neuen Herzog von seinem Hofe geschickt, und nicht vielmehr den Sohn des vorigen dazu angesetzet hätte. Jener kenne das Land nicht, meinten sie, und wäre durch die Schule erzogen, woraus wohl Gelehrte, aber keine Regenten kommen könnten; dieser hingegen kenne das ganze Gouvernement, und habe in dem väterlichen Hause mehr gesehen, gehört und erfahren, als ihn die größte Akademie hätte lehren können.

In dem **zweiten** nahm der Kaiser einen andern aus dem Gouvernement selbst, und ging den Sohn des vorigen vorbei. Nun entstanden aber eine Menge Processe zwischen dem neuen Herzog und den Kindern des vorigen darüber, was eigentlich zu der Erbschaft der letztern und was zu den Einkünften des Gouvernements gehöre. Die Sache gerieth endlich an das höchste Reichsgericht, wo sie noch itzt unentschieden beruhet; mittlerweile die Erben im Besitze geblieben sind, und die Eingesessenen des Gouvernements den neuen Herzog mit Steuern unterhalten müssen. Der Fehler war, daß beim Antritte des ersten Herzoges kein Inventarium gemacht war. Hätte der Kaiser, rief das Volk, den Sohn des vorigen genommen, so hätte es dessen auch nicht bedurft, und wir wären des weitläuftigen Processes und der Steuern überhoben geblieben.

In dem **dritten** fand sich zwar ein Inventarium. Weil aber der verstorbene Herzog, zu der Zeit als er die Macht in Händen gehabt, Vieles **an sich** gebracht hatte, was er eigentlich zur Verbesserung seines Dienstes hätte erwerben sollen, so entstand beinahe derselbe Proceß, und das Volk murrete wie jenes.

In dem **vierten** ließ der Kaiser dem Volke die freie Wahl. Dieses aber theilte sich in zwei Parteien, wovon die eine den Sohn des vorigen, die andre hingegen einen andern wählte; und beide schlugen sich so lange, bis die eine Partei der andern unterlag. Der Krieg währte zwanzig Jahre, und beide Theile waren zuletzt froh, daß der Sieger sie in Ruhe setzte.

In dem **fünften** gelang es dem Volke, einen Grobschmied zum Herzoge zu wählen, der seine Macht ziemlich rauh gebrauchte. Ach! rief das Volk, unser voriger Herzog, der am Hofe erzogen war, schmälte so sanft, verweigerte, was er verweigern mußte, so gnädig, hatte so viel Mitleid mit dem geringen Manne, und wußte die Straf-

gesetze jedem individuellen Falle so vortrefflich anzupassen — O! hätten wir den Sohn des vorigen genommen! er würde gewiß in dem väterlichen Hause eine gleiche Behandlung der Menschen gelernt haben.

In dem sechsten, worin zwar ein in allen Hofeskünsten wohl erfahrner, aber armer Mann erwählt wurde, erfuhr das Volk bald, daß es besser gewesen wäre, bei der vorigen Familie, die sich und die Ihrigen nun einmal bereichert hatte, zu bleiben, als eine arme auf den herzoglichen Stuhl zu setzen, welche sich und ihre Vettern auf seine Kosten noch erst bereichern würde.

In dem siebenten Gouvernement erwählte das Volk den Sohn des vorigen. Denn, sagte es, wir haben dessen Schloß zur allgemeinen Sicherheit, weil wir zur Zeit eines feindlichen Ueberfalls unsre besten Sachen dahin flüchten können, mit Wällen und Graben befestiget, und zu viele Kosten daran gewandt, um itzt für einen Andern noch einmal eine so große Last zu übernehmen. Das Schloß ist überdem so wohl möblirt, es ist darin ein so herrliches Theater, das Tafelservice des Herrn ist so prachtvoll, und es wird so viel Mühe kosten, das Archiv an einen andern Ort zu bringen, daß es besser ist, wir nehmen diesen als einen Andern, der sich noch erst alles dieses, vielleicht wohl gar auf unsre Kosten, anschaffen muß.

In dem achten hatte der verstorbene Herzog zur Zeit eines Krieges große Vorschüsse gethan; und das Volk sah voraus, daß es diese auf einmal werde bezahlen müssen, wenn es einen Andern als dessen Sohn wählte. Die Wohnung desselben lag überdem in der Mitte des Landes; der gemeine Musterplatz, wohin ein Jeder seit langen Jahren zu gehen gewohnt war, lag nahe dabei; der gemeine Post- und Botengang war darauf eingerichtet, die Wege danach angelegt, und der Gang aller gemeinen Lieferungen und Pflichten war den Hausbedienten, welche die Rolle bisher

darüber geführt hatten, fast allen bekannt. Das Volk hielt es für das Rathsamste, bei dem Sohne zu bleiben, und führte zugleich das Primogenitur=Recht ein, damit sowohl die Gouvernements= als die Privateinkünfte der Familie zum allgemeinen Besten des Staats immer zusammen blieben, und darüber unter Geschwistern und Kindern keine Zänkereien entstehen möchten. Auf diese Weise, sagte es, brauchen wir auch kein Inventarium zu halten; Alles, was der Herzog hat, gehört dem Volke, und der zeitige hat nur die Nutzung davon.

In dem neunten rühmte das Volk an dem vorigen Herzoge am mehrsten, wie er sich gar in keine Regierungsgeschäfte gemischet, sondern immer gute Räthe gehalten hätte, die er nach Befinden angenommen und erlassen hätte. Da nun sein Sohn eine gleiche Gesinnung zeige, so wäre es, seiner Meinung nach, am besten, bei diesem zu bleiben. — Bei dieser Gelegenheit äußerte das Volk zugleich den Wunsch, daß man auch die Pfarrer in Erbpfarrer verwandeln möchte, damit diese ihnen im Alter nicht immer etwas vorhusten oder vorröcheln möchten, sondern (da ihnen und ihren Familien die Stellen nun doch gewiß blieben) dafür auch geschickte Candidaten, die man allenfalls verändern könne, wenn sie nicht mehr gefielen, halten müßten.

In dem zehnten war die Familie des verstorbenen Herzoges mit allen in der Nachbarschaft regierenden Häusern verwandt; und wie das Volk hievon in Ansehung des freien Handels und der öffentlichen Ruhe bisher die größten Vortheile gehabt hatte, so erwählte es den Sohn des vorigen, in Hoffnung, daß einer der mächtigsten benachbarten Fürsten, welcher dem vorgedachten Grobschmiede seine Tochter versagt hatte, diesem solche nicht weigern würde.

In dem eilften glaubte das Volk, es wäre von der menschlichen Natur nicht zu erwarten, daß sie heute einen Menschen als Bedienten hinter dem Herzoge stehen sehn,

und ihn morgen als Herzog verehren würde; oder es müßten die Menschen alle edleren Gefühle verleugnen, und sich, wie Maschinen, blos nach den Gesetzen der Mechanik behandeln lassen; und

in dem zwölften war endlich die Herzogin Frau Mutter eine so vortreffliche Frau, sie war Jedem so freundlich begegnet, sie hatte so vielen Menschen wohl gethan, und war, mit einem Worte, so beliebt, daß man ihr sogar ihren annoch unmündigen Sohn vom Schooße holte, und ihm den herzoglichen Hut aufsetzte, mit der eifrigsten Bitte, das Land so lange für ihren Sohn zu regieren, bis dieser selbst dazu im Stande sein würde.

* * *

Bisher haben Grotius und andre große Philosophen zuerst Erfahrungen gesammelt, und nach denselben ihre Theorie erweitert. Die neuen Theoretiker hingegen ziehen sich immer mehr von gegebenen Fällen zurück; und die Folge davon ist, daß jene in der wirklichen Welt brauchbarer sind, als diese, welche über Recht und Unrecht, ohne Einmischung irgend einer That, lehren.

Kein vernünftiger Empiriker wird aber um deßwillen die Bemühungen dieser letztern verachten. Vielmehr wird er der Welt und jedem Lande Einen großen Theoretiker wünschen, der ihm in jeden Fache das große idealische Fanal aufstelle, wonach der Empiriker, er steure geradezu oder lavire, beständig seine Augen richten muß. Aber wenn nun der Theoretiker ohne Erfahrung ihm den Weg mit dem Finger vorzeichnen will, den er im Steuren und Laviren halten soll, so zieht er mitleidig die Achsel. Ein jeder practischer Staatsmann kennt, wie der Theoretiker, gewisse große Grundsätze: als z. B. daß man den steuerbaren Stand so viel möglich schonen, und den Befreiungen wehren müsse.

auch, daß sie ihre ersten Staatsvereinigungen danach geformt haben. Man sieht und schließt leicht, daß schon Joseph keine andre Form gekannt habe, als jene einfache, da er von den freien Aegyptiern die Uebergabe ihres Leibes und Gutes forderte, wenn sein Pharao ihnen Unterhalt geben sollte. Es war dieses die natürlichste Forderung zu einer Zeit, wo nur der Vater seine Kinder und der Herr seine Knechte zu ernähren brauchte, vielleicht auch Keiner etwas als Almosen annehmen wollte.

* * *

Wenn man sieht, wie weit sich der Leibeigenthum in Europa verbreitet hat, und wie sehr Praxis und Theorie darüber von einander abgehen, so kann man sich oft des Gedankens nicht erwehren, es müssen doch große und weitgreifende Ursachen vorhanden sein, welche ihn eingeführt und bisher noch in mehreren Ländern erhalten haben; und die Praxis, die sich jedem individuellen Umstande anschmiegt, und ihn zu benutzen weiß, müsse es wohl besser verstehen als die Theorie, die bei ihrem hohen Fluge noch manchen Umstand übersehen muß. Da indeß der Wunsch immer allgemeiner wird, daß der Leibeigenthum ganz von der Erde vertilget werden möge, so scheinet es nicht überflüssig zu sein, demselben einmal recht auf den Grund zu sehen, und zu untersuchen, was er eigentlich leiste. Vielleicht findet sich dann noch ein Mittel, den Zweck desselben mit mindrer Aufopferung zu erreichen, und solchergestalt die Praxis mit der Theorie durch die Vermittelung eines aufmerksamen Gesetzgebers auszusöhnen. Ich weiß zuerst in dieser Absicht nichts Besseres zu thun, als folgende historische Wahrheiten aufzustellen; aus wirklichen Begebenheiten schließt sich oft richtiger als aus gar zu hohen Vordersätzen.

Den König von Polen beerbt die Krone, und diese schließt

seine natürlichen Erben aus. Ein Gleiches würde in allen Königreichen geschehen, wenn nicht zufälliger Weise die Krone zugleich mit der Erbschaft des abgehenden Königs auf den nächsten natürlichen Erben verfiele. Alle Reichsbeamte vom höchsten bis zum niedrigsten werden von ihrem Oberhaupte beerbt, welches ihre Erbschaft zum Besten des Amts in Verwahr nimmt, und dem Nachfolger desselben wieder leihet. Geschähe dieses nicht, so würde das Amt leicht geplündert, oder unter gleichen Erben zersplittert, und der Unterthan genöthiget werden, für eine neue Besoldung des Nachfolgers im Amte zu sorgen. Wie Mancher würde sich nicht auch seines Amts und Ansehns bedienen, um in dessen Bezirke Eignes zu erwerben! Mit den Dienstleuten der Beamten hält es der Oberbeamte eben so. Der Bischof beerbt seinen Archidiacon, und dieser den Curaten, gerade so wie der Kaiser den Bischof, um die mit jedem Amte verknüpften Gefälle zusammen zu halten, und solche dessen Nachfolger wieder zu leihen. Geschieht dieses Leihen jetzt gleich nicht mehr in alter Form, seitdem der Kaiser Otto der Vierte der Kirche zu Magdeburg und den unter ihr stehenden Kirchen die Spolien der versterbenden Bischöfe einmal für alle überlassen hat, und mit der Zeit allen übrigen Reichsbeamten eine gleiche Gnade angediehen ist, so muß doch ein jeder von ihnen noch die Belehnung nehmen, und die Spolien seines Vorgängers mit einer jetzt bestimmten Summe Geldes lösen.

Bei einiger Aufmerksamkeit auf diesen Gang der Sachen sieht man aber bald, daß es nicht blos darum zu thun war, die ursprünglichen Amtsgefälle zusammen zu halten; man wollte auch (da jedes Amt verliert, wenn es stille steht und nicht fortwächst) das Errungene, oder was einer bei Gelegenheit seines Amts erworben oder verbessert hatte, nicht gern verlieren, oder den natürlichen Erben vergüten; vielleicht auch der Versuchung wehren, daß Jemand zum

Nachtheil des Amtes sich und seine Familie bereichere. Wenn man hiebei in Erwägung zieht, wie diese Gefälle und was einer nebenher noch erwarb, damals in Naturalien, als Diensten, Fuhren, Früchten und allerhand Arten von Vieh, bestanden, so sieht man leicht, daß es sowohl äußerst schwer als wichtig war, nach dem Tode eines Beamten sich auf eine Absonderung des Erworbenen von dem Anvertrauten einzulassen. Daher muß auch der König von Polen sein Erworbenes der Krone lassen; daher gab es auf sächsischen Lehnen keine Besserung, worauf Allodial-Erben Anspruch machen können.

Was der Lehnmann verbessert, muß dem Lehne folgen; oder mit andern Worten: was der Knecht erwirbt, das erwirbt er seinem Herrn; und diese Regel macht gerade das ganze Wesen, wie den Zweck des Leibeigenthums aus. Nicht Unterdrückung, nicht Kriegsgefangenschaft, nicht Einfalt oder Andacht haben den Leibeigenthum zuerst eingeführt und bisher erhalten, sondern der practische Menschenverstand hat das allgemeine Bedürfniß und die Nothwendigkeit eines Contracts erfordert, wodurch derjenige, welcher das Amt bekleidete, oder einen fremden Besitzthum benutzte, das, was er dadurch erwarb, zum Besten des Amtes oder des Besitzthums zurücklassen mußte.

* * *

Hieraus und aus dem durchaus gleichförmigen Gange der Praxis bei allen Verleihungen, wogegen sich kein einziges Beispiel der Gegentheils aufbringen lassen wird, erhellet meines Ermessens unwidersprechlich: daß der Verleiher eines Herzogthums oder eines Bischöfthums nach eben den Grundsätzen gehandelt hat, wonach der Verleiher eines Bauernhofes handelt; und daß beide den großen Zweck gehabt: jeder Besitzer eines verliehenen Amtes, Gutes oder

Hofes müsse durch das, was er vermittelst des Besitzes erworben habe, zur Verbesserung des Verliehenen wiederum beitragen.

Gerade alles dasjenige, was der gesunde Menschenverstand durch jene Einrichtungen bezwecket hat, ist nun auch der Zweck des dinglichen Leibeigenthums; und man könnte die Könige Leibeigne der Krone nennen, wenn es nicht die Klugheit erforderte, einen Mann, der die Niedrigen gegen die Hohen und Mächtigen schützen soll, und den erstere deßwegen mit den schwersten Kosten unterhalten, so hoch als möglich, und zunächst an den Thron Gottes zu setzen.

Da der Wunsch immer allgemeiner wird, daß die Leibeigenschaft ganz von der Erde vertilget werden möge, und der Geist des gegenwärtigen Jahrhunderts denselben mit aller Macht verfolget, so scheint es mir wohl der Mühe werth zu sein, einmal zu untersuchen, was wir bisher für Nutzen davon gehabt haben, und was für Ursachen es gewesen sind, welche dieselbe so früh eingeführt und so lange erhalten haben, damit, wenn eine neue Ordnung der Dinge eingeführt werden sollte, man doch wissen möge, was für Lücken dadurch entstehen, und wie solche auszufüllen sein werden.

Der practische Menschenverstand hatte es gleich anfangs bemerkt, daß es nicht gut sei, Jemandem, der ein ihm anvertrautes Amt bekleidet, oder ein fremdes Gut, es sei zu Lehn oder zum Bau, unter hat, zu gestatten, in seinem Amte, oder an dem ihm übergebenen Gute etwas Eigenes zu erwerben. Wie leicht, dachte man, kann nicht ein König, Herzog, Bischof, Graf oder andrer Beamte, der viele Macht in Händen hat, in seinem Reiche oder Amts-

districte sich und seiner Familie Güter und Rechte erwerben, die er weit besser seinem Amte erwürbe, welches, sobald es nicht mehr wächst, sich mit Ablauf der Zeit von selbst vermindert, und an demjenigen, der es bekleidet, einen innerlichen Feind hat, so lange es nicht erblich ist. Wer wird, wenn ein solcher Beamter mit Tode abgeht, allemal unterscheiden können, was zu seinem Amte gehört und was er in demselben Eignes erworben hat? besonders zu einer Zeit, wo alle Einkünfte in Naturalien bestehen, und die Fuhren, Dienste und andre von den Amtseinwohnern zu leistende Obliegenheiten sich von außen einander gleich sehen. Wird nicht ein Beamter, Lehnmann oder Bauer, wenn er neben seinem ihm anvertrauten Gute etwas Eigenes erwerben kann, solches immer *für sich* zu erhalten suchen, anstatt Amtshalber diesen Nachtheil abzuwenden? Wird nicht sogar der Hirte, wenn es ihm erlaubt wird, eignes Vieh bei der Heerde zu halten, dieses besser zu weiden suchen, als das ihm anvertraute? und wie kann man da, wo, wie im Mecklenburgischen, der Gutsherr seinem Eigenbehörigen das nöthige Vieh giebt, demselben ohne Gefahr erlauben, nebenher auch Vieh für sich zu halten? Die besten Füllen, Kälber und Lämmer würden allezeit ihm gehören. Ja, wenn dem Erben auch nur erlaubt würde, aus einem dem Erblasser vertrauten Amte, Lehne oder Hofe eine *Verbesserung* wegzuziehen, oder sich solche vergelten zu lassen: würde nicht mancher Oberlehns- oder Gutsherr lieber dem Erben das Amt oder Gut ganz lassen, als sich einem langweiligen Processe, während desselben sie im Besitz blieben, und mit der rechtlichen Vermuthung, daß Alles so lange für Eigenthum zu halten sei, bis das Lehn erwiesen werde, bloßzustellen? . . . .

Das Beste ist also, man setze die Regel fest: Alles, was der Beamte, der Lehnmann oder der Bauer erwirbt, bleibe bei dem Amte oder dem Hofe; und will man ja demselben

etwas Eignes lassen, so heiße es peculium. Alsdann hat der Vater oder Herr die Regel für sich, und Söhne und Knechte müssen die Ausnahmen erweisen.

Jene Regel, welche den eigentlichen Grund der ganzen Leibeigenschaft ausmacht, und mit andern Worten so viel sagt: Was der Knecht erwirbt, erwirbt er seinem Herrn, sei der Grund aller Contracte, welche wir mit unsern Beamten und Pächtern schließen.

Die natürlichen Folgen dieser practischen Denkungsart zeigten sich hierauf in allen Fällen, wo sie einigen Einfluß haben konnten. Alles, was ein König von Polen (dem einzigen noch übrigen Wahlreiche) erwirbt, verbleibt der Krone; und dieses würde wahrscheinlich der Fall in allen Reichen sein, wenn nicht in den übrigen die Kron- und Erbfolge zufälligerweise in einer Person vereiniget wären. Das Amt eines Herzoges oder Bischofes nahm nach eines jeden Tode der Kaiser in Verwahrung, und verlieh es dem Nachfolger.

Nun frage ich: Wenn dem Volke bei Schließung eines neuen Social-Contracts alle diese Umstände in lebhafter Erinnerung vorschwebten, warum dasselbe sich die Erblichkeit gewisser Würden oder Aemter im Herrenstande, die von einem Ende Europens bis zum andern wirklich eingeführet ist, nicht gefallen lassen sollte? und was für Gründe man denjenigen unterlegen wolle, welche nicht dafür wären?

Wollte man sagen, es sei überhaupt unmöglich, daß die Menschen sich jemals dem Willen Eines Menschen unterworfen hätten, so widerspricht hier die Erfahrung, nach welcher es heißt: Les barbares veulent toujours un roy. Das will sagen: der schlichte Menschenverstand wünscht immer Einen Regenten als den kürzesten Weg; und es findet sich kein Beispiel in der Geschichte, daß ein großer Staat sich bei der Herrschaft vieler Köpfe lange ruhig und wohl befunden hätte. Will man aber andre Menschen annehmen, als sie wirklich unter dem Monde vom Weibe gebo-

ren werden, so werden diese keinen Social-Contract in der wirklichen Welt zu schließen haben.

Der Social-Contract selbst beruhet blos auf der Vermuthung, daß jedes Volk bei seiner ursprünglichen Verbindung das Beste werde erwählet haben, und nachdem die Umstände sind kann es sich mit dem lieben Gott oder auch mit einem Nachtwächter beruhiget haben, jenes, in einer den Einfällen der Wilden ausgesetzten, und dieses, in einer dagegen sattsam befestigten Colonie. Beides hängt von Umständen ab. Eine Gesellschaft von Jägern oder Hirten muß sich unter ganz andern Bedingungen vereinigen als eine von Ackerbauern; und es ist ein eitles Spielwerk, Social-Contracte für idealische Menschen, die von den Theoretikern unter keine Umstände gesetzet werden, oder die sie doch unmöglich alle übersehen können, auszusinnen.

Der natürlichste Weg zum Social-Contracte ist offenbar so, wie ihn Walther Raleigh *) und Jugdole **) beschrieben haben, deren Worte ich hier hersetzen will: „Zu„erst war des Vaters Wille das Gesetz für die Kinder; „und als der Haushalt sich vergrößerte, war es der Be„fehl des Haupts der Familie. Mit der Zeit aber, wie „die Menschen zahlreicher und die Verwandtschaften weit„läufiger wurden, die kindliche Ehrfurcht erkaltete, und brü„derliche Liebe allmählig verschwand, Weisheit sich nicht im„mer bei der Macht, und Strenge bei der Güte fand, so „erwachten die bösen Begierden der Menschen; der Starke „unterdrückte den Schwächern, und die Noth, welche Men„schen und Vieh klug macht, bewog sowohl die Weisen als „die Einfältigen, auf einmal zu erkennen, daß der Stand „vernünftiger Menschen unendlich elender sein würde als „der Stand der Thiere, und daß die Unordnung Alles,

*) Hist. of the World. L. 1. c. 9. Sect. 1.

**) Origg. juridiciales, c. 1.

„wie eine Fluth überschwemmen müßte, falls sie sich nicht
„über gewisse Gesetze und über eine Macht, die darüber
„wachte, vereinigten. Denn der Mächtige, der jetzt auf
„seine Gewalt trotzte, möchte mit der Zeit leicht einen Mäch-
„tigern finden; der Schwache bald von dem Stärkern un-
„terdrückt werden, und die Gleichstarken sich einander auf-
„reiben; so daß der gesetzlose Zustand, welcher beim ersten
„Anblicke die vollkommenste Freiheit zu versprechen schiene,
„bald ärger sein würde als ein unerträglicher Despotismus."

Diesen Gang glaube ich so lange befolgen zu müssen, bis ein besserer aufgefunden wird. — —

Vermischtes:

Aus Mösers frühester Periode, in Zeitschriften Erschienenes. Fragmente.

I.

DE VETERVM GERMANORVM ET GALLORVM THEOLOGIA MYSTICA ET POPVLARI

DISSERIT

ET

VIRO SVMME REVERENDO

ERNESTO AVGVSTO BERTLINGIO

S. S. THEOLOGIAE DOCTORI ET PROFESSORI

IN ALMA IVLIA CAROLINA

AMICO SVO AESTIMATISSIMO

GRATVLATVR

IVSTVS MÖSERVS.

MDCCXLIX.

Etsi seram hanc gratulationem meam variis excusationibus tueri possem, inter quas forsan haec non vltima foret, quod plerumque promtissimus quisque gratulantium leuissimus sit, ad mentem huius prouerbii romani: *vt quisque optime Graece scit ita nequissimus est* (1): tamen TVA

---

(1) Cicero de Orat. L. II.

me, BERTLINGI, amicitia omni negligentiae pudore exsoluet, licet nullas omnino rationes adduxerim, quando inter bonos ea ipso iure tolerantur, quae inter alios datis saepissime ab vsu formulis et impendio probitatis exculpari solent. Vocarunt TE diuina prouidentia et, quae huic semper conformis est, diuina CAROLI PRINCIPIS voluntas, ad Almam Iuliam Carolinam, vt ibidem Theologiam publice profitereris. Neque substitit hic serenissimus princeps, sed infinita beneficiorum suorum progressione diligentiam TVAM insigni honorario non tantum auxit quantum confirmauit. Quae singularis erga TE beneuolentia, vti omnes bonos, ita et me praesertim tanta laetitia perfudit, vt, si mihi ipsi vel amplior prouincia obtigisset, maior sane esse non posset. Protinus laudes temporis acti missas feci, et, praesenti rerum statu magnifice contentus, Deum in adornando hoc vniuerso rationes ingenii mei secutum esse fingendo mihi persuasi. Quid enim ad priscam illam morum integritatem propius accedit, quid excellentius pro dignitate huius mundi dici vel excogitari potest, quam quod bene meriti sua se tantum virtute inuoluant, et tamen ad honores nihilo secius admoueantur, seruiles contra adulatores, foeminarum humiles sollicitatores, clientum diues et impetuosum genus vna cum moleste ambiente aula exulare cogantur? Noui autem et optime noui, TE solis meritis TVIS, et eorum fautoribus, qui haec in conuenienti luce posuerunt, spartam TVAM plane debuisse.

Immorarer huic rei prorsus singulari pro affectu meo amplius; digna enim est, cui hoc tempore, quo nonnunquam ipsa maiestas auro corrupta iacuit, omnes bene de republica sentientes applaudant: dummodo animi mei sensa eadem facilitate ac magnitudine exprimere qua percipere possem. Odi praeterea nimiam verborum copiam, quae a fallaciae suspicione nunquam se liberabit, debitoribus

istis infensissimus, qui aere parum, verborum autem numero largissime soluunt. Non tamen ita TIBI valedicere possum, AMICE OPTIME; sed vrget me commercii TVI suauitas, TECVM adhuc aliquot momenta, quam vellem infinita! morari, quibus ne TIBI et mihimet ipsi molestus sim, amantes expertos imitabor, qui deliciis suis interdum longe diuersa interponunt, ne ipsa copia eos insipientes et hebetes reddat ad gustandum meliora. Hominem modo profanum de Theologia maiorum nostrorum TE Theologiae Doctore coram loquentem ne aegre feras precor.

Variae sunt de religione veterum Germanorum opiniones, sibi inuicem plane contrariae, quarum tamen quaeque fundamentis haud leuiter iactis superstructa videtur. Propugnatores earum praecipue stratagema CICERONIS(2) secuti sunt, suadentis, vt, si in refellendo aduersario minus firma sit oratio quam in rebus nostris, et nostra facilius probari quam aliena redargui possint, a contraria defensione animos abducere et ad nostram traducere conemur. Ad hanc autem opinionum diuersitatem amice componendam nihil rectius conducere mihi quidem videtur, quam si aliam fuisse religionem eorum mysticam, aliam popularem, mecum posueris. Quod, vt eo apertius pateat, exemplis et coniecturis aliquot in praesentibus illustrabo. Ante vero, quam ad rem ipsam progrediar, de origine mysteriorum eorumque progressu inter omnes fere gentes pauca pro modulo instituti praemittere operae pretium erit.

Omni sane probabili dubio caret, primos mortalium, quos augustus huius vniuersi autor omnibus quibus indigebant instruxerat, rectissimam, qua ad eum reditur, viam ab eo ipso acceptam habuisse. Neque postquam experientia nos docuit, probatione opus erit, eosdem mor-

---

(2) de Orat. Lib. II.

tales ab hac via in varios secessus deflexisse et religionem acceptam tum pro captu nepotum, qui auis peiores erant, tum pro ratione status politici saepenumero in peius complicasse. Non defuerunt tamen vnquam in ista publica religionis calamitate veri amatores, qui cultum istum a Deo primis hominibus insitum et confirmatum, ac deinde per manus quasi traditum, caste sancteque conseruarunt. Id quod viri antiquitatum peritissimi CVDWORTHIVS (3) et WARBVRTONIVS (4), non sine admiratione summae prouidentiae, quae nequidem in spississimis idololatriae tenebris veritatis diuinae lucem plane latere permisit, vberius demonstrarunt. Ex quo in vniuersum apte quodammodo et concluse coniicere licebit, religionem sapientum, sacerdotum et legumlatorum, ab opinionibus vulgi, sicuti Deus Aaronis (5) a vitulo Israelitarum, discrepasse. Quemadmodum enim nostris temporibus multa ad plebeia *αὐτόματα*, quae non nisi in oculos incurrentia credunt, accommodata reperiuntur: ita multo magis obscuro illo religionis aeuo hae admodum iniquae prudentiae regulae valuerunt, quarum ordine

> Iuno, Vesta, Minerua, Ceres, Diana, Venus, Mars,
> Mercurius, Iouis, Neptunus, Vulcanus, Apollo
>
> ENNIVS (6)

caeterique id genus populo obiiciebantur, quos tamen Philosophi et Poetae secretis initiati et hac conditione a nota profanatae religionis liberi, saepius indigno diis habitu iuxta corruptas plebis opiniones in scenam produxerunt.

---

(3) in Syst. intell. Vniu. p. 226.

(4) in tr. qui inscr. The diuine Legation of Moses demonstrated L. II. s. 4.

(5) Defensionem Aaronis strenue suscepit et perfecit V. S. R. G. L. Oederus in der Hamb. Verm. Bibl. T. I. p. 5. n. 1.

(6) cit. Apuleio de Deo Socratis circa initium.

Aegyptiorum sacerdotes ([7]), quantum equidem scio, omnium primi dicuntur, qui religionis primaeuae reliquias in formam mysteriorum redegerunt et, haec sibi seruantes, humilem et credulam plebem ab iis procul esse debere quasi ex lege sanxerunt. Ab his deinde, secretorum nouitate naturalem omnium philosophorum curiositatem proritante, sensim sensimque, teste ZOSIMO ([8]), tacito gressu totum terrarum orbem peragrarunt. Neque improbabile est, litteras quasi vehicula fuisse, quibus Cadmus et Inachus in Graeciam, Zoroaster in Persidem, Orpheus in Thraciam, alii alio mysteria introduxerunt. Athenienses tamen apud DIODORVM SICVLVM ([9]) Erechtheo regi suo adscribunt, quod primus in Eleusine Cereris initia docuerit, et mysteria, ritibus ex Aegypto traductis, instituerit. Quicquid horum sit, e sacris Aegyptiorum commentariis quondam constasse narratur ([10]), Orpheum, Musaeum, Melampodem, Daedalum, Homerum, Lycurgum, Solonem, Platonem, Pythagoram, Eudoxum, Democritum, Oenopidem, immo primos Graecorum Philosophos ad vnum fere omnes iter in Aegyptum tanquam in Academiam fecisse, quo famosissimis istis mysteriis imbuerentur. Ludit hoc nomine LVCIANVS ([11]) animam galli, quae, cum corpus Pythagorae quondam occupasse ab eo fingeretur, quid tum primum fecisset interrogata, respondet: se statim Aegyptum accessisse ut mysteriis eorum edoceretur. Quo factum esse veri simile est, vt hi philosophi, ad exemplum Orphei ([12]), patriae quisque suae mysteriorum celebrationem et ritus sacros commendarint.

---

(7) Diodorus Siculus in bibl. hist. L. I. c. 20.
(8) L. II. (9) Bibl. hist. I. 29.
(10) Id. I. 96.
(11) in dialogo, qui inscribitur Somnium s. Gallus.
(12) ap. Diodorum Sic. I. 23.

Quae cum ita sint, nemo temere inficias ibit, doctrinam secretorum etiam ad Germanos nostros peruenire potuisse. Etenim excursiones regum Aegyptiorum in arctoas regiones (13), peregrinationes Abaris Scytharum oraculi (14), cognationes Germanorum cum Persis Scythis et Celtis (15), commercia cum Phoenicibus (16), itinera in Graeciam et orientis regiones (17), vel denique conuenientia sacrorum nostrorum cum Persarum et Graecorum religione (18) illud, si non veri simile, tamen pos-

---

(13) v. inscriptio monumenti Osiris ap. eund. c. 27. expeditio regis Sesoosis c. 5. etc.

(14) v. Clemens Alexandrinus Strom. L. I. Nicetas in Orat. XX. Greg. Naz. p. 747. Baylius v. Abaris illum *oraculum ambulatorium* appellat.

(15) Has Cel. Wachterus pari ingenio ac iudicio extricauit in proem. Gloss. §. 12. ss.

(16) Phoenices in Britanniam nauigasse et procul dubio portus finitimos tentasse, ex Plinio et Herodoto collegit Bochartus in praef. ad Canaan.

(17) v. Tacit. in G. c. 14. vbi de l'esprit de Chevalerie.

(18) Vtrisque equorum hinnitus omnium summum augurium erat. De Germanis illud testatur Tacitus c. 10. de Persis vero notissima Darii electio. Vtrique, sicut priscae gentes fere omnes (v. Stuckeleius in tr. Abury a Temple of the british Druids, p. VI. in proem. et Chifletius in Vesontione p. I. c. 13.) templa non habuerunt proprie sic dicta, v. Herodotus L. I. c. 131, Tacitus l. c. c. 9, Keyslerus in Ant. sept. c. IV. §. 7. p. 59. Germani autumni bona et nomen ignorarunt. Tacitus in G. c. 26. et Aegyptii autumni nomen ignorarunt. Lyra enim Hermetis ad partes anni inuenta tres tantum chordas habuit. Diodorus Siculus I. 16. Etiam religio ordaliorum, quae maxime Germanis propria videtur, ipsis cum Graecis communis fuit, ceu patet ex Sophoclis Antigona v. 270.

Ἡμεν δ' ἕτοιμοι καὶ μύδρους αἴρειν χεροῖν
Καὶ πῦρ διέρπειν καὶ θεοὺς ὁρκωμοτεῖν·

sibile esse permittunt. Ipse CICERO ([19]) autoritate veteris poetae et forsan Ennii de mysteriis Eleusiniis perhibet, quod illis *initiarentur gentes orarum vltimae.* Et si negari nequeat, esse quaedam in omni religione sublimiora capita, quae animas vulgares et, ARISTOTELE non inepte iudicante, ad seruiendum quasi a natura destinatas plane effugiunt, de Germanis et Gallis eadem ratione statuendum erit, quorum vates, et inter hos Druidae, autore AMMIANO MARCELLINO ([20]), *ingeniis celsiores, et naturae sublimia scrutantes quaestionibus occultarum rerum maxime delectabantur.* Sed iam de mysteriis ipsis et eorum in Theologia maiorum nostrorum vestigiis dicendum.

Mysteria non forent mysteria, si omnia ea, quae iisdem olim tradita fuerunt, in vulgus effluxissent. Initiati tantummodo ad eorum auscultationem accesserunt ([21]), summaque impenderunt pericula religionis ista arcana diuulgantibus ([22]). Quantum tamen ex sacris Aegyptiorum litteris, et Graecorum Philosophorum, imprimis Platonis scriptis colligere licuit, summa eorum haec fuit: vnum esse Deum, eum existere absolute, et omniscientia sua ac omnipotentia huic mundo ab eo creato sapientissime prouidere; animam esse immortalem et ad vitam meliorem, nisi peiorem meruerit, prouide destinatam ([23]).

Immo mos iste probandi veritatem forsan ne Cananitis quidem incognitus fuit v. Deut. XVIII. si versum 21. ita extuleris: sed, ex quo cognoscam, quod verbum a te prouenerit, Domine, nisi propheta veritatem igne aut aliis signis (v. 10.) comprobauerit?

(19) de Nat. Deor. L. I. in f. (20) L. XV. c. 9.

(21) Eusebius in praep. Euang. c. 7. vbi christianis eundem morem in mysteriis suis seruandum proposuit.

(22) Diodorus Siculus I. 37. in f.

(23) Probauit haec Warburtonius l. c. ad quem breuita-

Haec et alia prono alueo e prioribus fluentia a Druidis aut mystagogis eodem tempore tanquam secreta initiatis propinata fuerunt, quo vulgus erroribus suis, quos ad eum coercendum legumlatores magis aptos putabant, plane relinquebatur.

Cultum igitur unius Dei et πολυθεϊσμον in vno eodemque populo simul admissos non coniecturali sed necessaria quadam conclusione duplicem religionis statum ponere, et distinctionem inter cultum secretum et publicum secum quasi ultro trahere vnusquisque mihi facile largietur. Quod si igitur monstrauero, veteres Germanos et Gallos in hac religionis conditione positos fuisse, quod vnum et plures Deos habuerint, neque vllam conuenientem adesse explicationem, qua istae contrarietates plane componi possint: ipsa facilitas hypotheseos meae primam pro mysteriis eorum coniecturam sua sponte subministrabit.

Vtrum maiores nostri vnum Deum an vero plures coluerint, nondum ad iudicem ἀνυπεύθυνον deducta lis est. *Germanos eos solos, Deorum numero ducere, quorum opibus aperte iuuantur, Solem, Vulcanum et Lunam.* CAESAR (24) diserte pronuntiavit. Stant ab eius parte, si quid numero robur, sane perquam multi, inter quos solus BOTHO (25), ex cuius fonte KRANTZIVS hortulos suos rigavit, agmine Deorum stipatus incedit. TACITVS (26) contra uni Deo a Germanis culto grauissi-

---

tis amore prouoco. Socrates in Platonis Phaedone multa passim prodidit, et beatitudinem purorum siue initiatorum summopere laudat. *Initiati*, inquit, secundum interpret. Marsilii Ficini, *revera reliquum tempus vitamque cum Diis agunt.*

(24) de B. G. L. VI. c. 9.

(25) in Chron. pict. T. III. Script. Brunsv. Leibnitii inserto.

(26) in G. c. 9.

mum suum patrocinium contra Caesarem praestat, ita eorum causam perorans: *Caeterum nec cohibere parietibus Deos, neque in vllam humani oris speciem assimilare ex magnitudine coelestium arbitrantur. Lucos ac nemora consecrant, Deorumque nominibus appellant SECRETVM ILLVD quod sola reuerentia vident.* Secretum illud, quod Druidae ingeniis celsiores sola reuerentia contemplati sunt, vnicum, inuisibile et omni nomine superius fuit. Et diuersa nomina vel signa, quibus eius affectiones populo significarunt, licet forsan origo superstitionis in iis quaerenda sit, nihil plane contra vnitatem faciunt. Deum maxima pars hominum non nisi per effectus cognouit, et artificem in operibus venerata, ab his nomina vel quaeuis signa mutuauit, quibus primitus secretum illud unicum appellarunt, quam verborum ἀποϑέωσιν tractu temporis religionem popularem genuisse, ex CICERONE (27) manifeste apparet, quo nemo elegantius et pressius has religionis perturbationes tractauit. *Videsne*, inquit, *vt a physicis rebus bene atque vtiliter inuentis tracta ratio sit ad commentitios et fictitios Deos? Quae res genuit falsas opiniones erroresque turbulentos et superstitiones plane aniles. Et formae enim nobis Deorum et aetates et vestitus ornatusque noti sunt, genera praeterea, coniugia, cognationes, omniaque traducta ad similitudinem imbecillitatis humanae. Nam et perturbatis animis inducuntur; accepimus enim Deorum cupiditates aegritudines iracundias. Nec vero, ut fabulae ferunt, Dii bellis praeliisque caruerunt; nec solum, ut apud Homerum, cum duos exercitus contrarios alii Dii ex alia parte defenderent, sed etiam, vt cum Titanibus, vt cum Gigantibus, propria bella gesserunt. Haec et dicuntur et creduntur stultissime, et plena sunt futi-*

(27) de Nat. Deor. L. II.

litatis summaeque leuitatis. Sed tamen, his fabulis spretis ac repudiatis, Deus pertinens per naturam cuiusque rei, per terras Ceres, per maria Neptunus, alii per alia poterunt intelligi, qui qualesque sint, quoque eos nomine consuetudo appellauerit, quos Deos et venerari et colere debemus. Cultus autem Deorum est optimus idemque castissimus atque sanctissimus plenissimusque pietatis, vt eos semper pura integra incorrupta et mente et voce veneremur. Non enim philosophi solum, verum etiam maiores nostri superstitionem a religione separauerunt. Qui Taciti signa secuti sunt, eos paucitas nobilitauit. Vtriusque tamen partis studiosi in id quasi data opera conspirarunt, vnius partis victoriam alterius ruinis suffulciendam esse: cum tamen ex mente Iureconsultorum tentanda prius erat concordia, ante quam ad arma et caedes festinaretur.

Sunt qui nodum secturi potius quam soluturi, aut Caesarem aut Tacitum errore deceptum esse dicunt. Sed si hac conditione Caesar cum Tacito in gratiam redire posset, certe de dissensu aliorum eadem temeritate iudicandum non erit. Etenim si Caesari minor fides habenda sit, ipse Tacitus causam suam prodidisse videtur, cum Martem, Mercurium, Isidem et Alcem ab omni peregrinae religionis vestigio liberum, et e quadraginta quatuor Herculibus, quos Varro narrat, vnum Germanis assignat (28). Taedet exscribere toties compilata. Sufficiet ad KEYSLERVM (29) et BIMARDVM (30) prouocasse, qui pari ingenio et iudicio *τὴν πολυθεότητα* Germanis imputarunt. Quod si Caesarem Tacito praetuleris, non

(28) in Germ. c. 9. et c. 43.

(29) in Ant. Sept. p. 234. et p. 297.

(30) in diss. de Diis ignot. quae est penult. inter eius diss. Thes. nouo Muratorii T. 1. insertas. add. N. Acta E. Lips. m. Ian. 1746. n. 1.

minores scrupulos offendes. Etenim dogma de vnitate Dei gentem aliquam plane latuisse post CVDWORTHII (31) solertiam vix erit qui cum ratione affirmare ausit. *Ὅτι Θεὸς εἷς ---- ταῦτα δὲ ὁ Ἕλλην λέγει καὶ ὁ ΒΑΡ-ΒΑΡΟΣ*, inquit MAXIMVS TYRIVS (32), et memoratu sane dignissima sunt exempla, quae BARTHOLINVS (33) et CLEFFELIVS (34) ex sagis arctois excitarunt, e quibus orationem principis Haraldi adduxisse nemini ingratum erit: *Omnes*, inquit, *ac singuli*, *qui me principem agnoscunt*, *eundem meum Deum colant; qui secus faxit*, *laesae maiestatis punietur*. *Nam quae demum est dementia*, *si eum mihi aut aliis opem laturum speres*, *cuius regnum excauatae arboris trunco aut vnius saxi basi terminatur!* Omitto HELMOLDI (35) aliorumque grauissimorum autorum testimonia, ne BYNCKERSHOECKII censuram incurram, qui causidicorum hoc proprium esse putat, quod omnem operam ad rem, quam nemo negat, probandam conferre soleant. FRICKIVS (36), MARTINIVS (37), CLEFFELIVS (38) et SCHVTZIVS (39) vnitatem Dei a Druidis et Germanorum aliquibus creditam ita demonstrarunt, vt nemo forte hunc apertissimum gravissimorum autorum dissensum errori cuidam tributurus sit, vtpote qui deliberato et rebus omnibus bene perspectis in contrarias abire sententias maxime videntur.

---

(31) in Syst. int. l. c. (32) Diss. 1.
(33) in Ant. Danicis L. I. c. 6. p. 83.
(34) in Ant. Germ. p. 440. ibique Haraldi saga c. 4.
(35) ap. Hecht. in Germ. sacra et litt. p. 10.
(36) de Druidis p. 1. c. 2. §. 2.
(37) de la relig. des Gaulois. T. II. p. 60.
(38) in Ant. Germ. p. 443. §. 12. ss.
(39) in der dritten Schutzschrift vor die alten Deutschen.

Neque propositionem illorum, qui cuncta, quae de Diis Germanorum perhibentur, et saepissime absque autore narrantur, peregrinis lautitiis accenseri debere putant, omnem scrupulum emouere arbitror, quanquam autoritatem KEYSLERI (1) non defugiam, qui Romanos vel errore deceptos, vel quo cum gentibus deuictis in commercium sacrorum venirent, vel quo Deos suos a toto terrarum orbe coli iactare possent, suorum Deorum nomina Teutonum religioni accommodasse, non sine ratione pronunciauit. Etenim ipsa illa Deorum nomina peregrina et, vt ita dicam, romanisantia, statuas, truncos, moles saxeas aliasque res capaces et in similitudinem Deorum effictas aperte prae se ponunt, quibus nomina ista a Romanis victoribus tribui potuerunt. Quod si mihi concedatur, concedendum autem illud esse opinor, nemo temere inficias ibit, imagines Deorum peregrinas non fuisse. Quid enim moribus priscae Germanorum gentis ista imputatione magis contrarium, qua eos tanta leuitate fuisse statuitur, vt diis inimicis, quibus nemo Germanus, nemo bonus se suaque tuto committere poterat, litauerint? Quo fundamento TACITVS (2) gentem nostram sui semper similem et aliarum gentium commerciis quam minime infectam dicere potuisset, si relicta religione vera et auita, et citra conuictionem Romanorum Deorum fidem implorasset? Statuas autem vna cum nominibus Romanis acceptas referre, prohibet illud LVCANI (3)

- - - simulacraque moesta Deorum
arte carent, caesisque extant informia truncis.

Cum igitur his caduceatoribus pax inter grauissimos autores restitui nequeat, distinctione autem supra proposita, velut pallio politico, omnes pristini dissidii reliquiae ap-

(1) in Ant. Sept. p. 187.
(2) in G. c. 4. (3) in Phars. L. III.

prime velentur, quid est quod obstet, quo minus Caesarem eiusque asseclas, ea, quae de Deastris narrarunt, ex ore vulgi et monumentis oculis vsurpatis, Tacitum vero ex ore Druidarum et mystarum vel eorum, qui cum iis versati fuerunt, sua hausisse coniiciamus? Quid est quod obstet, inquam, quo minus aliam Theologiam Druidarum, aliam vero populi fuisse credamus, cum omnes fere gentes hanc religionis diuersitatem, exemplo suo confirmauerint? Pergo ad aliud Theologiae maiorum nostrorum argumentum, quod statum animarum humanarum post mortem concernit, et iisdem fere litibus laborat. Alii dogma μετεμψυχώσεως illis tribuunt, alii religionem eorum hac nota liberare cupientes, ipsos bene et recte sensisse sibi aliisque persuadent. *Vnum ex iis*, patrocinatur his P. MELA [4], *quae Druidae praecipiunt, in vulgus effluxit. videlicet vt forent ad bella meliores, aeternas esse animas vitamque alteram ad manes. Nullam hic ego rationem video*, commentatur hunc locum FRICKIVS [5], *cur alterum silentio praeterire μετεμψυχώσεως dogma maluerit, qui prioris meminerit, si illud a Druidis doceri Mela resciuisset.* Eandem cum Frickio tuentur sententiam MARTINIVS [6], CLVVERIVS [7], CAMPIVS [8] aliique a FRICKIO [9] allegati, quorum effata autoritati Melae adderem, nisi ea, quae non opus sunt, non dicere, maior laus esset.

CAESAR [10] rursus apposite contrarium prodidit.

---

(4) L. III. c. 2.
(5) de Druidis p. I. c. 2. p. 71. Ed. de 1744.
(6) de la Rel. des Gaulois. T. II. p. 223.
(7) German. ant. p. 219.
(8) ap. Serarivm, rer. Mog. lib. I. c. 15. p. 63.
(9) l. c. vbi totam hanc causam perorauit.
(10) VI. 14. de B. G.

Imprimis, inquit, *hoc volunt persuadere, non interire animas, sed ab aliis post mortem transire ad alias, atque hoc maxime ad virtutem excitari putant, metu mortis neglecto.* LVCANVS (11) maiores nostros *felices errore populos* dixit,

quos ille timorum
Maximus haud vrget lethi metus; inde ruendi
In ferrum mens prona viris, animaeque capaces
Mortis, et ignauum rediturae parcere vitae.

Omitto DIODORVM (12), VALERIVM MAXIMVM (13), APPIANVM (14) et AMMIANVM (15), aliosque, quos LESCALOPERIVS (16) in suas partes vocauit, solo testimonio EDDAE ANTIQVAE (17) contentus, vbi satis distincte legitur: That var trua i forneskio at menn vaeri endrbornir, en that er nu kaullud kerlinga villa. Helgi oc Sigrun er kallad at vaeri endrborin; het hann tha Helgi Haddinga Skadi en hon kara Halfdanar dottir, h. e. *credebatur antiquitus homines iterum nasci, quod nunc pro anili errore habetur. Helgo et Sigrunna iterum nati fuisse dicuntur; tunc ille Helgo Haddinga Skadi dicebatur, illa vero Kara Halfdani filia.*

Nemo est, qui non videt Caesarem et Melam pugnantia loqui. Quid enim tam pugnat, quam modo animam nostram in aliud corpus post mortem, modo ad aliam et aeternam vitam statim esse migraturam? Eodem quo supra reuoluimur, cum hanc litem gladio dirimendam, et vnius partis triumphum alterius morte parandum esse censueris. Ambabus autem suffragio tuo simul inseruies, si verba omnium, praeconcepta paululum mea opinione, denuo ponderaueris. Plane enim ex iis constare puto,

(11) I. v. 457. (12) L. V. bibl. (13) II. c. 6.
(14) in Celtica. (15) L. XII.
(16) in Theol. vet. Gall. c. 17. (17) ap. Keysl. l. c. p. 117.

Melam de mysteriis Druidarum loqui, e quorum ore *unum illud* dogma de vita aeterna *in vulgus effluxerat*, Caesarem vero et Lucanum ad religionem popularem respexisse, transanimationem, si ita loqui licet, *felicem errorem populi* pronunciantes. Et sane felicissimus est error populi heroum progenie clarissimi illud:

ignauum rediturae parcere vita.

Optime igitur tacuit MELA dogma μετεμψυχώσεως, quod ad secreta Druidarum nullatenus faciebat. Fallit quidem hoc modo conclusio FRICKII, quam ex verbis MELAE dederat: sed liberatur vice versa optimus KEYSLERVS ab illius censura paulum iniqua, qua hunc nimis credulum et testimonio Eddae plus aequo securum iudicauerat.

Non lubet iam plura theologiae maiorum nostrorum capita comparando mystica popularibus sigillatim percensere. Suffecerit TIBI me opinionis meae probabilitatem velut e longinquo monstrasse. Caeteroquin enim non omnino abs re esset, enumerare Druidarum sententias cum dogmatibus mystarum per omnia conuenientes, quibus Deum, nullis parietibus inclusum, immensum, et illum, qui sola reuerentia tantum cerneretur, inuisibilem et vti vnicum ita omnium supremum significarunt. Taceo scientiam de benignissima numinis prouidentia, quam WARBVRTONIVS (18) non inter minora mysteria referendam esse ostendit, quamque Germani eorumque Druidae in religione ordaliorum satis luculenter imaginibus quasi expresserunt. Vix enim vllum prouidentiae diuinae a maioribus nostris illustrius documentum, notante solertissimo WACHTERO (19), afferri potest eo, quod ex ordaliis istis desumitur. Quotus enim quisque esset, qui sola innocentia, non admodum forti (cum Dei prouidentiam negaueris) contra vim et iniurias praesidio fretus,

(18) l. c. p. 59. (19) v. Ordalium.

vitam et honorem fallaci ferro et igni laetus commisisset, nisi summum aliquod numen, vindicem sceleris, defensorem pietatis et iudicem incorruptum sibi affore causamque innocentium tueri persuasissimum habuisset. Immo apposite AELIANVS (20) Celtas statuere, inquit, *καὶ εἶναι Θεοὺς καὶ προνοεῖν ἡμῶν καὶ προσημαίνειν τὰ μέλλοντα.* --- Omitto denique alia, quae condecentia partium in religione maiorum nostrorum necessitare quodammodo videtur, ne in re aperta frustra videar curiosior. Cel. MASCOVIVS (21) et FRICKIVS (22) hac in re nihil fere intactum reliquerunt. Non possum tamen non, quin adhuc pauca ex ore habituque Druidarum mystico, nec non ex conuenientia rituum, quos et in mysteriis Graecorum aeque ac Germanorum obtinuisse suspicor, veluti ex extis augurer.

Non TE latet, Druidas dogmata sua plerumque *αἰνιγματωδῶς* proposuisse. Praeter LAERTIVM (23), CLEMENTEM ALEXANDRINVM (24) aliosque imprimis LVCANVS (25) salse admodum et neruose ridet sacerdotes nostros, solos veri Dei notitiam in arcanis suis habere alto forsan supercilio gloriantes, canens:

Solis nosse Deos et coeli numina vobis
Aut solis nescire datum - - -

Multa hac obiurgatione continentur, quae, quomodo meae inseruire opinioni possint, ipse acutissimo acutior cernis. Quam ob rem ingenio TVO iniuriam per vberiorem explicationem non afferam. Ritus initiationis, qui in mysteriis Eleusiniis, vt omnium famosissimis, value-

(20) Var. Hist. L. II. c. 31. (21) in hist. Germ. T. I. 49.
(22) l. c. p. 61. ss. (23) Proem. vit. Phil. Segm. 6.
(24) Strom. L. V. 658. Vbi: *τὴν ἀλήθειαν αἰνίγμασι καὶ συμβόλοις* --- (25) Phars. L. I. v. 152.

runt, rem propius accedunt. Praecipui eorum erant carmina et actiones quaedam mimicae, quibus creationem mundi, originem societatis ciuilis, praemia et poenas vitae aeternae, nec non ea, quae a maioribus praeclare gesta erant, vel audiendum vel spectandum initiatis praebebant (26). Iam vero etiam apud maiores nostros carmina memoriae et annalium genus vnicum teste TACITO (27) erant. Ea igitur, quae de Hertha matre, de Tuiscone patre eiusque filio Manno, conditore gentis, huiusque tribus filiis cecinerunt mystae vel Bardi, et reliqua vestigia status hominum primaeui ad hymnos initiationis referenda esse non sine ratione coniicere mihi videor. In propatulo enim est, sub his formis non gentis, sed hominum originem latere, quae forsan non nisi ope religionis, vtpote quae omni tempore rerum antiquarum tenacissima fuit, ad tempora Taciti perdurare potuisset. Disiungas modo veritatem a fabellis, et videbis Tuisconem siue Deum omnium primum iis esse, cuius maritum imbrem in sinum almae coniugis, siue Herthae, matris nostrae communis, fluxisse egregie fingitur (28). Quippe res adeo memorabilis erat, primum hominem terra procreatum esse, vt nulla vnquam obliuio eius memoriam oblitterare valuerit. Edidit Hertha mater, siue terra, Mannum, siue hominem, a quo cum Germani in hymnis suis progeniem suam deriuarent, Tacitus eos indigenas credidit. Assignarunt huic Manno tres filios, quos primum hominem habuisse sacra scriptura nos docet. Haec et alia satis superque nos monent, Germanos carmina habuisse, quibus

(26) v. Warburton, l. c. (27) in G. c. 2.

(28) Hertha mater viuit adhuc in prouerbio: die Erde ist unser aller Mutter; neque infrequens est locutio in inscriptionibus antiquis. Mater genvit mater recepit. v. Gruterus in inscr. ant. p. 636.

creationis historia continebatur, et haec carmina, cum eiusdem tenoris ac hymni Graecorum in initiationibus fuerint, etiam apud illos ad suppellectilem ritualem pertinuisse coniectura quidem attamen non omnino vana appellabitur. Vbique enim religionis duratura vestigia apparent, et CAESAR (29) expresse testatur, a Druidis prodita esse, quae in iis de Dite siue Tuiscone celebrantur.

Neque defuerunt Germanis Aegyptiorum aut Graecorum repraesentationes, quibus historiam creationis in scenam quasi produxerunt. Hertha enim Dea secreto lacu abluebatur et quasi templum in insula quadam Oceani habens spectabatur. Credebatur antiquitus, terram vbique aqua circumdatam e mari natam fuisse; et hanc ob rem Asia filia Oceani appellata fuit. Pari ratione has ablutiones, hoc templum in Oceano, vnde oriunda erat, nihil aliud expressisse suspicor quam Hertham ex opinione eorum in Oceano natam fuisse. Vtebatur Dea in his ambarualibus mysticis vehiculo veste contecto, siue *ἀπήνῃ*, a bubus foeminis promoto. Ex quo rursus aliquam elicere coniecturam licebit, quód Hertha Dea, sicut Syra Apuleii, spectaculis publicis initiationis causa quotannis datis omnino interfuerit. Et, si negari non potuerit, veterem gentilium religionem in cultu externo quondam a Christianis quibusdam expressam fuisse, forsan mysteria passionis et acta Apostolorum, in theatris Gallicis olim publice proposita (30), istis ritibus occasio-

(29) de B. G. L. VI. c. 18.

(30) Les pelerins, qui reuinrent de Iérusalem chanterent les mysteres des Apôtres, les mysteres du vieux testament etant alors defendus; ils dresserent un théatre l'an 1398 à l'hopital de la trinité, et la bande s'appelloit Confrerie de la passion et resurrection de N. S. v. Extraits des registres du Parlement, contenant les particularités des comédies pieuses, qui se

nem originis suae debent, sicut mutato nomine saepius eadem fabúla luditur. Ad hanc repraesentationem refero quoque illam, cum stato tempore apud Germanos omnes eiusdem sanguinis populi in syluam, auguriis patrum et prisca formidine sacram, legationibus coeuntes tale spectaculum ediderunt, quo *a Deo initia gentis, illumque regnatorem omnium, caeteraque subjecta atque parentia esse*, fingendo commonstrarent ([31]). His enim omnia ea continentur, quae in mysteriis eleusiniis spectanda veniebant. Loca, quibus haec agebantur, plerumque sub terra erant, quo nox et frigor arcanum horrorem augerent.

Ibant obscuri sola sub nocte per vmbram.

Virg.

E vestibulo, quod theatri loco fuit, et in quo tantummodo Epoptae commorati sunt, diuersi aditus ad altiores recessus duxerunt, e quorum altero actores forsan prouenerunt, dum alter eosdem hausit.

Hic locus est, partes vbi se via findit in ambas.

Iam vero varii specus in Germania obuii, alium enim verisimilem vsum nescimus, eidem sacro forsitan inseruierunt. Praesertim magnus ille, qui penes Osnabrugam vrbem est, et cui propediem amicus noster communis et in patriis antiquitatibus solertissimus, monumentum statuet, huic usui sacro perquam commodus videtur. WARBVRTONIVS quidem, qui primus librum sextum Virgilii mysteriorum ritualem esse, et descensum Aeneae ad inferos eiusdem initiationem referre coniecit, tres tantummodo recessus in eiusmodi speluncis sacris dari pu-

---

representoient alors sous le titre: mysteres de la passion, dans la Bibl. Brit. T. VIII. p. 1. p. 19. Vide sis quoque Boilaeum in Art. Poet. C. III. v. 81. ss. ibique in notis.

(31) Tacitus in G. c. 39.

tauit. Nostra autem eorum septem introeuntibus offert, qui montem longe lateque pererrant. Verum enim vero, cum PLATO (32) simpliciter dicat, *multos anfractus multosque tramites ad inferos ducere, ceu ex sacrificiis et ritibus coniectare liceret,* non opus erit, MARSILIVM FICINVM (33) imitari et de numero septenario multa inepte philosophari. Initiaturi omnes hos aditus tentare debuerunt, quo eo pleniorem de statu hominum futuro et dogmatibus ad eum spectantibus cognitionem haberent. Specus iste Osnabrugensis spatiosum admodum vestibulum habet, quod in septem aditus penetrales desinit, et montium iuga, casto et inaccesso quondam nemore conspicua, eum plane cingunt, quo eo melius arcanis et occultis seruaretur. Confirmant praeterea hanc opinionem meam de specu nostro ingens puteus, qui per eum descendit, et deinde Capella sancti Michaelis, quae quondam in cacumine montis fuit. Etenim putei vsum ad sacrificia pertinuisse, et a christianis templa veri Dei semper ruinis superstitionis gentilis superstructa fuisse, cum ea loca, ut sacra et in nullius priuati dominio constituta, omnium maxime occupari poterant, nemo est qui ignorat. Sique mysteria Deae Herthae in eiusmodi propylaeo agitata fuerint, quid est quod obstat, quo minus seruos istos, quos lacus haurire videbatur (34), fauore tenebrarum ex vno aditu progressos in alterum quasi immersos fuisse, statuamus. Ritus enim plane barbarus et horrendus fuisset, si morte hominis Deam expiassent. Forsan etiam serui, qui Deae solenniter ministrabant, illi ipsi fuerint, qui per ablutionem, vt ritum mysticum, quo teste PLATONE (35), puri euaderent, in festo Deae initiabantur. Vox enim

(32) in Phaedone circa finem.
(33) in Comp. ad Platonis Timaeum, vbi de septem planetis.
(34) Tacit. Germ. c. 40. (35) in Phaedone.

seruus me interpretem non morabitur, quippe nemo nisi vinculo ligatus, quo se minorem et potestatem numinis prae se ferentem significaret, sacram Deorum sylvam ingrediebatur (36). Omnes igitur, qui sacris intererant, seruili habitu incedebant, et verum seruum procul esse debuisse pluribus monstrari potest.

Singularia denique fata, quae vox *Runa* (37) incurrit, vltimum pro existentia mysteriorum apud Germanos argumentum constituere satis liquere arbitror. Etenim Runa prima ac naturali sua significatione incisionem exprimit, eodem modo ac *γλύφος*, cum litterae omnium primae procul dubio arbori incisae fuerint. Sicuti autem *τοῖς γλύφοις* paulo post ad mysteria consignanda vsi sunt Aegyptii, qui ideo *ἱεροὶ γλύφοι* dicti sunt, ita Germani runis eodem modo vtentes, occasionem praebuerunt isti loquendi compendio, quo *Runae* (38) pro litte-

(36) v. Taciti Germ. c. 39.

(37) Runen idem est ac incidere. Habemus hinc Westphali Rune pro equo castrato. Latere autem videtur in *ῥέειν*, fluere siue secare, quia flumina terram secant. Vnde Rinne, Runne et denique Runen. Posterius probant Keyslervs in ant. sept. p. 376. et 460. not. 2. et Wachtervs in v. Runen. Prius liquet ex denominatione equi castrati. Velut in transitu addo, Keyslerum locum Clem. Alex. Strom. L. I. p. 305. ed. Colon. de 1688. *εἰσὶ δὲ καὶ παρὰ Γερμανοῖς αἱ ἱεραὶ καλούμεναι γυναῖκες*, minus accurate explicasse, dum *ἱερὰς γυναῖκας* Alirunas esse ex inopia alius verbi congrui statuit. Osnabrugenses enim vocem Runkunkel pro vetula vsurpant, quae Graeco ex asse respondet. Vocem latinorum mussitare a mysteriis promanasse non omnino absonum est. Antiquitus enim Romae *υ* Graecorum per u efferebatur. vid. Ennivs in Cic. de oratore. Pari ratione germanorum *raunen*, mussitare, formata est. Habent etiam Westphali vocem *Glyphen* pro fissura, vnde Graecos suum *γλύφειν*, findere vel incidere, duxisse veri simile est.

(38) Runa vatem, mysten significat itemque mysterium.

ris arcanis, *raunen* pro secreto loqui ponitur. Immo ingens iste abusus (39), dum runis vis quaedam magica adscripta fuit, de vsu eorum meliori et secretiori non obscure testatur.

Coronidis loco nostri aeui mystas, vulgo die Freimäurer dictos, cum veteribus istis quin comparem, temperare mihi nequeo. Ritus initiationis, carmina, silentia et sodalitia, licet obiecto differant, in vniuersum tamen optime conspirant. Vtrisque diuersi sunt mystarum gradus. Habent nostri mystagogas, mystas et epoptas sicut illi; habent mysteria maiora et minora, quorum haec, teste Evsebio (40), praeparatoria erant et nunc sunt ad maiora. Diuersitas aedium s. *logen*, vtrisque communis est. Amant numerum ternarium vt mysticum. Coeunt statis anni temporibus; distinguuntur certis signis a profanis. Paenae mysteriorum proditoribus grauissimae impendunt. Silentium, ad quod Pythagoras respexit, quinquennale est, quo epoptae probati ad sublimiora ducuntur. Et quae sunt reliqua, quorum tenor in vulgus nondum effluxit.

Haec sunt, BERTLINGI, quae pro mysteriis veterum Germanorum et Gallorum dicere habui, quibus ipse ex ingenio TVO fidem vel addere vel demere poteris. Plurima scribendo et inter taedia fori nata sunt, quare ordinem et modum dicendi, pro TVA, qua semper in

---

Vlphil. Marc. 4. izvis atgiban ist kunnen runa thiudangardjos Goths; h. e. vobis datum est nosse mysterium regni Dei (kunnan s. konnen adhuc Westph. pro nosse venit) plura vid. ap. Keyslerum ant. sept. p. 461.

(39) De abusu siue vsu eorum sacro et magico multa sunt in Gloss. Vet. Islandicae linguae, cuius recens. Keysler. p. 468. dedit. v. quoque Barthol. ant. Dan. l. 3. c. 2. p. 661.

(40) in praep. Euang. l. c.

me fuisti, beneuolentia indulgenter tolerabis. Ipse nouisti, quoties ludere conantes dirae voces,

Frange puer calamos et inanes collige musas,

- - - - *Quid enim tibi fistula reddet,*

notauerint, et quoties syluescentes in ore monitorum nostrorum doctores teneras musas fugauerint. TV quidem felici mutatione has turbas vitasti; ego vero iisdem cotidie magis magisque immergor. TIBI

non eadem sunt tempora, non Deus idem;

mihi vero eadem nox incumbit, et crepuscula, quae saepius sereniorem promiserunt tempestatem, plenius haurit. Vale, bone, vale et honoribus tuis laetus fruere. Vale litterarum et amicorum solatio, atque illud Lucani:

Non sibi, sed toti genitum se credere mundo,

vti hactenus, ita imposterum obseruare aude. Dabam Osnabrugi X. Cal. Ian. MDCCXXXXVIIII.

II.

Vorrede
zu dem Trauerspiel Arminius.

Es ist schon eine vom Aristoteles zur Regel gesetzte Wahrheit, daß ein Dichter die Helden seines Trauerspiels unter den Alten wählen solle. Die Erfahrung bekräftiget es auch, daß das Alterthum seinen Männern gewisse Vorzüge leihe, welche sie von ihren Tugenden vergeblich erwar=

ten würden. Gleichwie die Entfernung verschiedenen scheinbaren Ungeheuern der Natur dadurch das rechte Ebenmaß giebt, daß sie einige in der Nähe bemerkte Rauhigkeiten verkleinert, mithin auch die großen Theile in ein passendes und nach dem Blicke gemessenes Ganze bringet, also lässet auch die Langwierigkeit der Zeit die Schwachheiten des Helden mit den Neidern unendlich kleine werden, und bringet uns nur dasjenige unter unsern Gesichtspunkt, welches durch seinen Glanz den Nebel des Zwischenraums durchdringen könne.

Allein so hülfreich einem Dichter das Vorurtheil des Alterthums ist, wodurch seine Helden, als von einem edlern Stoffe gebildet, dem geringern Zuschauer dargestellet werden, so schwer wird es ihm hernach, den Character und die Sitten derselben zu treffen. Ja, es würde ihm fast unmöglich sein, die feinen Wölkungen ihrer Handlungen und den Wohlstand ihrer Tugenden nach den Zeiten zu schildern, wenn er nicht dagegen das Recht hätte, allemal das Würdigste in ihren Handlungen anzunehmen, und sich nur dagegen vor dem Widerspruch mit bekannter Wahrheit zu hüten; wenn er nicht die Macht hätte, das Mögliche durch die Ueberredung in's Wirkliche zu verwandeln, das Wahrscheinliche und Angenommene der kritischen Gewißheit vorzuziehen, und das sich äußernde Leere mit neuen Geschöpfen auszufüllen.

Arminius würde zwar in unsern Tagen bei unparteiischen Beurtheilern wenig verlieren, wenn er in gewisse Maße unter seine vorige Umstände gesetzet würde. Allein auf der Schaubühne, wo man mehr Gefälligkeit für die Vorurtheile, als für die Wahrheit in Erfindung der Umstände bezeigen muß, könnte ihn das Andenken seiner Menschheit, der durch den Tod vielleicht nicht versöhnte Neid, und sogar die Art seines Glaubens einer allgemeinen Hochachtung berauben. Ich habe also wenigstens in diesem Stücke ge-

gen die poetische Klugheit nicht gefehlet, da ich einen Held der Schaubühne von neuem gewidmet, dem Alterthum, Wahrheit und Vorurtheil längst eine allgemeine Ehrfurcht zuwege gebracht haben. Ich kann auch wahrscheinlich hoffen, daß der deutsche Zuschauer ihm vor einem Griechen oder Römer gewogen sein werde, da es der vernünftigen Ehrbegierde eines jeden Volks schmeichelt, solche Helden erzeuget zu haben, die ihm und einer ganzen Weltzeit Ehre bringen.

Sein Character ist schon bekannt, daß es unnöthig sein würde, von demselben weitläuftig etwas anzuführen. Nur dieses finde ich nöthig zu erinnern, daß die Hitze, welche ihm Tacitus an einem Orte beigeleget, und wovon ich ihn oft entblößet habe, nur auf seine Bestrebungen zum Guten gezogen werden müsse, wie aus dem Angriffe des Cäcina zur Genüge erscheinet, da er die Heftigkeit des Ingomers durch die gegründetsten Vorstellungen, obgleich vergebens, zu mäßigen sich bemühete, bei welcher wirklichen Probe man ihn als einen Feldherrn erkennen muß, der das rechte göttliche Feuer besessen, die ganze Kraft desselben aber in ungeminderter Stärke, nach den Gesetzen der Klugheit, angewendet hat.

Seine würdige Gemahlin, Thusnelde, hatte von ihrem Geschlechte weiter nichts als die Schönheit und Sittsamkeit. Die Gefangenschaft, worin sie ihr eigner Vater stürzte, preßte ihr keine Thränen aus; sie sahe mit einer männlichen Bescheidenheit auf ihren schwangern Leib, um durch dieses Andenken des Armins die Schmach der Ketten und die Bitterkeit ihres Vaters sich unempfindlich zu machen.

Sigest, ihr Vater, war jederzeit ein treuer Freund der Römer. Er haßte sein Vaterland, weil Armin es befreit hatte. Unzähligemal hat er den Römern die Anstalten, welche jener zur Vertilgung derselben machte, verrathen. Er hatte sich, zur Geißel seines Vorgebens, selbst in's Ge-

fängniß gestellt, und den Armin schon einmal mit List gefangen, um ihn den Römern zu überliefern. Alles dieses bewähret einen Haß gegen diesen Helden, welcher nicht anders als mit dem Blute desselben getilget werden konnte.

Sigismund, der Bruder von Thusnelden, war im Herzen ein treuer Freund des Armins. Er war zu ihm von dem Vater übergegangen, und hatte ihm zu Gefallen den Ubischen Altar verlassen, wo er zum Priester bestellet war. Nach seiner Gesandtschaft aber, da er sich eine Zeitlang in einer gallischen Gränzfestung aufgehalten, scheint er diese Neigung etwas unterdrücket zu haben. Wenigstens fehlte es an den heftigen Zureden seines Vaters nicht, um ihn wider seinen Freund zu erbittern.

Die übrigen Personen, als Kattwalt, Katumer und Adelbert, sind nicht diejenigen Fürsten, welche zum Theil unter diesen Namen berühmt sind, sondern poetische Geschöpfe; indem ich keine große Personen mehr aufführen dürfen, um nicht durch die ihrem Stande gemäß sein müssende Größen die Aufmerksamkeit auf andre zu verwirren.

Die würdigste Religion ist ohnstreitig vor andern diejenige, welche nur einen Gott erkennet; da nun Tacitus von den Deutschen sagt, daß sie ein unsichtbares Wesen, welches nur mit den Gedanken erkannt würde, verehret hätten: so habe ich mich nothwendig nach dieser Meinung richten müssen, da sie von Vielen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit bestärket worden.

Eine gegründete Vermuthung hat mir auch ferner erlaubet, die Rauhigkeit und Einfalt, welche Tacitus, wenn er die Deutschen den Römern entgegen stellet, ihnen beigeleget hat, nicht überall anzunehmen. Ich habe vielmehr Gelegenheit genommen, mich davon in Darstellung ihrer Gesinnungen, so viel als möglich, zu entfernen, indem ich nicht der Meinung bin, daß unsere Vorfahren solche Klötze gewesen, als man sich gemeiniglich bei dem ersten Anblick des Tacitus einzubilden pfleget.

Der Geist der Nachahmung, welcher bei Kindern und Thieren die ersten Handlungen zeuget, und die Klügern nur auf eine feinere Art regieret, hat auch schon damals zu der Menschheit gehöret; es ist ein ganz unvermerkter und alter Schluß, das wahre oder scheinbare Gute in den Mustern zu entdecken, und sich zu bestimmen, demselben nachzufolgen. Die Deutschen konnten und mußten ungemein Vieles in den Handlungen der klugen Römer finden, welches sie rührte und zur Nachahmung bewegte. Einige tausend von ihnen waren beständig als Hülfsvölker in dem römischen Lager. Andre waren zu Rom unter der kaiserlichen Leibgarde. Die Vornehmen trieb eine edle Neubegierde nach Rom und in andere Länder. Unzählige Römer lebten hingegen wiederum in Deutschland, wo sie sich mit denen Einwohnern befreundeten, und sich so sehr bei ihnen gefielen, daß sie gleichsam ihre Aeltern, Familien und väterliche Gründe zu verlassen schienen, wie einsmals die Legionen verwechselt werden sollten. Die gefangenen Römer gaben zweifelsohne Handwerker, Sprachmeister und vielleicht auch Tänzer ab. Denn die römische Sprache war in Deutschland bei den Vornehmen gemein. Adangestrius unterhielt einen Briefwechsel mit dem Kaiser. Seine Briefe sind im Rath zu Rom verlesen worden, ohne daß man sie eines barbarischen Ausdrucks beschuldiget hätte. Die ungeheure Menge von römischen Köchen, Krämern und Marketendern, welche sich überall niedergelassen, und zum Theil mit den Deutschen verbunden hatten, müssen sich doch ihrem Endzweck gemäß in Deutschland haben bereichern und vergnügen können, weil sie ihr Vaterland dagegen vertauschet hatten. Es muß der Kreislauf des römischen Geldes eben so stark damals in Deutschland gewesen sein, als gegenwärtig der Umlauf des französischen ist, weil erstere sich darin mehr als letztere aufgehalten haben. Die vielen Centner von römischen Münzen, so in den Cabinetten noch vorhanden, und täglich aufgefunden werden, bestärken diese Vermuthung zur

Genüge. Wenn die Römer ihr Geld nicht hätten ausgegeben, so würde Arminius unmöglich jedem Ueberläufer täglich hundert Sestertien und ansehnliche Lehne versprechen können; die Römer, welche ihre Lebensmittel nicht mit sich führen konnten, mußten sich dergleichen für Geld anschaffen können, weil die Gewalt kein dauerhaftes Mittel war, dergleichen auf mehr als ein Jahr zu erpressen. Hieraus schließe ich nicht unwahrscheinlich, daß auch geringe Bauern reich an barem Gelde gewesen sein müssen, weil die Natur eines solchen Handels dieses mit sich bringt, und die Vornehmen nicht durch eigenes Gewerbe, sondern durch die Abgaben der Geringern reich sind. Ich schließe ferner, daß man damals auch schon solche Früchte in Deutschland gebauet habe, welche dem verwöhnten Gaumen der Römer gefallen können. Unwahrscheinlich ist es auch nicht, daß sich der römische Geschmack denen Deutschen empfohlen habe, da sie vielfältig bei jenen zur Mahlzeit geladen wurden, da sie so thöricht waren römische Namen anzunehmen, und ihre Mütter zu Huren zu machen, um ihr Geschlecht vom Cäsar ableiten zu können. Nicht zu gedenken, daß diejenigen, welche aus Italien zurück kamen, die römischen Moden den einheimischen vorgezogen haben werden. Italus, des Arminius Bruders-Sohn, richtete seinen Hofstaat also ein, wie er es zu Rom gelernet hatte. Seine Tafel, seine Kleidung, seine Bedienten waren nach römischer Weise eingerichtet; und man findet nicht, da er sich wegen anderer Vorwürfe entschuldiget, daß er sich dieserhalb gerechtfertiget habe. Vermuthlich, weil schon Andre, obwohl mit mehrerer Mäßigkeit, die auswärtigen Moden angenommen hatten. Vermuthlich, daß schon Arminius, da er als General die römisch-deutsche Armee angeführet, von eben dieser Seite nicht unempfindlich gewesen. Es ist auch wohl nicht zu leugnen, daß die Mutter und Gemahlin des Italus keine Feinde der fremden Gebräuche gewesen. Die

bloße Wahl des Flavius und des Italus setzet dieses schon zum voraus. Denn so wenig die heutige Zärtlichkeit eines Deutschen sich mit der steifen Einfalt einer ungezogenen Bäuerin befriedigen würde, so wenig ist zu vermuthen, daß die Tochter des Katumers, da sie dem römischen Flavius, dem Bruder des Arminius, gefallen, einer Römerin etwas nachgegeben habe. Bei solchen Voraussetzungen aber ist nicht glaublich, daß das Frauenzimmer, so diese bedienet, und alle diejenigen, welche an ihren Höfen gewesen, sich durch eine ungebildete Rauhigkeit unerträglich gemacht haben. Der Umgang setzet, so viel es möglich, gleichgesittete Personen voraus; und man würde gegen alle Wahrscheinlichkeit handeln, wenn man auch nur die Reitknechte des Flavius sich mit Ochsenhörnern vorstellen wollte. Ein Fürst hatte die zahlreichste Leibgarde von jungen Edelleuten um sich. Er zog die tapfersten nach Hofe, welche ihn zu Friedens- und Kriegszeiten begleiteten. Die jungen Ritter gingen in die Fremde auf Abenteuer, und versuchten sich im Kriege. Sie hatten Geschmack an der Baukunst, weil sie sich schon damals in Italien nach der Einrichtung der Theater bekümmerten. Die Kleidung der Deutschen, welche vor der römischen in ganz Europa nunmehro den Vorzug behalten, rechtfertiget ihren Geschmack in der Kunst die Kleider zu erfinden. Und wenn sie gleich unterweilen mit Fellen bekleidet gewesen, so ist solches nicht als ein Zeichen der Rauhigkeit, sondern vielmehr als ein Merkmal ihrer Pracht und Zierde zu beachten, indem dabei das auswärtige, kostbare und mit Flecken beworfene Pelzwerk dem einheimischen vorgezogen wurde. Die Frisischen Gesandten wußten ihre Würde mit solchem Anstand zu Rom zu unterhalten, daß sie von dem ganzen Volke nicht allein ihres glücklichen Wetteifers, sondern auch ihrer Höflichkeit wegen bewundert wurden. Der Eifer der Deutschen, das wirklich oder scheinbar Gute nachzuahmen, war so erstaunend, daß sich in ze-

hen Jahren ihre ganze Kriegesart veränderte, und diejenige Armee, welche anfänglich so schwer und langsam war, daß sie sich nicht wenden konnte, zuletzt an Fertigkeit die Römer übertraf; sie war eher in des Cerialis Schlafgemach, ehe dieser Römer wußte, daß sie ihn anzugreifen ausgegangen waren; daher Tacitus, der sie, nach einer ältern Nachricht, vorher langsam genannt, ihre Fertigkeit und Leichtigkeit denen römischen Soldaten vorzuziehn gezwungen wurde. Bedenket man nun endlich die Menge der Advocaten, welche bei dem Varus waren, und sich von der Thorheit unsrer Vorfahren bereicherten, so kann man nicht anders muthmaßen, als es müsse reiche Clienten gegeben haben, wodurch jene von Rom in solcher Menge herbei gelocket und gereizet worden, die Rechtshändel zu verewigen. Dem allen aber ungeachtet lässet sich die Beschreibung, welche Tacitus von ihnen in seiner Parallele gemacht, noch bis auf diese Stunde auf unsre niedersächsischen Bauern anwenden. Denn diese verheirathen sich vor dem fünf und zwanzigsten Jahre selten. Ihre Töchter werden auch nicht in ihrer Kindheit, wie die Römerinnen, verbunden. Es fehlet ihnen an Müßiggang, um auf die Bulerei zu gedenken. Ihre Höfe liegen zerstreuet, damit keine gar zu nahe Nachbarschaft die Gränzen derselben einschränken möge. Ihre Felder bleiben ein Jahr um's andre brache, damit sie desto fruchtbarer werden mögen. Man liegt nicht, wie die Römer, zu Tische; sondern ein Jeder hat seinen eignen Stuhl. Ihre Kost bestehet mehrentheils in Früchten und geronnener Milch; nur müssen sie anstatt des Wildes die geräucherten Speisen erwählen. Schreiben und Lesen würden sie noch nicht können, wenn ihnen nicht die Reformation die Gesang- und Gebet-Bücher in die Hände gegeben hätte. Sie enthalten sich der ehelichen Beiwohnung nicht aus Furcht zu viel Kinder zu zeugen, indem die Menge derselben ihnen eben so viel Ehre, als den verschwendrischen Römern Last bringt.

Die eignen Leute, welche oftmals viele Tausende mehr als ihre Herren besitzen, scheinen blutarm zu sein, um den Geiz der Richter, der Vögte und der Gutsherrn nicht zu reizen, vor welchen sie sich, wie ehmals vor den Römern, in Acht nehmen. Aus eben dieser Ursache wenden sie nicht viel auf die Pracht der Hausgeräthe. Man kann den Herrn von dem Knechte nicht unterscheiden. Sie wohnen beide unter einem Strohdache, leben in einem Rauche, und speisen an einem Tische. Ein Italiäner würde bei einer schönen Bäuerin sein Glück im Lieben nicht machen, weil ihre Sitten und Denkungsart so weit von einander unterschieden sind, daß niemals die zum Lieben nöthige und vertrauliche Gleichheit unter ihnen entstehen kann. Die Mode, Brust und Arme bloß zu tragen, haben nunmehr die Römerinnen selbst von den Barbaren angenommen. Trinken und zanken sind bei ihnen unverjährte Tugenden; und ein Bauer ist nicht vergnügt, wenn er nicht zum wenigsten drei Processe hat. Mein Vaterland, welches kaum sechs Meilen in's Gevierte hält, ernährt über zweihundert Diener der Gerechtigkeit, die jährlich mit hunderttausend Thalern lange nicht bezahlt werden können.

Hieraus siehet man, daß Tacitus unsre Vorfahren zwar treulich geschildert, jedoch aber diejenige Seite zum Gemälde erwählet habe, welche den Römern am meisten entgegengesetzet gewesen. Man kann also dieselben auch von einer andern Seite betrachten, und ohne Widerspruch behaupten, daß die Vornehmen unter ihnen, wie ich oben angeführet habe, eben so feine Empfindungen als die Römer gehabt, und dieselben bei ihren Handlungen ausgebildet haben.

Dieses ist es, was ich zu Ausfüllung einer Vorrede sowohl von dem Character der aufgeführten Personen, als von der Beschaffenheit der Sitten unsrer Vorfahren überhaupt, in so weit der Ausführung dieses Trauerspiels dadurch einiges Licht gegeben wird, mit Wenigem anführen

wollen. Der geneigte Leser wird den Versuch selbst als einen schuldigen Beitrag zum gemeinen Vergnügen ansehen, wozu ich mich durch den Theil, so ich jederzeit von demselben erhalten, gern bewegen lassen. Ich hoffe, daß er auch nicht ohne allen Nutzen sein werde, ob ich gleich eben keine Regel aus der Sittenlehre zum beständigen Augenmerk erwählet und befolget habe; weil ich nicht zweifelte, es würden diejenigen, welche dergleichen steife Absichten den Alten vermittelst ihrer Einbildungskraft leihen können, dergleichen auch in den Neuern zu finden im Stande sein; ob es gleich dem Virgil so wenig als Andern in den Sinn gekommen, eine Aeneis zu schreiben, um etwa einige Kriegshelden vor Uneinigkeit zu warnen.

Die Reden mit sich selbst, oder mit einer unsichtbaren Gottheit, oder auch mit der Sonne, dergleichen man beim Euripides antrifft, habe ich sparsam angebracht, und nicht ängstlich vermieden. Uns Deutschen kömmt dergleichen nicht wahrscheinlich vor. Allein ein Franzose läßt sich durch den geringsten Affect hinreißen, um laut mit sich selbst zu reden. Ich habe es mit vielen schlaflosen Nächten erfahren, wie ein oben meiner Stube wohnender Engländer, nachdem er oft eine wichtige Summe, und zuletzt sein ganzes Vermögen im Spiele verloren, ganze Stunden mit sich selbst gezanket, und sich so lange verfluchet, bis er vor Müdigkeit zur Erde fiel. Es ist also bei hitzigen Gemüthern gar nichts Ungewöhnliches, in der Wallung großer Leidenschaften in Worte auszubrechen, obgleich Niemand dieselben höret. Die Ursache dieser scheinbaren Ausschweifung lieget in der Größe der Leidenschaft, welche uns gleichsam das Bewußtsein unsrer selbst und unsrer Empfindungen raubet, ohne gleichwohl zu verhindern, daß wir nicht durch ein mechanisches Gehör von dem sich in unsern lauten Ausdrücken abbildenden Schmerze eine dunkle Vorstellung erhalten, nach welcher wir unvermerkt und verwirret urtheilen, ob wir

unserm Unglück und der in demselben spielenden Eigenliebe Gerechtigkeit widerfahren lassen haben. Es ist aber darum noch nicht erlaubt, der Natur hierin gleich nachzudichten, indem auch der Wohlstand bei der Natur von einem Dichter zu beachten, und Mancher ein ganz natürlicher Thor ist, ob er gleich im Kupfer so wenig als im Urbilde jemals Verwunderung bei den Zuschauern erwecken wird.

III.

Nachricht von dem ersten gedruckten deutschen Titular- und Formularbuch. *)

Die Nachricht von einem alten Titularbuch scheinet zwar keinen sonderbaren Nutzen zu versprechen, seitdem Titel und Stand — Gepräge und Gehalt — ihr bestimmtes Verhältniß gegen einander verloren, und ein glücklicher Minister die herrliche Kunst erfunden, Jemandem auch sogar den Titel eines wirklichen zu ertheilen. Liebhaber der Alterthümer und seltener Bücher aber werden dennoch die Nachricht von einem Werke mit Vergnügen lesen, worin

---

*) Die vier folgenden Aufsätze standen in dem „Osnabrückischen „Journal, aus der Feder einiger Freunde. Erstes Stück. Göttin„gen, 1755, bei V. Bossiegel." 8. — S. 109 fängt daselbst die dritte Nummer an, mit der Ueberschrift: „*Justi Moeseri* Animad„versionum et Lectionum variarum pentas." Nur wimmelt der Abdruck von häufigen und sinnentstellenden Druckfehlern. N.

der Rang und die Titel unserer Vorfahren im funfzehnten Jahrhundert nach Regeln bestimmt und angezeigt worden. Vielleicht kann es auch denjenigen einige Erläuterung geben, die bisher z. B. den Gebrauch der Titel: Durchlauchtigster, Wohlgeborner, Gnädiger, Edler Herr, Ritter und anderer mit Gewißheit zu bestimmen vergebens gesucht haben. Der Titel ist folgender:

„Wie man einem yeklichen was werden oder Stands der „ist schryben soll, new practesiret Rethorik oder Brief„formulary des Adels Städten und Ländern des Hoch„tütschen jetzt lauffenden Stils und Gebruchs, vormals „durch die synreichen Kunst Buchtrucken ingemein mit „us gegossen." Ohne Titel, Vorrede und Register 78 Blätter in Folio. Straßburg bey Johan Prüß, den 10. Märtz 1493.

Der Verfasser nennet sich in der Vorrede Heinrich Geßler*), Fürsprecher des großen Raths zu Straßburg; und weil er zu seinen Formularen von allerhand Briefen und Verschreibungen mehrentheils Originalien genommen, so finden sich auch einige vom Jahre 1488 darunter, worin er sich Schreiber bei U. L. F. zur Costenz nennet; und aus andern siehet man, daß er um's Jahr 1460 zu Fryburg die Rechte studirt, und sich mit Enly Suterin vermählet habe. Mehrers kann ich von seinen persönlichen Umständen nicht entdecken. Es ist auch genug, wenn man weiß, daß er Syndicus des großen Raths zu Straßburg gewesen, und sein Buch aus einer dreißigjährigen Erfahrung gesammelt hat.

Er fängt dasselbe mit einer umständlichen Nachricht an von den der Zeit üblichen Titulaturen. Geistliche und Weltliche erhalten zwei unterschiedene Klassen. Dann zeigt er,

*) Auf dies seltene Werk Geßlers bezieht sich Möser in einem andern Aufsatz; man s. B. 5. S. 189. erste Note. N.

wie die Gelehrten, als vordem die Spelgung *) gewesen, keinen besondern Stand fordern könnten, sondern nach ihren Bedienungen geschätzet werden müssen; wenn sie aber Doctoren und Licentiaten wären, stünden sie dem andern geistlichen Grad, und zwar den niedern Prälaten gegenüber. Hierauf kömmt er zu dem Stand der geistlichen Frauen; und theilet solchemnach den geistlichen Stand in folgende drei Abschnitte:

Obrist Geistlich Grad.

Babst: Allerheiligster in Gott Vater.
Legat-Cardinal: Allerhochwürdigster in Gott Vater.
Patriarch: Hochwürdigster in Gott Vater, Durchlauchtigster Fürst.
Erzbischof: Hochwürdigster Fürst.
Bischof, Gefürsteter Prelat, Hochmeister: Durchlauchtigster Fürst.

Mittelgrad der Geistlichen.

Abt, Provincial, Thumprobst, Thumdechan: Ehrwürdiger.
Amtherren der Stifter, Chorherr, Prior: Ehrwürdiger.

*) Spelgung. Dieses Wort gebraucht der Verfasser oft. Es ist mir sonst nirgend vorgekommen. Her Wachter hat es in seinem Glossario auch nicht erklärt. Dem Zusammenhang nach soll es so viel als Uebung, versatio diurna nocturnaque, bedeuten. Vermuthlich kommt es von Bolen, vertere. S. Wachtern v. Polen; *Jun.* in Gloss. Angl. v. Poll. Von Bolen kann füglich ein frequentativum bolgen, versari, und von diesem Spulgen oder Spelgen geworden sein. Eben so ist Spule von bolen entstanden. Die Verwandtschaft der Begriffe, welche solchergestalt zwischen dem lateinischen Versatio und dem deutschen Spelgung entsteht, rechtfertigt die Ableitung zur Genüge.

Amtherren der Stifter, Chorherr, Prior: Würdiger Geistlicher.

Niederst Grad.

Cappitels Dechan, Erzpriester, Kircher, Lutpriester, Pfarrer: Würdiger.

Priester-Capplan: Ersamer Andächtiger.

Evangelier, Epistler: Erbar Andächtiger.

Accolit Meßner: Wohlbescheidener.

Man sieht hieraus, daß damals schon die geistlichen Fürsten den Titel Durchlauchtigster geführt haben. Daß aber derselbe dem Hochmeister, und zwar auch auf den Fall, wenn er kein Fürst gewesen, so schlechterdings beigelegt sein sollte, kommt mir etwas unwahrscheinlich vor. Wenigstens heißt es noch in einer Urkunde vom Jahre 1443: „Der würdige Herr Conrad von Cozlofſtein Meister des teutschen Ordens" *).

Im weltlichen Stande theilt der Verfasser wiederum folgender Gestalt:

Oberst Weltlich Grad.

R. Kayser: Allerdurchlauchtigster Christlichster **), Großmechtigster, Unüberwindlichster.

R. König: (wie der Kaiser).

Vier gesalbte Könige: (ist eben der Titel).

*) S. Lünigs R. A. Sp. E. Vol. II. Würzburg No. 55. p. 962.

**) In einer Anmerkung sagt der Verfasser: „daß der König „von Frankreich den Titel Allerchristlichster allein verlange; es „käme aber derselbe sowohl dem Kaiser als den vier gesalbten Kö„nigen zu." Auf diese Weise aber müßte es ein Druckfehler sein, daß er auch den sogenannten gemeinen Königen dieses Ehrenwort zugeeignet hat.

Gemein König: (abermals der nämliche).
Gefürstet Herzog: Durchlauchtiger, Hochgeborner Fürst.
Alle Herzoge die nicht gefürstet sein: Hochgeborner Fürst.
Alle gefürstete Herren: Hochgeborner Fürst.

Der Mittel Weltliche Grad.

Grafen, Freien: Wohlgebohrn.
Pannerherrn: Edle.
Eine Anmerkung des Verfassers hiebei heißt:
„Vor unlang Zyten hab ich den gemeinen Gebruch er-
„lernt, das Unterscheid was zu schreyben den Grafen
„Wohlgebohrn, und den Fryen Edlen. Sollichs ist
„nuw geendert, also daß ohnunterscheidlich Grafen und
„Fryen behalten inen zu schryben, Wohlgebohrnen.
„Und wie gar wohl die alten Fryen vermeinet haben,
„das Wortly edel sie höher zierte, den Wohlgebohrn.
„Jedoch was der Gebruch haben will in düsem Schry-
„ben, das volg ich."

Niederst Grad der Weltlichen.

Ritter: Streng.
Turnersgenoß Edellüt: Edelvest.
Nuw uffkommne Edellüt: Fromm und vest.
Nuw geschöpft Edellüt: Ehrenvest.
Fürsten Cantzler: Hochwysen, erluchten, wysen.
Rychsteten: Hochwysen, fürsichtigen, hochgeachten.
Rathsherrn: Ersamen, Wysen.
Bürger: Ersamen, Fürnehmen.
Handwerkslut: Erbern.
Gemeinden Furen: Wohlbescheiden.

Der Verfasser hat, wie man siehet, alle dienstbare Personen in eine Klasse geschoben. Mit den Freyen hätte er eben so verfahren sollen. — Bei dem Titel Durchlauch-

tigster merkt er besonders an, daß selbiger „aus ziemli„cher Bescheidenheit“ den Kurfürsten und Erzherzogen in Superlativo gegeben würde. Er hätte hinzusetzen können, daß auch mit ziemlicher Bescheidenheit den Fürsten oft der Titel Durchlauchtiger, und nicht allemal Hochgeborner allein beigelegt würde, indem er in der Folge selbst lehret, daß man an einen Fürsten den Brief also anfangen solle: „Durchleuchtiger Hochgeborner Fürst, „gnediger Herr. U. F. G. u. s. w.“

Die Anmerkung wegen der Grafen und Freyen, imgleichen wegen des Titels Wohlgeborn und Edel ist sehr gegründet. Es war allerdings eine Zeit, wo die Freyen sich lieber Edle Herrn als Wohlgeborne nennen ließen. Nachdem aber dem niedern Adel schon zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts der Titel Herr gar häufig gegeben wurde, so nannten sich jene, um sich von ihnen zu unterscheiden, Wohlgeborne Herren; worin ihnen die Andern sobald nicht folgen konnten, weil sie nicht wohl oder frei, sondern dienstbar geboren waren. Vorher aber und ehe die vom Dienstadel sich Herren nennen ließen, hielten die alten Freien, wie der Verfasser in obiger Note gleichfalls sehr wohl bemerkt, das Wort Edel weit höher als Wohlgeboren. Die Ursache davon ist auch leicht zu finden, indem „Wohlgeboren“ eigentlich ein Titel der Grafen war, welche zu der Zeit, wie die Grafschaften noch einen Schein von Bedienungen hatten, solchen Titel zum Zeichen annahmen, daß sie aus dem Herrenstande entsprossen, mithin wohlgeboren waren. Die edlen Herren also, welche sich unter keine Bedienung erniedrigt hatten, konnten dieses Titels wohl entbehren. Ihr unveränderter freier Stand redete von selbst, daß sie wohlgeboren waren. — Eigentlich war auch der Gräfliche Stand geringer als der Herrenstand, ungeachtet jene den Rang bei Hofe hatten. Daher stehen in einigen Urkunden aus dem vierzehnten und

funfzehnten Jahrhundert die edlen Herren vor den Grafen. Was Wunder also, daß die Freien, wie sie der Verfasser nennt, vordem Schwierigkeit gemacht, den Titel „Wohlgeboren" anzunehmen? Und was Wunder, daß der neue Gebrauch zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts ein Anderes mit sich brachte, da wegen zunehmenden Ansehens des Dienstadels die Fähigkeit, ein Graf werden zu können, aus Noth ein Vorzug des Herrenstandes wurde? Und dieser Noth ist es allein zuzuschreiben, daß verschiedene edle Herren sich in den Grafenstand erheben ließen, nicht um eine Bedienung dadurch zu erhalten, sondern nur blos, um durch ihre Grafenmäßigkeit den Unterschied zwischen ihnen und dem Dienstadel außer alle Zweideutigkeit zu setzen.

Der Verfasser fährt hierauf fort, und handelt von den Personen, die verschiedene Titel besitzen, welche einander nicht eben-genoß sind. Hier räth er, den mindern Titel wegzulassen, weil man z. B. einen gebornen Herrn, wenn er Ritter wäre, ohne ihn zu schimpfen, nicht Ritter nennen könnte. Sodann zeigt er die Ordnung der Titel, welche eben-genoß sind, und da will er, daß man denjenigen voransetzen soll, den eine Person nicht leicht verlieren kann. Also schriebe man: „Thomas von Zyli, der Rechten Doc„ter, der hohen Stiften Wien und Costentz Thumprobst, „K. M. Prothonotary." Imgleichen: „Marquard Bry„sacher, Beyder R. D., Römis. K. M. Orator, und R. „Künig M. Cantzler." Wenn einer aber Ritter und Doctor zugleich wäre, so stünde der Rittertitel voran; und schickte es sich nicht, den Ritter um seiner Doctorwürde willen Hochgelehrt zu nennen; man schriebe vielmehr also: „Dem strengen vesten Herrn Jacob Merschwein, Ritter, „B. R. D." Imgleichen: „Dem edlen strengen Herrn „Jorgen von Absperg, Ritter, B. R. D." Ich führe diese Exempel zum Vergnügen derjenigen an, welche die adlichen Doctoren unter den Gelehrten sammeln. Doch müs-

sen sie den Herrn Jacob Merschwein nicht unter diese Zahl setzen. Denn er ist nur ein Ritter aus dem Bauernstande, wenn man ihn nach folgender Anmerkung des Verfassers beurtheilt.

Vom Ritter Tittel.

„Es sind auch im weltlichen Standt dreyerley Ritter, als:
„Edel: dem edeln strengen Herrn Johansen von Lant-„sperg, Ritter.
„Bur: dem strengen vesten Herrn Conraten Grunen-„berg, Ritter.
„Burger: dem strengen Herrn Conraten Gechof zum „Sigmundser, Ritter."

Jedoch ist hieraus keinesweges die Folge zu ziehen, als wenn diejenigen Ritter, die in den Urkunden des funfzehnten Jahrhunderts blos strenge und veste genennet werden, um deßwillen keine Edelleute gewesen sein könnten; sondern man muß unterscheiden, ob sie von höhern oder ihres Gleichen diesen Titel erhalten; und da würde dann nur im letztern Fall eine Vermuthung wider sie erwachsen, wenn sie ohne Begleitung des Worts Edel vorkommen sollten. In den Reichsgesetzen kömmt sonst gar oft die Redensart vor:

„Fürsten, Grafen, Landherrn, Ritter, Knecht, edel „und unedel."

Diese Worte legen Einige, welche dem Dienstadel gar zu übel wollen, also aus, als wenn das Wort edel blos auf die Fürsten, Grafen und Landherrn eine Beziehung hätte. Mich dünkt aber, daß solches die ersten gar nicht angehe, sondern nur einen Unterschied zwischen den Rittern, die edel und unedel sind, bezeichne. — Demjenigen, was der Verfasser sonst von dem Vorzug des Rittertitels vor dem Doctortitel anführt, scheint zwar das Exempel Georgs Fiscellus beim Freher, Script. rer. Germ. T. II. p. 178.,

entgegen zu stehen, indem dieser gute Mann, nachdem er Doctor und Ritter geworden, mit sich selbst nicht eins werden konnte, zu welchem von beiden er sich halten wollte. Allein der Reichsabschied von 1498, welcher zu des Verfassers Lebzeiten gemacht worden, setzet die Ritter voraus, wenn es heißt: „Die von Adel, so nit Ritter oder Doctor „seyn, sollen kein Gold noch Perlen öffentlich tragen."

Der Verfasser handelt hierauf umständlich von der Aufschrift, Ueberschrift und Unterschrift der Briefe, zeiget weitläuftig, wen man tutzen oder yrzen, und wie man das Euch und Ihr geschickt verwandeln solle. Die Herrn von Oesterreich, sagt er, hätten es so hergebracht, alle Geistliche bis an die Cardinäle zu tutzen, wenn keine geborne Fürsten unter ihnen wären. Der Kaiser aber sowohl als der Römische König tutzten sie alle bis an den Papst. Ein unedler Prälat könnte seine Edelleute tutzen, wenn sie ihm mit Mannschaft verwandt wären; jedoch nur in dem Fall, wenn er sie ihrer Pflicht mahnte.

Die Grafen und Freien empfingen von dem untersten Grad, und sogar von dem mittlern geistlichen Stande den Titel gnädiger Herr; da sie solchen im Gegentheil keinem gefürsteten Bischofe, sondern nur den Erzbischöfen wieder gäben. Die Pannerherrn erhielten ihn gleichfalls, doch nicht von den Thurniersgenossen Edelleuten, welche jenen nur den Titel: Edler Lieber Herr, zu geben pflegten. Die Verdoppelung Herr Herr (welche heut zu Tage auf allen Briefen steht) gebührte nur blos den gebornen Herren und den vornehmsten Prälaten. Das Zeichen ꝛc. sollte bei dem obersten Geistlichen, imgleichen bei dem ersten und andern weltlichen Stande niemals versäumt werden. Eine Prälatur von Gottes Gnaden, wenn sie auch an sich geringer wäre als der Stand desjenigen, der sie besäße, hätte dennoch den Vorzug vor dem höhern weltlichen Titel, sonst aber nicht; also schriebe man:

„Bischof zu Straßburg, Pfalzgrafe by Ryne,
„Henrich von G. G. Graf zu Henneberg,
„Schulherr des hohen Stifts Straßburg."

Das Frauenzimmer sollte sich zu keinen Diensten erbieten, und sich nicht Dienerin nennen, u. s. w.

Es würde zu weitläuftig fallen, wenn ich die mühsame Sorgfalt des Verfassers, welche durch einige hundert Regeln nicht erschöpft wird, völlig darstellen wollte. Es mag genug sein, um zu beweisen, daß unsere Vorfahren Alles in ihren Briefen wohl abgemessen, und daher die diplomatische Kritik durch den Einwurf, daß die Alten eine Sache so genau nicht genommen hätten, von ihrem Werthe nichts verliert.

IV.

Von dem Erbjägermeisteramt im Hochstift Osnabrück.

Es hat der Herr Professor Köhler in seiner vortrefflichen Nachricht von den Erbbeamten den Herren von Münnich zur Werburg (nicht Werpup) das Erbjägermeisteramt des Hochstifts Osnabrück zugeschrieben. Es ist auch nicht ohne, daß sie damit belehnet worden.

Allein es werden auch die von Ledebuer zur Königsbrücken, nunmehro von Busch zu Hinnefeld, imgleichen die von Westphalen damit belehnet. Die Ursache davon ist, daß es eigentlich ein Ledebueren Lehen gewesen,

und durch Erbtöchter an obgenannte Familien gekommen. Folgender alter Lehnbrief bestätiget das erstere mit Mehrerm:

Wy Conrad von dem Retperge, von Gottes Gnaden Elect und Confirmat der Kerken to Ossenbrügge, doen kund und entkennen in düssen openbaren Breve, dat wy up unsem gemenen Lehndage belehnt hebben und belehnen Gerde Ledebuer mit twolf Molt Korn to Wiedenbrügge, beampt Morgen (Korn) de Erbjägerschop unses Stifts tho Ossenbrügk in Denstmans-statt beholtlich uns und unsen Nachkomelingen. Unses Gesichts und jederman synes Rechtens Orkunde der Wahrheit hebben wy unse Segel hiebeneden an düssen Bref doen hangen. Datum anno Dni millesimo quadringentesimo octogesimo quarto, des Dingstages na dem Sondage Reminiscere.

V. a.

Was heißen Unciae Porcorum?

(Aus dem Lateinischen abgekürzt übersetzt.)

In einem Lehnsbriefe des Bischofs Engelbert von Osnabrück vom Jahre 1310 wird dem Belehnten Goswin von Oisterwedde zugleich die Erlaubniß ertheilt: „sieben uncias porcorum einzutreiben oder zu verkaufen." (Der ganze lateinische Lehnsbrief ist eingerückt.)

Auf den ersten Anblick kommen diese sieben Unzen Schweine einem ganz abenteuerlich vor; allein bei nähe-

rer Betrachtung ergiebt sich, daß die Unze hier die Zahl zwanzig bedeutet, welche im Latein des Mittelalters stica (man s. du Fresne bei diesem Wort), und bei den Sachsen eine Stiege heißt. Wachter (voc. Stiege) hat sehr richtig gefühlt, daß jede Zahl eine Leiter genannt werden kann, deren Stufen aus den Einheiten bestehn. So drückt auch das Wort uncia, wie Vossius im Etymolog. h. v. lehrt, die Einheit aus; und in dieser Hinsicht ist es hier nicht unschicklich statt des Worts stica gewählt. Allerdings könnte indeß die uncia auch jede andre Zahl, welche in gewisser Rücksicht als eine Einheit angesehen wird, bezeichnen. Aber in dem vorliegenden Lehnsbriefe wird die Zahl zwanzig darunter verstanden, indem die folgenden deutschen Belehnungen namentlich sieben Stiege angeben.

V. b.

Lateinische Urkunde,

worin einem Grafen Michael Angelus von Drivasto die Würde eines Comes palatinus vom Kaiser Michael bestätigt wird. *)

Es sind eigentlich zwei Urkunden: die eine vom Kaiser Michael in Constantinopel, die andere von dem Römischen

*) Trotz der augenfälligen Unächtheit dieser Urkunde hat der Herausgeber geglaubt, dieselbe beibehalten zu müssen, da sie einen Maßstab für den Stand der damaligen Kritik abgiebt.

Papst Paul. Möser giebt nicht an, woher er diese Urkunden genommen hat; wahrscheinlich waren sie noch vorher nicht bekannt gemacht, weil er sie sonst nicht würde haben wiederum abdrucken lassen; auch setzt er keine Erläuterung oder Bemerkung hinzu, außer der (hier oben verdeutschten) Ueberschrift. — Eine Comitiv von Byzantinischen Kaisern kann wohl für eine literarische Merkwürdigkeit gelten; ich theile deßhalb folgende Nachricht davon mit.

Der Kaiser Michael Dei gratia Imperator Caesar semper Augustus redet in seiner Urkunde zu dem magnifico Comiti Drivastensi Domino Michaeli Angelo et Andreae, ejus filio legitimo. Drivasto ist eine Stadt in Griechenland, und zwar in der Provinz Arnauth oder Albanien. Der Kaiser bestätigt dieser gräflichen Familie alle vom Kaiser Leo I. und seinen übrigen Vorfahren ihr ertheilten Privilegien und Vorrechte. Der Ausdruck Comes palatinus kömmt nicht vor, aber wohl die Sache in der größten Ausdehnung, indem die Grafen das Recht erhalten creandi et faciendi milites sive auratos equites, comites, barones, cum heredibus suis in perpetuum, ad libitum vestrum ac heredum ac successorum vestrorum, ac notarios et tabelliones creandi, et etiam creare ac facere doctores in quibuscunque facultatibus, laureareque poetas, et absolvere infamatos de jure vel de facto, nec non legitimandi omnes et quoscunque naturales, spurios, manseres, incestuosos, bastardos et alios ex quocunque illicito et damnato coitu procreatos, copulative et disjunctive, tam absentes quam praesentes, viventibus vel mortuis eorum parentibus, consentientibus et non consentientibus, omnem ab eis tollendo geniturae maculam et defectum, ut at paternam et alias quascunque successiones quorumcunque bonorum suorum, necnon in feudis, signis et armis absque aliqua nota illegitimitatis succedant, non obstantibus legibus, consuetudinibus et statuis — etc. — Die Unterschrift

heißt: Datum in aula nostri imperialis Palatii Constantinopolitani, Anno a nativitate Dni nostri Jesu Christi mill^mo ducentesimo nonagesimo tertio, mensis die vigesima quinta, Imperii vero anno trigesimo tertio.

Der Papst, Paulus episcopus servus servorum Dei, bestätigt einem späteren Nachkommen aus dieser Familie, dem nobili viro Andreae Angelo Duci ac Comiti respectiveque Canonico Drivastensi et Dirrachiensi Puletenque minoris Principi, alle von Päpsten und von Griechischen Kaisern erhaltenen Freiheiten und Vorrechte. Die Angeli waren also aus Grafen nun schon zur fürstlichen und herzoglichen Würde gelangt. Durazzo (Dyrrachium) am adriatischen Meer, und der District Pulati im Gebirge liegen gleichfalls in der genannten Provinz Albanien. — Die Unterschrift lautet: Datum Romae apud S. Petrum, incarnationis Domini mill^mo quingentesimo quinquagesimo tertio, Calendas Decembris, Pontificatus nostri primo.

Ich will nur anzeigen, daß mir die Jahrzahlen, wenn nicht etwa auch hierin ein Druckfehler obwaltet; nicht zu passen scheinen. Der Kaiser Michael in Constantinopel wird wohl kein andrer als Michael Paläologus Comnenus sein. Dieser konnte aber keine Urkunde 1293, in seinem 33sten Regierungsjahre, ausfertigen, da ich seinen Tod auf das Jahr 1282, und seine Regierungszeit nur auf 23 Jahre angegeben finde. Der Papst Paul soll wahrscheinlich Paul IV. sein. Allein dieser bestieg erst 1555, nicht 1553, den Römischen Stuhl. — Die weitere Untersuchung, wenn die Sache eine solche verdient, muß ich gelehrteren Forschern überlassen. N.

VI.

Bemerkung über eine Stelle des Euripides.

Möser hat diesem kleinen lateinischen Aufsatz den Titel gegeben: „Ueber das Alter der nordischen Denkmäler: „eine Muthmaßung zu dem 239sten Verse in den Cyclopen des Euripides." — Wahrscheinlich ist es eine Jugendarbeit, welche er 1755 für seine Freunde, als einen Beitrag zu ihrem Journale, hervorsuchte; nicht ohne Witz und Scharfsinn, obgleich die Deutung offenbar zu weit hergeholt ist.

In der angeführten Stelle des griechischen Dichters erzählt der bei den Cyclopen dienende Silen die Ankunft des Ulysses und seiner Gefährten auf Sicilien, und setzt, theils um die Fremdlinge zu belügen, theils um seines Herrn zu spotten, hinzu: „Jene hätten gesagt, daß sie den Polyphem tüchtig durchprügeln, ihn binden, in den untern Raum „des Schiffes werfen, und ihn in die Fremde verkaufen „wollten, um dort gebraucht zu werden, Felsstücke mit „Hebeln fortzuwälzen (πέτρους μοχλεύειν)." — „Weil nun Polyphem als ein caricaturmäßiges Ungeheuer von Größe und Stärke beschrieben wird, so kann man vermuthen, sagt Möser, daß hier auch an ungeheure Werke gedacht ist, bei deren Errichtung der Cyclop dienen sollte. Die bewundernswürdigsten Massen der Baukunst in der damaligen Welt, selbst die ägyptischen Pyramiden, waren den Griechen zu wohl bekannt, als daß sie diese für eine Arbeit der Cyclopen hätten halten können. Man muß also auf entferntere Weltgegenden rathen, wovon einiges Gerücht zu den Griechen gekommen war. Und so gelangen

wir zu den großen sonderbar aufgethürmten Fels-Gestellen, welche sich im Norden fanden und noch finden, welche zu regelmäßig sind, um für ein Werk der bloßen Natur zu gelten, und doch auch so ungeheuer, daß sie alle menschliche Kräfte zu übersteigen scheinen. Von jeher hat man sie im Norden als Spuren vom Dasein ehemaliger Riesen angesehn."

„Die Phönicier schifften weit und breit; sie besuchten die Kassiterischen Inseln (Zinn-Inseln), welcher Name höchst wahrscheinlich auf Britannien geht, wie Bochart bewiesen hat, und kamen auch nach Sicilien und Griechenland, so daß man in diesen beiden Ländern durch ihre Erzählungen Nachrichten von Gegenden erhielt, welche man nicht selbst gesehen hatte. Es läßt sich also annehmen, daß Euripides und die Griechen auf diesem Wege erfahren hatten, daß in den nördlichen Gegenden solche kunstähnliche Steinmassen ständen, welche, der Volkssage zufolge, von Riesen erbauet wären. Es läßt sich annehmen, daß die Phönicier von ihren Reisen nach Britannien die Kenntniß dieser Denkmäler zurück brachten; und endlich annehmen, daß die berühmteste Masse dieser Art, Stone-henge in England, das ganze Gerücht und die darauf gebauten Erdichtungen veranlaßt habe, dieses bekannte Felsgestelle folglich bei weitem älter als das Jahrhundert des Euripides sei."

Man sieht wenigstens, daß Möser auch die griechischen Schriftsteller mit Interesse las, und allenthalben Nahrung für seine Lieblingsbeschäftigung, die vaterländische oder nordeuropäische Geschichte, zu finden wußte. N.

VII.

Einige Anmerkungen

über die

Zusätze der neuesten kaiserlichen Wahlcapitulation. *)

Art. I. §. 9.

„Wir sollen und wollen auch keine Panisbriefe auf
„Klöster und Stifter verleihen, als wo und wie Wir
„dieses kaiserliche Reservat rechtlich hergebracht haben."

Anmerkung.

Dem Kaiser hat das Recht, Panisbriefe zu ertheilen, als oberstem Befehlshaber des Reichsbannes und zu dessen Besten, ursprünglich zugestanden. Sollte es daher bei der jetzigen Reichsverfassung nicht billig sein, dieses kaiserliche Reservat, da wo es der Kaiser mit Ablauf der Zeit und nach veränderter Heerbanneseinrichtung verloren hat, den Reichsständen, besonders denen, welche starke Contingente zur Reichsarmee stellen müssen, beizulegen, und ihnen zu erlauben, einen würdigen aber invaliden Officier von ihrem Contigente mit einem Panisbriefe auf die in ihren Ländern gelegenen Stifter und Klöster zu versorgen? Und scheint es nicht hart zu sein, daß ein solcher Officier nunmehr auf Kosten der steuerbaren Unterthanen versorgt wer-

---

*) Dieser und der folgende Aufsatz standen in der Berlinischen Monatsschrift vom J. 1791. Schon diese Jahrzahl zeigt, daß hier von der Wahlcapitulation Kaiser Leopolds II. die Rede ist.
N.

den muß, anstatt daß er sonst den steuerfreien Klöstern zugeschickt werden könnte?

Art. XIV. §. 1.

„Wir sollen und wollen auch bei dem Papste Uns dahin „verwenden, daß derselbe keinem, der nicht mit einem „Testimonio idoneitatis von dem Ordinario beneficii „versehen ist, eine Präbende verleihe."

Anmerkung.

Die Domcapitel machen in den mehrsten Stiftern den ersten Landstand aus, und repräsentiren das Volk in Bewilligung der erforderlichen Steuern. Wie leicht ist es nun aber möglich, besonders in Stiftern, wo der Ordinarius bereits die Deputirten des dritten Landstandes auf gewisse Weise zu ernennen hat, daß diejenigen, welche das Testimonium idoneitatis, und danach eine Pfründe erlangt haben, sich gegen ihren Wohlthäter zu dankbar beweisen, und daß der zweite Stand, um für seine Kinder das Testimonium idoneitatis zu verdienen, sich noch gefälliger betrage? — Wohin ein ehrlicher Mann, dem dieses Zeugniß aus Nebenursachen versagt wird, sich wenden solle, ist nicht bestimmt; und doch ist schon ein Fall dieser Art eingetreten.

Art. XIV. §. 3.

„Wir wollen auch diejenigen Erz- und Bischöfe, welche „dem Papste nach der Wahl des Provinzial- oder des „Diöcesansynods für die dritte Instanz tüchtige Rich„ter vorgeschlagen haben oder vorschlagen werden, kräf„tigst schützen, daß jede geistliche Streitsache in dritter „Instanz vor keine andern als die vorgeschlagenen und „genehmigten Richter unmittelbar gebracht, und von ih„nen collegialiter im Namen Sr. Päpstlichen Heiligkeit „abgeurtheilt werde."

Anmerkung.

Diese so genannten Richter können ihrer Natur nach nur die Stellen der Schöpfen oder Assessoren vertreten; und dieses geistliche Oberapellationsgericht muß, so gut als das Kammergericht oder ein anderes Oberappellationsgericht, seinen Richter oder Präsidenten haben, der mit einem charactere repraesentativo versehen sei, und auf dessen Person die höchste Gerichtsbarkeit eigentlich ruhe. Wo nicht, so werden die Erz- und Bischöfe sowohl an ihrer reichsfürstlichen als hierarchischen Würde geschmälert; oder alle Appellationen müssen erst nach Rom gehen, und die Richter von dort aus in jedem einzelnen Falle per mandatum speciale Pontificis autorisirt werden, das Urtheil im Namen des Papstes zu sprechen. Jeder Fürst kann seinen Beamten specialiter aufgeben, in einzelnen Fällen gegen einen Schriftsassen zu verfahren. Giebt er ihnen aber Commissionem perpetuam, so wird der Schriftsasse zum Amtssassen.

Die Nuntien sind personalis praesentiae Pontificalis locumtenentes. Diese allein können in einem solchen geistlichen Oberappellationsgerichte ohne Nachtheil der Erz- und Bischöfe präsidiren; und was die Synodalrichter betrifft, so sind die Nuntien längst angewiesen, keine andere als solche von den Synoden approbirte Schöpfen zum Urtheilfinden zu gebrauchen. Es hat nur daran gefehlt, daß die Erz- und Bischöfe die Wahl dergleichen so genannter Synodalrichter nicht längst befördert haben. Der Papst wird keinem von diesen erwählten Schöpfen facultatem perpetuam de jure respondendi versagen; er weigert sich nur, denselben eine commissionem perpetuam über die Erz- und Bischöfe zu geben; und dieses zu ihrer eigenen Ehre; besonders auch, weil keine jurisdictio in corpore haften kann, sondern einen Vicarium oder Lehnträger erfordert.

Ueberhaupt scheint in der ganzen Nuntiaturstreitigkeit ein gewisses Mißverständniß zu herrschen. Der Papst hat unstreitig die Nuntien auf sehnliches Verlangen der deutschen Nation nach Deutschland geschickt, damit die Deutschen einen Richter, der des Papstes Person repräsentirte, vor der Thüre hätten, und des so kostbaren als beschwerlichen Processes in Rom, worüber so gewaltige Klagen geführt wurden, überhoben werden möchten. Daß diese nebenher gewisse Facultäten besitzen, rührt eines Theils aus der alten deutschen Verfassung her, nach welcher das Amt der ordentlichen Obrigkeit ruhete, sobald der Kaiser in Person sich irgendwo einfand; und andern Theils war der Papst so wenig schuldig den Deutschen einen Oberappellationsrichter zu halten, als der Kaiser das Kammergericht. Was hindert's aber, jene Wirkung der persönlichen päpstlichen Gegenwart eben so gut einzuschränken, als es in Absicht der kaiserlichen persönlichen Gegenwart durch die von den Kaisern den Reichsständen verliehenen Privilegien geschehen ist? Und wenn die Nuntiaturdistricte den Nuntien, als Oberappellationsgerichtspräsidenten, ein gutes Gehalt ausmachen, so werden sie auf gewisse ihnen bisher statt des Gehalts gelassene Facultäten vermuthlich gern Verzicht thun.

Art. XVI. §. 15.

„Die vota des Reichshofraths sollen in Justizsachen „nur in gewissen Fällen Statt finden.“

Anmerkung.

Das votum ad Imperatorem hat wahrscheinlich seinen Grund in folgender Stelle der Capitularien: Neque ullus comes palatii nostri potentiorum causas sine nostra jussione finire praesumat. III, 77. Diese Verordnung gereichte zur Ehre der Fürsten, die dem judicio palatii nicht ordinarie unterworfen werden sollten; und der Kaiser wollte

allemal vorher überlegen, ob er nach Beschaffenheit der Sache nicht ein judicium parium berufen müsse, oder ob er ihre Sache dem Palatino, als judici curiae per modum specialis commissionis, zur Entscheidung auftragen könne. Dieses scheint mir bis jetzt der wahre Zweck des voti zu sein, und die kaiserliche Genehmigung desselben die Stelle der Specialcommission zu vertreten. Nunmehr aber sind die Fürsten dem judicio curiae der Regel nach, obgleich mit Ausnahmen, unterworfen worden.

VIII.

Preisfragen einer Academie der Wissenschaften.

Historische.

Es erzählt Gobelinus Persona in seinem Cosmodromio Aet. VI. cap. 59, und nebst ihm auch der Annalista Saxo ad ann. 1130:

daß bis um's Jahr 1130 die vornehmen Deutschen ein langes Haar getragen hätten; es sei aber solches denen, die damal mit dem Könige Lothar im Lager gewesen, vom Blitze versengt worden, worauf es durchgehends Mode geworden, das Haar kurz zu tragen. —

Hier fragt sich: ob dieses von einem wirklichen Blitze, oder von einem Friseur, Namens Blitz, geschehen sei?

Oeconomische.

In dem Necrolog. Hildes. bei Leibnitz T. I. p. 763. findet sich folgende Stelle:

Bernardus comes de Welpa capiebat mercatores de illis partibus, unde caligae nobis in Saxoniam transmittuntur, et non remisit eosdem, donec caligas, quas in Saxoniam intulerunt, in parte interiore replere promitterent inter coxas, quia usque ad illa tempora sine impletione fuerant et junctura; quod sub bona cautione servare haec firmiter promiserunt. —

Nun wünscht man zu wissen: woher die Sachsen damals ihre Hosen erhalten? wie solche beschaffen gewesen? und warum sie solche nicht selbst zunähen konnten?

IX.

Zwei Wochenschriften.

(Die erste derselben kam im Jahre 1746 im Schmidschen Verlage zu Hannover heraus, jeden Mittwoch ein halber Bogen in Octav, unpaginirt. Sie dauerte ein völliges Jahr; das erste Stück ist vom 5ten Jänner, das funfzigste vom 27sten December. Sie hatte blos die ganz einfache Ueberschrift: Ein Wochenblatt. Erst im folgenden Jahre, da die Blätter nun als ein Buch verkauft wurden, kam der Titel hinzu: „Versuch einiger Gemälde von den Sitten „unsrer Zeit. Vormals zu Hannover als ein Wochenblatt ausge„theilt. Von J. M. S. D. H. R. S. O. Hannover, bei Joh. „Wilhelm Schmid. 1747." Die Anfangsbuchstaben bedeuten:

Justus Möser, Secretair der Hohen Ritterschaft Stifts Osnabrück. — Die Ursache, warum der Titel erst nachher hinzugefügt worden, erklärt Möser in der Vorrede.

Ich lasse einige Proben aus dieser Wochenschrift abdrucken, um zu zeigen, wie Möser in seiner frühesten Zeit schrieb. Es fehlt den Aufsätzen weder an Beobachtungsgeist, noch an Witz; nur ist der letzte zu gesucht, mit Anspielungen überladen, und die Schreibart hin und wieder geschraubt. — Am merkwürdigsten ist die Wochenschrift wegen eines Aufsatzes geworden, welcher nicht darin steht: weil nämlich eine engbrüstige Censur ihn damals nicht erlauben wollte. Er ist nachher in den Patriot. Phantasien, Th. 4. Nr. 49. gedruckt worden. Man s. daselbst die Vorrede.

Die zweite Wochenschrift heißt: „Die deutsche Zuschauerin. Ein „Wochenblatt. Hannover, bei J. W. Schmid, 1749." Es sind aber nur fünf Stücke von Möser darin, nämlich IV, X, XI, XIII, XV, und außerdem zwei kleine Gedichte, S. 37 und 112. — Das Ganze hat bei weitem nicht den Werth als die erste Wochenschrift. N. *)

* * *

Aus den Gemälden von den Sitten unsrer Zeit.

1.

Aus der Vorrede.

— Wir haben unsern Wochenblättern, nachdem sie nunmehr aufhören solche zu sein, einen andern Titel gegeben.

*) Obgleich ich mich bemüht habe, die Wochenschriften, von denen hier die Rede ist, zu bekommen, so ist mir dieses doch nicht geglückt. A. d. H.

Es ist ein Versuch einiger Gemälde von den Sitten unsrer Zeit. Sittengemälde müssen lehrreich sein. Allein das Wort Lehre schreckt die Leute; und dieses ist die Ursache, warum wir in dem ersten Stück unsre Absicht soviel möglich versteckt haben. Wenn man Jemand belehren will, so stellt man, nach der Bemerkung des alten Nicole, zwei unangenehme Bilder vor; das eine ruft ihm zu: „Junger Herr! Sie wissen das noch nicht, was ich Ihnen sagen will"; und das andere fügt hinzu: „ich aber weiß es besser." Dieses schwarze Wesen eines ordentlichen Lehrmeisters muß nothwendig die Person des Lehrers und die Lehre selbst bei der ungelehrigen und freien Eigenliebe verhaßt machen. — —

Der heutige Mensch ist ein Gemisch von guten und bösen Eigenschaften. Diesen Menschen haben wir zu schildern gesucht. Wir haben allemal die schmeichelhaften Züge den widrigen beigefügt, damit er sich an jenen erkennen, und diese hernach bessern möge. Es möchte zwar Jemand einwenden, man habe nicht nöthig, die Laster liebenswürdig zu malen; sie hätten ohnehin Liebhaber genug. Allein mit offenbaren Lastern haben wir nichts zu thun. Diejenigen Personen, deren Bild wir zum Vorwurf gehabt haben, sind entweder manierliche Thoren oder ehrliche Leute gewesen, die sich aus Mangel von Einsicht, aus Gewohnheit und Leidenschaft selbst betrügen. Solche Personen verdienen allen gewinnenden Gegengang *), den man nur erdenken kann. Andre haben ihre Thoren ganz unkenntlich gemacht, und dadurch die Frucht ihrer schönsten Arbeit verloren. Bruyere hat seinen Zerstreuten so geschildert, daß man ihm die Ader einige Male öffnen lassen sollte, anstatt ihm Lehren zu geben. Die mehrsten Lustspieler machen solche Thoren lächerlich, die man nur im Tollhause findet. Wozu

---

*) Entgegenkommen. N.

nützet aber eine Abbildung, worin der Thor sich nicht wieder antreffen wird? Solche Sittenlehrer gleichen den Caricaturmalern, welche einen Zwerg wie einen ungeheuren Riesen malen.

2.
Zweites Stück.

Die feine und vernünftige Schmeichelei gleicht der wohlangebrachten Röthe eines schönen Gesichts. Ohne dieselbe scheinen die andern Tugenden nur ein blasses Ansehn zu haben.

Die gemeinen Arten von Schmeichelei, da man etwa ein wohlausgesuchtes Kleid und ein aufgeräumtes Gesicht in Gesellschaft mitbringt, sind schon lange unter dem Namen von schuldigen Höflichkeiten bekannt gewesen; wir würden also eben nicht die beste Aufmerksamkeit für unsre Gesellschaft tragen, wenn wir sie damit unterhalten wollten.

Allein die höhern Arten derselben sind so zart, daß man Mühe haben würde, ihr Wesen mit den feinsten Zügen vollkommen zu entwerfen. Es geht uns hier wie den Liebhabern, die in einem Augenblick mehr empfinden, als die ehemals glückliche Scudery Zeit ihres Lebens beschreiben können.

Wir wissen zwar wohl, daß die vernünftige Schmeichelei eine solche einnehmende Gefälligkeit ist, die unsre Selbstliebe im höchsten Grad befriedigt, und die edelste Erkenntlichkeit in uns erweckt. Allein dieses heißet von dem innern Werthe derselben noch nichts gesagt. Das Beste ist, daß wir uns einer philosophischen List bedienen, und von den Erfahrungen anfangen, am Ende aber das darauf zu errichtende Gebäude schuldig bleiben.

Wir finden, daß nichts schmeichelhafter sei als eine kluge

Einfalt. Unsre Freunde irren oft, bald aus Scherz, bald aus Ernst; und die schalkhafte Einfalt nimmt ihr Besserwissen unter der Gefälligkeit gefangen.

Scherzhafte Personen suchen einander oft durch eine plötzliche Nachricht: Der Feind ist geschlagen, zu erfreuen. Ihnen ist dabei nichts schmeichelhafter, als zu sehen, daß die Neugier sich schon um die Umstände der Niederlage bekümmert. Die Vorsorge für das Vergnügen solcher Personen verbindet uns demnach, ein wenig einfältig zu sein. Große Herrn, die ihre Bedienten niemals anders als von der ordentlichen Seite sehen, sind sehr oft lüstern, dieselben zu überfallen. Ein kluger Bedienter lässet sich in einer angenehmen Unordnung überraschen; diese Schmeichelei hat mehrmals die glücklichsten Folgen gehabt.

Die Unerwartung macht ein Geschenk, einen Geburtstag, und alle freudige Nachrichten doppelt angenehm, weil dasjenige, was man schon lange in Hoffnung besessen, die Hälfte seines Werthes, nämlich die Neuigkeit, verliert. Wer eine gute Nachricht unverhofft erhält, ist doppelt zufrieden, weil die ordentliche Freude durch eine angenehme Bestürzung vermehrt wird. Der Ueberbringer ist gleichfalls doppelt zufrieden; denn die zwiefache Freude seines Freundes machet in ihm einen gleich starken Eindruck. Hundert Personen, die uns alle durch einerlei gute Nachricht erfreuen wollten, sollten alle in der süßen Einbildung bleiben, daß ein Jeder von ihnen der erste sei. Wir würden ihrer Begierde uns zu erfreuen mit einer angenehmen Bestürzung schmeicheln.

Seinem Freunde durch unterlassene Widerlegung einer von ihm aus Unwissenheit vorgebrachten gleichgültigen Unwahrheit eine Erniedrigung ersparen, ist Etwas; seinen Reden stillschweigend beipflichten, und weder durch Blicke noch durch Lächeln sein Besserwissen einem Dritten verrathen, ist Vieles; allein denselben über unsre Einfalt triumphiren

lassen, und zugeben, daß derselbe, nach erkanntem Irrthume, uns unsre Einfalt scherzend vorrücke, dieses ist eine Selbstverleugnung, welche so selten als schmeichelhaft ist.

Wer bei seinem Herrn oder seiner Geliebten in Ungnade gefallen, thut wohl, daß er ihre Strafen mit einem betrübten und wehmüthigen Gesichte trage, und unterweilen in seiner zerknirschten Gestalt denselben von ungefähr unter Augen gehe. Dieses ist ein süßes Opfer, wodurch man ihrer Rache schmeichelt. Sie sind zufrieden mit der Meinung, uns völlig gedemüthigt zu haben; und diese Zufriedenheit ist der Anfang einer neuen Gnade.

Zu einem vernünftigen Frauenzimmer sagt man nicht, daß sie schön sei; es möchte denn Jemand die geschickte Einfalt besitzen, solches mit einer wahrscheinlichen Bestürzung thun zu können. Man lässet sie solches vielmehr durch eine zärtliche Aufmerksamkeit errathen. Man geht ihren Wünschen, welche ein Kluger leicht erfinden kann, entgegen; jedoch so sinnreich nachlässig, damit ja unsre Bemühung das Ansehn nicht gewinne, als wenn wir etwas damit verdienen wollten. Wirklich großmüthige Herzen wollen aus freien Stücken erkenntlich sein. Sie sind unzufrieden, daß ihre Dankerstattung von dem Gegentheile als eine Schuldigkeit angesehen werden könne. Dieses ist sehr oft die Ursache, warum derjenige die Belohnung nicht erhält, welcher sie verdienet. Es ist also nichts schmeichelhafter, als seine Dienstleistungen so unvermerkt verrichten, daß derjenige, so sie empfängt, wirklich glaubt, als wenn wir sie ohne Absicht ihn zu verbinden erreichet hätten. In der That aber verpflichtet es doppelt, seinem Freunde einen Dienst erweisen, und ihm die Mühe der Erkenntlichkeit ersparen wollen. Mancher bietet seiner Gesellschaft keine Prise Tabak an, ohne ein Compliment dabei zu machen. Solche Complimente sind wirklich kleine Erinnerungen, daß der Nehmer die Danksagung nicht vergessen solle.

Allen Worten einer schönen Freundin die schmeichelhafteste Aufmerksamkeit leihen, ihre sinnreichen Gedanken mit einem Lächeln beehren, und dieselben bei sich äußernder Gelegenheit noch glücklicher wieder anbringen, alle Unterredungen so lenken, daß sie dabei ihren Verstand zeigen könne, diejenigen Personen, so sie ihrer Hochachtung vorzüglich würdiget, billig beurtheilen, und wenn man sich dadurch in den Credit der Aufrichtigkeit, die man auch wirklich besitzen muß, gesetzet, von derjenigen Art, worunter sie sich gefällt, ein verdientes und rühmliches Urtheil fällen, nur deßwegen scharfsinnig sein, damit unsre Hochachtung, als die Hochachtung eines Kenners, desto tiefern Eindruck mache, und endlich ein vernünftig bischen verliebt sein, dieses sind größere Schmeicheleien als alle erhabene Lobreden. Nur muß man eine bequeme Gemüthsbeschaffenheit besitzen, damit die schönsten Sachen, bei einer gewissen äußerlichen Aufführung, nicht lächerlich werden.

Unsre Eigenliebe hat zwar schon gelernt, den Schmeicheleien thörichter Leute einen sprichwörtlichen Glauben beizulegen; allein es ist doch hieraus keine Regel zu machen. Es finden sich nicht immer solche Wirthe, denen die Schmeicheleien des Don Quichote, mannhaften Andenkens, ein dauerhaftes Vergnügen erwecken. Insgemein sind es auch nur niederträchtige Schmeichler. Diese aber vermuthen wir in unsrer Gesellschaft nicht; darum wollen wir mit ihren Thorheiten unsre Blätter nicht verunehren.

Alle Lobsprüche, die Boileau erhalten, waren ihm so angenehm nicht als die schmeichelhafte Aufmerksamkeit der Herzogin von Orleans, welche ihm den schönsten Vers seines Pults, und zwar in der Hofcapelle, da Jedermann von Andacht erfüllet sein sollte, in's Ohr sagte. Uns hat vormals ein ähnlicher Zufall einen Mann verehren lehren, dessen zärtliche Aufmerksamkeit den geringsten Herzensbewegungen seiner Freunde entgegen eilet.

Der redliche Epicur zog die Freundschaft allen andern Tugenden vor. Sein glücklicher Nachfolger, St. Evremont, kannte die innern Vorzüge derselben. Und gewiß, wenn eine Gesellschaft, bei kluger Ehrlichkeit, die Lehren der feinen Schmeichelei in Uebung bringt, so ist dieselbe eine mit von den höchsten menschlichen Glückseligkeiten.

Der bloße Gedanke, so vollkommene Freunde zu haben, ist schmeichelhafter, als sich von einer schönen Person geliebt zu wissen; dieses ist Alles gesagt, weil die Schönheit Vernunft und Reichthum bei Vielen ersetzen kann.

Die sogenannte Ehrlichkeit, der Eifer, das Vermögen zu dienen sind eben so viel Thorheiten, wenn sie nicht die Klugheit zur Haushälterin haben, und durch eine bescheidene Schmeichelei in ihr rechtes Licht gesetzt werden.

Die Stifter der Religionen haben es am meisten erfahren, was es für ein Unglück sei, Freunde zu haben, die nichts als Ehrlichkeit, Eifer und Gelehrsamkeit besitzen. Sie würden weit mehr ausgerichtet haben, wenn sie ihren guten Eigenschaften durch eine gefällige Aufführung den Zutritt verschaffet hätten.

Die Begierde zu gefallen ist uns angeboren. Dieses ist die Triebfeder aller vernünftigen Schmeicheleien. Diese macht, daß der Eine gute Sachen vorbringet, und der Andere sie bewundert. Diese ermuntert die Helden, und erweckt zugleich einen Silen, der sich über ihre prächtigen Thorheiten auf eine sinnreiche Art lustig machet.

Ist die Begierde zu gefallen so natürlich, wer kann dann die vernünftigen Wirkungen davon tadeln?

Glücklich ist derjenige, so Gelegenheit hat, eine Gesellschaft zu besuchen, wovon ein jedes Mitglied, außer Ehrlichkeit und Verstand, eine unendliche Begierde zu gefallen besitzet. Unglücklich aber ist der, welcher, bei allen Empfindungen einer zärtlichen Gefälligkeit, die Gelassenheit nicht hat, die einzelnen guten Gaben seiner Freunde zu seiner

Befriedigung anzuwenden, oder der in dem Umgang mit vollkommenen Frauenzimmern den gewöhnlichen Verdruß der Verliebung nicht vermeiden kann.

X.

Zwei Recensionen aus der Allgemeinen Deutschen Bibliothek,

Bd. 6, St. 1, S. 3 folgg. *)

I. Von dem deutschen Nationalgeiste. Frankfurt am Main, bei Eßlinger, 1765. in klein 8.

Wer mit der Nase auf dem Bilde steht, wird selten ein gutes Urtheil darüber fällen. Entweder die Menge der Figuren verwirrt ihn; oder aber er sieht nichts als einzelne Theile, und gelangt nicht zu dem Vergnügen, das Ganze mit einem mächtigen Blicke zu übersehen. Ich glaube, daß dieses der Fall sei, worin sich ein Jeder, der seine eigne Nation schildern will, befindet. Unser Urtheil, welches wir von den Franzosen, Engländern, Italiänern und andern Nationen überhaupt fällen, wird uns überaus leicht. Wir glauben auch einen sehr vollständigen Begriff von dem Na-

*) Die erste der von Möser recensirten Schriften ist bekanntlich von Herrn F. K. von Moser; die andere von dem verst. Hofrath Bülow in Zerbst. N.

tionalcharacter der alten Deutschen zu haben; und so scheinet es, daß eine sichere Entfernung des Orts oder der Zeit nothwendig sei, um den wahren Stand zur Betrachtung einer Nation zu erhalten.

Also sollten wir, möchte Jemand sagen, das Urtheil über uns blos unsern Nachbarn überlassen, und erwarten, daß die Franzosen uns als arbeitsame Pedanten, die Engländer als mitleidenswürdige Sclaven, und die Italiäner als grobe Schlucker schilderten? Wir sollten es mit Geduld anhören, wenn ein vornehmer Cardinal sagt: Ich erkenne die drei Nationen bei einem Glase Wein, worin eine Fliege liegt. Der Italiäner giebt das Glas weg; der Franzose nimmt die Fliege heraus; und der Deutsche schluckt sie mit herunter —? Nun, das ist freilich nicht rathsam. Wir thun also nicht übel, daß wir uns selbst malen.

Allein, wo finden wir die Nation? An den Höfen? Dies wird Niemand behaupten. In den Städten sind verfehlte und verdorbene Copieen; in der Armee abgerichtete Maschinen; auf dem Lande unterdrückte Bauern. Die Zeit, wo jeder Franke oder Sachse paterna rura (das ist sein allodial-freies, von keinem Lehns- oder Gutsherrn abhangendes Erbgut) bauete, und in eigener Person vertheidigte, wo er von seinem Hofe zur gemeinen Landesversammlung kam, und der Mensch, der keinen solchen Hof besaß, wenn er auch der reichste Krämer gewesen wäre, zur Klasse der Armen und ungeehrten Leute gehörte, diese Zeit war im Stande, uns eine Nation zu zeigen. Allein die gegenwärtige ist es nicht.

Doch der Nationalgeist ist erschienen und gedruckt; und der Verfasser, der sich in jeder Wendung des Stils und des Ausdrucks selbst schildert, muß doch auch wohl Andere malen können. Freilich kann er dies, und wir lassen ihm die Gerechtigkeit gern widerfahren, daß er ziem-

lich zu treffen, und besonders die Stellungen wohl anzulegen wisse, ob er gleich seine Farben bisweilen auf eine sonderbare Art vermischet. Ob er aber nicht sein Auge zu nahe auf dem Bilde gehabt, und ob er unsre Nation wirklich wieder entdeckt habe, solches wird die Frage sein.

Unsrer Meinung nach hat sich der Verfasser in der Nähe solcher Gegenstände befunden, die ihn verhindert haben, das Ganze völlig zu übersehen. Ja es scheinet aus späteren Schriften des Verf. die Vermuthung bestätiget zu werden, daß er das Ganze nicht übersehen, weil er es nicht übersehen wollte. Ob dies mit der Art eines deutschen Biedermannes übereinstimme, zweifeln wir. — Doch genug hievon.

Es ist schon lange der Fehler unsrer deutschen Geschichtschreiber und Publicisten gewesen, daß sie in Deutschland nichts als Herrn und Diener *) erblicken. Ein Theil eignet Alles dem höchsten Oberhaupte zu, der andre schreibt und streitet für die Diener, und über diesen Zank denkt kein Mensch daran, daß beides, der Herr und der Diener, eigentlich nur die Thürwärter der Nation, keinesweges aber die wahren Bestandtheile derselben sein. Was helfen uns alle Intriguen und Machinationen der großen und kleinen Diener im heil. Römischen Reiche zur Erkenntniß des Nationalcharacters, wenn solche nicht außer ihrer Verbindung mit dem großen Interesse der Nation geschildert, und von den Wirkungen getrennet werden, welche sie im Ganzen hervorgebracht haben? Der Schöpfer des Nationalgeistes ist in eben diesen Fehler verfallen. Er hält sich allein bei der Staatsintrigue auf; und wenn er sein Werkchen der Geist der deutschen Höfe betitelt hätte, so würde solches dem Titel weit mehr entsprechen. Er sieht nichts als

*) Herr F. K. von Moser gab im J. 1759 eine Schrift unter diesem Titel heraus. N.

Höfe, und wirft noch höchstens einen Blick auf die Gelehrten, welche dem Staate seine Diener zustutzen. Allein am Hofe lebt nicht der Patriot, nicht der Mann, der zur Nation gehört, sondern der gedungene Gelehrte, der sich schmiegende Bediente, und der Chamäleon, der allezeit die Farbe annimmt, welche ihm untergelegt wird; und die Gelehrsamkeit überhaupt hat ein solches air étranger, daß sich der Nationalcharacter darunter beinahe ganz verliert.

Und sollte er am Hofe und unter Gelehrten den Nationalgeist aufgefunden haben? — Doch wir wollen unsre Meinung hierüber einen Andern sagen lassen, welcher unter dem folgenden Titel einen vortrefflichen Pendant zum Nationalgeist geliefert hat.

II. Noch Etwas zum deutschen Nationalgeiste. Lindau am Bodensee, bei Franz Joseph Thierbach. 8. 1766. 14½ Bogen.

Unter der Larve eines alten Dorfpfarrers erscheinet hier ein Mann von großer Einsicht und vieler Laune, der dem Verfasser des Nationalgeistes seinen Text mit so guter Art liest, daß wir beinahe glauben, er werde ihm selbst mit Vergnügen und Aufmerksamkeit zuhören, und für seine Predigt, welche gewiß nicht aus dem Aermel geschüttelt ist, noch dazu danken. Im Vorbeigehen müssen wir aber dem Herrn Dorfpfarrer sagen, daß er seine Manier zu schreiben, welche in einem beständigen komischen Contrast fortgehet, ein wenig zu sehr beladen habe. Man sieht zwar, daß er dieses mit Fleiß gethan, theils um seine Hand zu verstellen, theils um seiner Predigt auch das Characteristische ihres Compagnons zu geben. Allein wir glauben dennoch, daß hie und da der Contrast zu sehr gesucht, die Anthitese gehäuft, das Weitschweifige zu stark affectirt, und der feine Leser nicht in allen seinen Forderungen befriediget sei. Er er-

kennet dieses selbst. Allein wir müßten uns sehr irren, wenn er nicht der Mann sein sollte, der sein Gemälde bei einer geringen Muße zur größern Vollkommenheit hätte bringen können.

Zuerst untersucht er die Frage: ob es einen Nationalgeist gebe? Wir wollen uns aber dabei nicht aufhalten. Man weiß, daß den Deutschen insgemein der Vorwurf gemacht wird, ihr Nationalcharacter sei, gar keinen zu haben; und der Verfasser läßt seine Frage selbst unentschieden, um im zweiten Capitel vorher zu untersuchen, was denn eigentlich der Nationalgeist sei? Dies will er mit allem Ernste thun, und darauf erhebt er denn seine Stimme und spricht: „Wenn wir uns anstrengen, die verschiedenen „Völker zu betrachten, von denen Europa bewohnt, und „zuweilen zur Freude der Welt und ewigen Zeiten, mit „Aulo Apronio zu reden, zuweilen propter majorem Dei „gloriam, zuweilen ad conservationem sui ipsius verwü„stet wird, so werden wir finden, daß sie in einigen Stücken „einander alle gleich sind. In einigen andern werden wir „eine große Verschiedenheit bemerken."

Es würden zwar einige den Grund dieser Gleichheit und Verschiedenheit darin suchen wollen, daß wir Alle von einem Vater, aber nicht von einer Mutter geboren wären. Denn man könnte, „weil die Geschichte nicht leicht drei „andere so bequeme Männer dazu anbieten möchte, als des „Noah Söhne, voraussetzen, daß die Europäer von Ja„phet, die Asiater von Sem, und die Africaner von Ham „entstanden wären. Eine Hypothese, deren man sich um „so viel weniger schämen dürfte, weil sie von vielen großen „Männern als Wahrheit verkauft, und als eine solche seit „verschiednen Jahrhunderten, vielleicht seit ihrer Entstehung, „unter den Kindern Hams fortgepflanzet sei. Rudbeck und „Goropius Bekanus hätten in eben dieser Materie wohl „noch kühnere gewagt, und wären doch nicht sonderlich

„damit verunglückt. Japhet hätte also die Ascanier oder „Deutschen und die Magogier oder Scythen hervorgebracht." Man könnte weiter voraussetzen, Japhet hätte verschiedene Weiber und Kebsweiber gehabt, und ein gutherziges, unbedachtsames, braves Mädchen, die sich immer dann erst im Kopfe krauete, wenn sie sich in den Finger geschnitten hätte, und gewöhnlich, statt den verwundeten Finger zu verbinden, die gesunde Kniescheibe verband, hätte ihm den ersten Deutschen, mit Namen Tuisko, geboren. Ein eigensinniges, unzufriedenes Ding, das niemals wußte, was es haben wollte, mit dem Gegenwärtigen mißvergnügt, das Zukünftige im voraus verdammte, und, wider die Art aller andern Menschen, sogar das Vergangene verachtete, das sechs Stunden am Nachttische sitzen konnte, und dann noch die Haare in einen Büschel wickelte, einen Reitrock überwarf und davon galopirte, das dem guten Japhet viele verdrießliche Stunden durch seine Widerspänstigkeit verursachte, weil es nicht von ihm, sondern von einer kleinen einfältigen Creatur von Kammermädchen allein sich regieren lassen wollte, und bei dem kleinsten Anlasse seine Freiheit durch einen Strick um seinen eigenen Hals zu behaupten eilte, hätte ihn mit einem Sohn Namens Albion beglücket.

Allein der Herr Pfarrer ist dem Wege der Fortpflanzung, um die sittliche und körperliche Gestalt der Nation herauszubringen, nicht günstig; das Klima gilt bei ihm auch so viel nicht; und ob er sich gleich auf dem analytischen Felde herumtummelt, daß ihm der Schweiß vom Kragen fließt, so kann er doch nichts finden, das ihm gefällt. Daher caracollirt er endlich zu einer Definition des Nationalgeistes. „Ich bilde mir ein, sagt er, der Nationalgeist sei „die besondere Eigenschaft oder der Inbegriff, complexus, „aller der besondern Eigenschaften, wodurch ein Volk von „dem andern sich unterscheidet. Diese ihm privative zustehenden Eigenschaften sind theils Eigenschaften der Seele,

„theils des Körpers. Die letzteren kommen nicht haupt„sächlich, doch zuweilen zufällig mit in Betrachtung. Diese „unterschiedenen Eigenschaften äußern ihre Kräfte sowohl „in allen Handlungen aller Mitglieder des Volks über„haupt als in den öffentlichen Handlungen, welche von dem „Volke als Volke verrichtet werden, insonderheit." Doch wir wollen nns bei dieser Metaphysik nicht aufhalten. L'esprit de l'ensemble in einem Gemälde ist wie der esprit de physionomie; man empfindet ihn leicht, und erkläret ihn nie. Unser Verfasser ist glücklicher, wenn er sein metaphysisches Microscop wegwirft und zur Anwendung seines Textes schreitet. Hier sagt er dem Verfasser des Nationalgeistes frei heraus, daß der Titel seiner Schrift dem Inhalte, und der Inhalt dem Titel nicht genugsam entspreche.

„Der deutsche Nationalgeist, fährt er mit Recht fort, „ist meines Ermessens weit ausgebreiteter; er erstreckt sich „auf viel mehr und auf viel wichtigere Gegenstände als „blos auf das Verhältniß eines oder des andern mächtigen „deutschen Reichsstandes gegen den Kaiser, oder dieses ge„gen jenen. Nicht als wollte ich leugnen, daß eine Ab„handlung vom deutschen Nationalgeiste nicht auch mit die„sen Gegenständen sich beschäftigen müsse; das müßte sie „allerdings thun, wenn sie vorher die allgemeinen Kenn„zeichen des deutschen Nationalgeistes erzählt, ausgeführt „und bewiesen hätte, und nun zum deutschen Nationalgeiste „in Absicht auf die Regierungsform herabstiege. So aber „ist der Titel offenbar zu allgemein, und der Inhalt zu „eingeschränkt. Er bedeutet nichts, dieser Tadel; er muß „aber einem Jeden, wenigstens als ein Wunsch, in den „Sinn kommen, der sich vorstellen kann, was für eine herr„liche gemeinnützige Schrift wir haben würden, wenn es „dem Verfasser gefallen hätte, seinen Plan anders anzule„gen. Eine Bestimmung der europäischen Nationaleigen-

„schaften, eine Vergleichung derselben unter einander, die „Auszeichnung ihrer verschiedenen Zunamen, die Ausbil„dung der unsrigen im Privatleben, im Kriege, im Frie„den, bei Allianzen, nach dem mannigfaltigen Staatsinter„esse unserer Nachbaren, im Handlungswesen, in der Schiff„fahrt, in der Gelehrsamkeit nach allen ihren verschiedenen „Theilen, und dann in unserer allgemeinen Regimentsform, „in den davon abhangenden zum Theil besondern, in un„serer großen und kleinen Rechtspflege, in unsern Reli„gions-, Vertheidigungs-, Policei-, Berathschlagungs-, „Münzverfassungen; und wer kann die nöthigen Capitel „alle erzählen, ohne den Plan mit reifem Nachdenken selbst „entworfen zu haben?"

Wir unterschreiben dieses Urtheil gern, und gestehen, daß der Herr Pfarrer in seinen erbaulichen Betrachtungen, welche er hierauf über den §. ut autem und gaudeant *Inst. P. Osn.* anstellet, seine Gemeinde in Thränen gesetzet haben müsse. Er zeigt in dieser kleinen Ausschweifung, daß er ein Mann sei, der eine Generalsuperintendentur in der politischen Welt verdiene.

Das dritte Capitel, worin er die Frage untersucht: ob der Nationalgeist veränderlich sei? und das vierte, worin der Beweis geführt wird: daß der deutsche Nationalgeist noch eben derselbe sei, sind beide keines Auszuges fähig, indem Alles in einer Sammlung von contrastirenden Gruppen besteht, und einer Caricatur von Hogarth gleich sieht. Wir bemerken nur überhaupt dabei, daß der Pinsel hier etwas härter und steifer als in dem vorigen streiche. Eins wollen wir jedoch daraus anführen. Der Verfasser wirft beiläufig die Frage auf: wie es in Deutschland aussehen würde, wenn das Oberhaupt alle, und der Reichsfürst keine Macht hätte? und beantwortet sich dieselbe folgender Gestalt: „Die ganze Folge davon würde die sein, daß die „heimlichen Thränen, welche von vielen Vätern des Va-

„terlandes ihren Unterthanen zu allerhand wahrhaftig lan-
„desfürstlichem Gebrauche ausgepresset werden, als zur Ehre
„Gottes, zur Errettung ihrer sonst verdammten Seelen,
„zur Erhaltung einer Vorläuferin oder Begleiterin des Ehe-
„standes, zur Erbauung der Wassermühlen auf den Gi-
„pfeln der Berge, zur Errichtung einer christfürstlichen Par-
„forcejagd, zur Bereicherung eines halben Hunderts Land-
„läufer unter allerlei geistlichen und weltlichen Titeln, zur
„Anwerbung einer Armee Marionetten, welche die Hälfte
„der Landeseinwohner ausmacht, und nicht eher in Bewe-
„gung geräth, als wenn die Jahrszeit zur Desertion be-
„quem wird, zur Bezahlung eines unglücklichen Points,
„der Standes und Herkommens halber gesetzt werden mußte;
„daß, sage ich, diese Thränen, die itzt aus einem Ueberreste
„von angewöhnter, durch die bessern Vorfahren verdienter
„Liebe in Winkeln heimlich fließen, dann über Statthalter,
„Kammerherrn, Hofschranzen, Verschnittene, und alles das
„liederliche Gesindel, das in Asien die Menschen plagt, und
„unter den ersten römischen Kaisern sie baß plagte, öffent-
„lich vergossen werden, und gar bald in Rachgier, Ver-
„zweiflung und allgemeine Empörung sich verwandeln wür-
„den." Die Antwort ist zwar nicht uneben. Allein sie
enthält nichts Tröstliches. Wie es scheint, so giebt es überall
zerbrochene Töpfe; und so lange der ehemalige europäische
Generalapotheker, der Abbé St. Pierre, nicht von den Tod-
ten aufersteht, und das Mittel mitbringt, sie unzerbrechlich
zu machen, wird es wohl dabei bleiben, daß die Regierungs-
formen nicht eine Minute nach der Linie laufen, welche ih-
nen der seufzende Gelehrte in seiner Studirstube anweiset.

Das fünfte und letzte Capitel enthält vermischte An-
merkungen über einige Stellen aus der Schrift von dem
deutschen Nationalgeiste. Wir wollen zur Probe eine da-
von hiehersetzen. Die Ursachen, warum die Deutschen so
verfielen, hatte der Verfasser der Schrift vom National-

geiste vornehmlich in unsere Uneinigkeit gesetzt. „Aber in „was für einer Art von Einigkeit würden wir leben (wirft der Dorfpfarrer ein), wenn alle unsre Reichsstände gleich „ohnmächtig wären? Würden wir die Einigkeit einer Fa„milie haben, in der jedes Kind sich freuet, den Befeh„len des gemeinschaftlichen Vaters zu gehorchen, die alle, „alle unmittelbar auf das Beste seiner Söhne abzielen? „Oder würden wir die Einigkeit einer Grenadiercompagnie „dulden müssen, in der der Hauptmann Feldwebel und Cor„porale nach Belieben macht, und Spießruthen und Pfahl„stehen nach Willkür anordnet? Vielleicht schützten uns die „Gesetze? Wie? Mit oder ohne Execution? Und doch „wohl, wie es natürlich ist, den Gesetzgeber wider uns „zuerst?"

Wir glauben, um auch unsere Meinung hierüber zu sagen, daß das beste Mittel sein würde, alle Könige und Fürsten gar abzuschaffen, den Adel aus dem Lande zu jagen, Städte und Festungen niederzureißen, alles Geld in's Meer zu werfen, alle Gelehrte nach Lappland zu schicken, und fünf Sechstel aller Deutschen an die Bäume zu knüpfen, damit der übrige Theil einzeln, weit genug aus einander, bei Kartoffeln und Gerstenbier ruhig auf der Bärenhaut liegen könne. Dann komme Rousseau oder Tacitus, und schildere unsern Nationalgeist!

XI.

Zwei Gedichte. *)

1.

Die Einsamkeit.

Dir, verschwiegne Einsamkeit,
Sind die Wünsche meiner Seelen,
Sind die Seufzer, die mich quälen,
Und sonst keinem Freund geweiht.
Diese Zähre fließet freier,
Die mein zärtlich Herz vergießt,
Und es wird der Lust getreuer,
Die es ungestört genießt.

Schon empfind' ich dein Vertraun,
Schon wird meine Seele weiter,
Zu Empfindungen bereiter
Durch dein heilig stilles Graun.
Alle meine Sinne fühlen,
Mein geheimster Wunsch erwacht.
Laß mich deine Schatten kühlen,
Wenn er mich zu feurig macht.

*) Hr. Prof. Schmidt in Gießen hat diese beiden Gedichte in seinem „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1777", S. 15 u. 37, mit Mösers Namen abdrucken lassen. Möser scheint sie wirklich anzuerkennen; man s. den Brief an Hrn. G. R. Ursinus, N. 1. N.

Hier, wo nur mein Urtheil gilt,
Wo ich keinem Freunde heuchle,
Nur der liebsten Neigung schmeichle,
Denk' ich meiner Doris Bild —
Ihre Augen, ihre Wangen,
Ihren reizungsvollen Kuß. —
Und mein sehnliches Verlangen
Ist ein wirklicher Genuß.

2.

Die Liebeserklärung eines Mädchens.

Ich liebe dich!
Ich darf es nur nicht sagen;
Doch sing' ich, ohne viel zu wagen:
Ich liebe dich!
Mein Herz darf frei in diesem Wirbel schlagen,
Und dich in diesem Tone fragen:
Singst du wie ich?

Ich liebe dich!
Ich darf es nur nicht singen.
Wie laute würde dieses klingen:
Ich liebe dich!
Doch, Damon, du sollst im Vertrauen wissen,
Der Liebe Ausdruck ist im Küssen;
Drum küsse mich!

XII.

Anti-Candide. *)

Der Gedanke einer glücklichen Unsterblichkeit gehört mit zur Wollust des Menschen, wenigstens des Mannes, oder des Alten, der zuletzt nichts mehr als diese freudige Hoffnung genießen kann, und doch nach der Weisheit des Schöpfers noch genießen soll.

Dieser Gedanke kann aber nicht wirken, ohne einen hinlänglichen Grad der Ueberzeugung; folglich wirkt die Religion, die sich am mehrsten bemüht, uns von diesem Gedanken zu überzeugen, am mehrsten zu unsrer Wollust.

Die Ueberzeugung darf aber nicht zu lebhaft werden; sonst eilt man immer nach dem Ende des Romans, und überschlägt die Episoden.

Die christliche Religion wirkt am mehrsten zu diesen Ideen. — Wie sie die Philosophie vom Falle des Menschen ge-

---

*) Man s. Mösers Leben. — Die Fragmente, welche M. selbst mit dem Namen Anti-Candide überschrieben, sind zum Theil ernsthaft, zum Theil scherzhaft. Der vortreffliche Mann hatte auch bei seinem Scherze immer einen moralischen Zweck; und der originale Schriftsteller kleidete bisweilen die wichtigste Reflexion in einen launigen Einfall ein. — Der Gegenstand gränzt übrigens an die tiefsinnigsten Speculationen über die Unsterblichkeit der Seele, die Freiheit des Menschen, die Allwissenheit Gottes. Möser war kein Schulphilosoph; man wird aber vielleicht mit Vergnügen sehn, wie ein helldenkender und menschlich-fühlender Mann über diese Dinge urtheilte.

Die ersten Blätter scheinen zu einer Art Vorrede bestimmt gewesen zu sein. N.

nützet ꝛc. — Warum sie den Himmel nicht so sinnlich gemacht wie die Türken? — — u. s. w. —

Die Gewißheit der Unsterblichkeit muß sich nach unsern Bedürfnissen mehren und mindern; zu stark, würde sie eine zu große Verachtung des Lebens, und durch diese einen Muth wirken, der Alles wagen könnte, einen Muth, der sich nicht passen würde — einen entsetzlichen Muth — —

O Jüngling, du entbehrest den Gedanken von der Unsterblichkeit leicht, wenn du, in Zärtlichkeit aufgelöset, nur in den Entzückungen der Liebe dahin fließest, oder mit deiner glühenden Einbildung das dauerhaftere Verlangen zum Genuß machst, ganz genießest, und die Kräfte gespannt erhältst; du brauchst es nicht. Aber wenn einmal deine Lieben entschlafen, wenn das innerliche Feuer die Adern nicht mehr anschwellt, und die Einbildung den Dienst versagt, o dann wirst du ihn mit Dank annehmen; dann wirst du, so wie ich Alter, die Augen jenseit des Grabes wenden wollen, wenn diesseit das Unvermögen zu genießen die Blicke der Geliebten beschwerlich macht, der letzte Freund gestorben ist, die Jugend sich in unsrer Gesellschaft nicht mehr gefällt, und uns unsern einsamen Betrachtungen oder dem bloßen Genusse intellectueller Schönheiten überlässet.

Aber auch als Jüngling, wenn du edel denkst, wird der Gedanke von der Unsterblichkeit deinen Enthusiasmus anfeuern; er wird die Stunden, welche von einem Genusse des Schönen bis zum andern verlaufen, mächtig ausfüllen. An der Seite deiner Elise, auf ihrem für dich vor dem Genusse noch klopfenden Busen, könnte dich leicht einmal der Gedanke überraschen, daß so viel Schönheit einst die Speise der Würmer werden würde; oder es könnte dich der Wunsch begeistern, daß eine solche Liebe ewig währen möchte. Wie sanft, wie reich wird dir dann die Vorstellung der Unsterblichkeit werden, die dich auch nach dem Grabe, von Allem, was du liebst, nicht trennen wird, die

dich die verhülleten Tugenden der Seele deiner Geliebten in einem großen Lichte durchschauen läßt, dir einen feinern und reinern Genuß gewährt!

Und solltest du ihm (dem Gedanken an die Unsterblichkeit) nicht auch danken, wenn dich die Vorstellung des ewigen Gerichts in deinem zarten Alter von Ausschweifungen frei, und bei allen den körperlichen Kräften erhalten hat, welche dir itzt den Genuß deiner Geliebten so süß machen, welche dir ihre ganze Erkenntlichkeit erwerben, und Alles, was die erste Unschuld Neues, der erste Genuß Reizendes, und die ungeschwächte Jugend Mächtiges hat, dir itzt gewähren, wenn Elise den muthigen Sieger mit schmeichelhafter Furcht empfängt, und ihren Busen halb weigernd halb willig öffnet. — —

Und doch ist diese Welt die beste.

Viele sind der Meinung, daß die Begebenheiten in der Welt sich mit einander nicht anders hätten zutragen können, als sie sich wirklich zutragen; und daß sonach die ganze beste Welt weiter nichts enthalte als eine Reihe wirklicher Begebenheiten. Der gemeine Mann hingegen, welcher mehr seinen Sinnen traut, glaubt, die Bohne, welche er esse, hätte auch gepflanzt, oder auf andre Art genutzet werden können; und die beste Welt bestehe darin, daß jedes Geschöpf eine Anlage zu mehrern Bestimmungen habe, obgleich nur eine einzige davon zur Wirklichkeit gelange. Nach seiner Art zu denken ist die Welt reicher und besser, die einem Wachse gleicht, woraus alle Arten von Bildern gemacht werden können, als diejenige, worin aus dem Wachse nur dasjenige gemacht werden kann, was daraus wirklich gemacht wird.

Tritt ihm hier der Philosoph in den Weg, und spricht: „Wozu dieser Unrath? wozu diese Verschwendung von Kräften, die nicht gebraucht werden? Wußte der Schöpfer nach seiner Allwissenheit nicht, daß die Bohne, welche man isset,

nicht aufgehen würde? und wenn er dieses wußte, zu welchem Ende hat er ihr denn die Kraft gegeben, dereinst in Millionen Bohnen aufzublühen?" — so antwortet Jener: Darum bekümmere ich mich nicht; ich halte mich an das, was ich sehe und erfahre, und mit meinen fünf Sinnen nicht anders begreife.

Wenn wir hier den Streit für den Landmann aufnehmen, so scheint es allerdings wahr zu sein, daß unendliche Reihen von Entwickelungen zur besten Welt gehören, und jede Begebenheit unendlich anders hätte erfolgen können, als sie wirklich erfolgt. Aber wie rechtfertigen wir diese anscheinende Verschwendung? Ganz natürlich, wird man sagen, damit, daß der Schöpfer dem Menschen völlige Freiheit hat lassen wollen; aus dem Wachse Alles zu bilden, was ihm gefällt. Die Freiheit bezahlt Alles, und der Schöpfer hat nichts verschwendet. Er hat der Freiheit zwar ein großes, aber doch auch nur gerade das nothwendige Opfer gebracht, welches sie erforderte.

Auf diese Weise zerfiele aber die Schöpfung in zwei Hauptstücke. Einerseits stände die Materie, mit aller Fähigkeit, unendliche Entwickelungen zu erleiden; und auf der andern Seite freie Menschenseelen, die sich diese Fähigkeit nach ihrem Gefallen zu Nutze machten. Das erste wird der Philosoph zugeben; aber bei dem letztern wird er erinnern, die Wahl des Menschen sei nicht so frei als man glaube; er müsse durch einen Grund, dieser wieder durch einen vorhergehenden, und so jeder vorhergehende von Unendlichkeit her zureichend bestimmt sein; oder es würde aus den in der Seele befindlichen unendlichen Bestimmungen auch die einzige nicht zur Wirklichkeit kommen, die doch wirklich zur Wirklichkeit käme.

Er wird weiter erinnern, die Seele, die anders handle, müsse ein Gott sein; und der allmächtige Gott selbst könne nicht vorher wissen, was der kleine Gott wählen werde. Wisse er dieses nicht, so müsse er immerfort Schöpfer sein,

und seine Maßregeln zu dem immerwährenden Schaffen und Erhalten nach unsern freien Handlungen nehmen.

Allein, um von dem Lichte anzufangen, so ist wohl gewiß, die Welt bliebe gleich gut, und der großen Absicht des Schöpfers immer entsprechend, es möge diese oder eine andere Entwickelung wirklich werden. So wie nun der Schöpfer hiedurch auf alle mögliche Fälle gesorgt hätte, so ist er dadurch auch der Mühe des immerwährenden Schaffens enthoben. Seine Allwissenheit geht nicht blos auf die wirkliche Reihe der Begebenheiten, sondern auf alle mögliche; und in diesen sieht er beständig die Welt. Der Freiheit des Menschen sind dabei solche Schranken gesetzt, daß sie über die möglichen Reihen nicht hinausgehen, auch den Hauptplan nicht stören kann.

Der Mensch scheint mir ein Thier zu sein, welches seinen Trieben und seinem Bedürfniß gemäß handelt, daneben aber ein Vermögen besitzt, diese zu erweitern und einzuschränken, und die besten Mittel zu ihrer Befriedigung zu wählen.

Woraus diese Kraft zu wählen und der Grund sich zu bestimmen hervorgehe, weiß ich so wenig als das principium motus.

Ich glaube, daß Gott nicht vorher weiß, wie und was der Mensch wählen wolle; daß er aber den Menschen mit der Fähigkeit unter Mehrerm zu wählen versehen, und die Welt so eingerichtet, seiner Wahl zu gehorchen, das glaube ich.

Ich glaube, der Mensch möge wählen, was er wolle, so führen alle mögliche Wahlen zu Gottes Ehre; und Gott weiß zum voraus, daß des Menschen Wahl nie eigentlich, oder für das Ganze, schädlich sein werde.

Denn Gott sieht nicht blos die wirkliche Reihe, sondern alle mögliche Reihen von Entwickelungen; und er hat diese so geordnet, daß sie alle zum Besten führen.

Fortsetzung des Voltairischen Candide.

Plan des Ganzen.

Cap. I.

Wie Mademoiselle Cunigunde auf ihrem älterlichen Stammhause nach einer so langen Abwesenheit empfangen worden.

Cap. II.

Ihre erste Unterredung mit ihrem Herrn Bruder, dem Freiherrn von Tunderdentrunk.

Cap. III.

Welche Veränderungen in ihrer Abwesenheit vorgefallen, und besonders am Taubenthurm.

Cap. IV.

Erbauliches Ende einer alten Französin.

Cap. V.

Imgleichen zweier Kutschpferde, welche 38 Jahr bei allen freudigen und traurigen Begebenheiten gedient hatten.

Cap. VI.

Mademoiselle Cunigunde geht zum erstenmal wieder in die Küche. Ihre erste Unterredung mit der Köchin, als ihrer ehemaligen Wärterin.

Cap. VII.

Wunderbare Wege, deren sich der Verfasser bedient, um seine ganze Gesellschaft auf dem Schlosse zusammen zu bringen.

Cap. VIII.

Pangloß wird zum Schreiber angenommen, Candide aber aus dem Schlosse gejagt.

Cap. IX.

Mademoiselle Cunigunde erhält bei ihrem Herrn Bruder die Aufsicht über die Wäsche.

Cap. X.

Pangloß behauptet noch immer die Lehre von der besten Welt, und stößt dabei ein Glas in Stücken.

Cap. XI.

Candide will sich auf einen Pilz setzen, und fällt darüber auf den Hintern.

Candide hingegen war nunmehr von dem Vorurtheile der besten Welt so vollkommen geheilet, daß er überall nichts als die größten Fehler und Mängel entdeckte. Alles, was er sah, war böse, und wo er ging und stand, sah er nichts als Ungeheuer. Nichts ging ihm näher, als daß auch sogar der Gassenkoth sich unterstehen durfte, ihm in's Gesicht zu sprützen, und ein großer Erdschwamm, worauf er sich eben ein wenig auszuruhen gedachte, unter seinem Hintern zu platzen.

O Pangloß, Pangloß! rief er mit weinender Stimme, wie hast du mich bisher verführet? Eine Welt, worin das Licht nicht leuchten kann ohne zu brennen, worin der Gassenkoth nicht einmal an der Erde ruht, und die Pilze von Natur, ja von Natur zerbrechlich sind, — denn wenn sie ein Wurm gestochen hätte, sollte es mich nicht verdrießen — eine solche Welt sollte nicht die schlimmste sein?

Pangloß, welcher ihn immer von ferne begleitete, aus Besorgniß, daß er sich einmal aus Mißmuth über so viele und beständige Unglücksfälle in's Wasser stürzen, und (wie bei der bösen Eigenschaft desselben füglich zu befürchten war)

darin ersaufen möchte, ging der Stimme eilends nach, und fand seinen lieben Getreuen gerade neben einem großen Pilze, und den höchsten Unwillen in seinem durch die lange Schwermuth ohnehin verlängerten Gesichte. Ich wette, rief er mit einem unbescheidnen Eifer, Sie haben da wiederum ein Ding außer seinem Zusammenhange genommen, und sogleich das Urtheil darüber nach dem Schaden gesprochen, welchen es Ihnen zugefügt hat.

Allein Candide war zu lange das Opfer von seines Lehrmeisters Philosophie gewesen, als daß er sich auch diesmal noch betrügen lassen sollte. Alter Hund! schrie er ihm zu, ich kenne itzt deine verfluchten Tücke. Wenn ein Ding nichts nützt, so soll es in einer unbekannten Kette vor mehrern gut sein; wenn die Erde ein Schandfleck ist, so soll sie in Betracht des ganzen Systems ihren vollkommensten Werth haben können; und wenn das ganze System nichts taugt, so führst du mich auf eine unendliche Reihe von Wesen und Absichten, welche ich nicht übersehen kann, und willst mir dadurch eine Schöpfung rechtfertigen, worin alle vier Elemente jederzeit zum Unglück bereit sind. Mit diesen deinen abenteuerlichen Schlüssen machst du alle böse Geister zu Engeln, und verbietest mir, die Allmacht über diesen Pilz zur Rechenschaft zu ziehen. — Er wollte noch weiter fortfahren, als ihm Pangloß ganz gelassen sagte, daß er mit seiner Weltweisheit weiter nichts suche, als einem Menschen, der auf den Hintern gefallen wäre, seine Schmerzen zu vermindern, und ihm ein Gericht Pilze, welches Mademoiselle Cunigunde ihm auf diesen Abend bereitet hätte, angenehmer zu machen. Er möchte also aufstehn, und Gott danken, daß der Gassenkoth nur sein Kleid beschmutzt hätte, weil er sonst, wenn er hart gewesen wäre, gar leicht einen Theil seines wandelnden Gerippes hätte zerstören können.

Mit solchen und andern Reden, welche der Leser leicht errathen wird, führte er endlich seinen wunderlichen Freund,

welcher kein Wort weiter sagte, aber jeden Stein, worauf er mit seinem Leichdorn trat, als den größten Beweis einer schlimmen Welt heimlich betrachtete, wieder auf den Weg. Sie waren noch nicht weit gegangen, als ein ganz erbärmliches Schauspiel den guten Candide zum Hohngelächter über die vortreffliche Schöpfung, seinen getreuen Lehrmeister aber zum größten Mitleid bewegte.

In einer Steingrube beim Dorfe, worin der Herr von Tunderdentrunk Steine zu einer neuen und prächtigen Windeltreppe brechen ließ, war ein großes Stück vom Felsen herunter, und solchergestalt auf vier Arbeiter gefallen, daß blos noch ihre Köpfe hervorragten, ihre Leiber aber unter dem Berge begraben lagen. Alle Rettung war vergeblich gewesen, und einige von den übrigen Arbeitern waren nur nach dem Dorfe gelaufen, um die Nachbarn und den Prediger herbeizurufen. Der letztere war eben, da Pangloß und Candide vorübergingen, beschäftigt, jene Verunglückten mit den Worten zu trösten: daß dieser Zeit Leiden nicht werth sei der Herrlichkeit, die wir in jenem Leben zu erwarten hätten; und daß Gott seine Auserwählten oft vor der Zeit wegraffe, oder aus überschwänglicher Liebe sie mit Kreuz und Unglück heimsuche. . . . Diese Worte trafen, wie ein Donnerschlag, in Candidens Ohren. Denn er erinnerte sich dabei der funfzig Prügel, welche ihm der König der Bulgaren zum Zeichen seiner Gnade unter die Füße hatte geben lassen. Voll Wuth ging er daher auf den Prediger los, schalt ihn einen gotteslästerlichen Lügner, und bewies ihm mit vielen Gründen, daß ein böses Wesen die Welt erschaffen habe, und daß kein allmächtiges, allgütiges und allweises Wesen so viele Bosheit besitzen könne, diejenigen, welche es liebe, mit einem Felsen zu bedecken. Die Bauern hatten anfangs Mitleiden mit ihm, als mit einem schwermüthigen und rasenden Menschen. Wie aber der Prediger den Streit über die beste Welt zu sehr verlän-

gerte, und zwei von den Unglücklichen darüber unter dem entsetzlichsten Wehklagen, ohne leiblichen und geistlichen Trost, ihren Geist aufgaben, riß ihn der Schulze zu den beiden übrigen, und sagte: Herr Pfarrer, trösten Sie doch diese armen Leute, reichen Sie ihnen noch geschwind das heilige Nachtmahl, und lassen Sie die guten Menschen ihren Schmerz mit dem Gedanken mildern, daß ein allgütiges Wesen sie aus diesem Jammerthal zur ewigen Freude ruft. Aus Besorgniß, daß die Bauern, welche den schwermüthigen Jüngling bereits einen grausamen Narren schalten, ihm nach den Gesetzen einer schlimmen Welt Arm und Bein zerschlagen möchten, zog Pangloß ihn geschwind aus der Steingrube; und weil Candide noch von dem Streite mit dem Pfarrer ganz erhitzt war, so bewies er seinem Begleiter mit einer Beredsamkeit, die ihres Gleichen nicht hatte, daß nothwendig ein böses Wesen die Welt erschaffen habe müsse, und daß es der abscheulichste Satz wäre, unter einem gerechten Gott die Unschuld leiden zu lassen. Pangloß sah wohl, daß ihm diesmal mit philosophischen Gründen nicht beizukommen war, fragte ihn also blos, ob er denn glaube, daß die Steinbrecher sanfter gestorben sein würden, wenn man ihnen zugerufen hätte: Gott rächet itzt eure Bosheit, und schlägt euch mit Felsstücken zur Hölle; oder: der Teufel regiert die Welt und holt euch itzt mit Krachen. Allerdings, versetzte Candide; die entsetzlichste Wahrheit ist besser als ein lügenhafter Trost.

Einen so hartnäckigen Eigensinn hatte Pangloß nicht vermuthet. Er verließ also die Materie, und freuete sich auf die Pilze, welche er nun bald mit einer Petersilienbrühe zuzurichten versprochen hatte. Indem er aber diesem Beweise von der besten Welt zu sehr nachhing, schlich sich Candide wieder zurück, in der Hoffnung, den Prediger wieder anzutreffen, und ihn zu bereden, künftig einen Hagelschlag nicht weiter als einen Ruf Gottes zur Buße und

Bekehrung auszulegen, indem das böse Wesen, welches die Welt regiere, und die Pilze mit Fleiß so schwach gemacht hätte, dergleichen gute Absichten nicht haben könne. Eins fiel ihm nur noch schwer. Er hatte nämlich bemerkt, daß die Bauern durch jene so falsche Auslegung zur Geduld, zum Fleiße, zur Hoffnung und zur neuen Einsaat bisher waren bewogen worden; und er konnte noch keinen hinlänglichen Grund finden, wodurch er in der schlimmsten Welt, worin Alles durch einen bloßen Zufall oder einen bösen Geist regieret würde, die Leute im Unglück wieder aufmuntern, und dahin bringen wollte, mit Hoffnung und Muth die Hände wieder an den Pflug zu legen. Alle Gründe, die ihm in der Geschwindigkeit beifielen, schienen ihm zu hoch für den Bauer, und er fand selbst, daß der Pfarrer einen überaus ebenen und bequemen Weg dazu für sich hatte, wenn er die Leute bereden könnte, Gott würde im folgenden Jahre die Arbeit ihrer Hände segnen, wenn sie sich zu ihm bekehrten.

Ehe er aber noch hierüber mit sich eins werden konnte, begegnete ihm der ganze Zug aus der Steingrube, und unter diesem ein junges, achtzehnjähriges Weibchen, welchem die Thränen über die Wangen flossen, und deren ausnehmender Schmerz ihn leicht errathen ließ, was sie unter dem eingestürzten Felsen verloren hatte. Von diesem traurigen Anblicke gerührt, empfand er sogleich eine mitleidige Begierde sie zu trösten. In demselben Augenblicke aber sah er einen hübschen jungen Kerl aus dem Dorfe neben ihr, welcher sie mit der glücklichen und baldigen Wiedervereinigung mit ihrem verlornen Mann tröstete, ihr etwas von einer seligen ewigen Zukunft, von der kurzen Dauer dieses hinfälligen Lebens, von der wunderbaren Führung Gottes und von der Nothwendigkeit, sich in seinen heiligen Willen zu ergeben, mit solchem Eifer vorsagte, daß sie ihm ganz aufmerksam zuhörte, und erlaubte, mit seinem weißen

Schnupftuche ihre Thränen dann und wann abzutrocknen. Candide fühlte gleich, daß der Mann, ob er gleich von Leibnitzen und Popen nichts gehört hatte, aus einem bessern Ganzen die Gründe nahm, sie über einen unglücklichen Vorfall zu trösten.

Er nahm sich daher vor, diesen Irrthum zu bestreiten. In dem Augenblick aber, als er zu reden anfangen wollte, und nochmals die Thränen rollen sah, bemerkte er, daß seine Gründe lange nicht die Kraft jener glücklichen Politik, wie er das System von der göttlichen Vorsehung und weisen Anordnung nunmehr selbst nannte, haben würden, und daß die junge Witwe nichts für ihn empfinden würde, wenn er ihr sagte, daß die Welt ein Chaos, der Todte todt, und ein Mann ein Mann wäre, wofür sie sich einen andern wählen könnte. Er schwieg also ganz vernünftig, ob ihm gleich sein Schweigen eine Heuchelei zu sein dünkte.

Ein Seitenblick aber, welchen sie von ungefähr auf ihn fallen ließ, erweckte in ihm das Verlangen, ihr etwas Zärtliches zu sagen; und darauf fing er mit einer ganz kläglichen Stimme zu ihr an: Unglückliche Witwe, wie sehr seid Ihr zu bedauern, daß Euch das Schicksal in eine Welt versetzet hat, wo Alles so betrübt ist, der Gerechte leidet, und der Gottlose herrschet, wo die besten Städte zu Grunde gehen, und die herrlichsten Felder verderben, wo man bei jedem Schritte befürchten muß, entweder von einem Felsen erschlagen, oder von der Erde verschlungen zu werden! Ach, möchte ich nur einen Ort wissen, wo eine weise Allmacht die Dinge besser geordnet hätte! wie glücklich wollte ich mich schätzen, Euch dahin zu führen, und Eure Schmerzen in lauter Wollust verwandelt zu sehen! .... Allein seine Klagen, welche von einem abgehärmten Gesichte begleitet wurden, hatten nicht das Glück, eine einzige von ihren Thränen zurück zu halten. Der Prediger ergriff daher mit Vergnügen die Gelegenheit, ihm zu antworten, und

stellte ihm sehr eifrig vor, wie wir nun einmal in dieser Welt wären, und solche mit allen Klagen nicht ändern würden. Die Hauptsache beruhe nicht darauf, ob sie besser sein könne, oder nicht, sondern es käme vernünftigen Leuten darauf an, sich ihren Zustand so erträglich als möglich zu machen. Diese Witwe hätte ein Kind; selbiges müsse sie nun mit ihrer Hände Arbeit erhalten, und das Mitleid des ganzen Dorfes könnte sich nicht kräftiger zeigen, als daß es ihr, sobald immer möglich, guten Muth, Hoffnung, Trost und Kräfte beibrächte. Dieses könnte geschehen, wenn sie die Beruhigung hätte, daß eine gnädige Vorsehung über sie walte, und ihr aus weiser Absicht einen Mann von der Seite genommen hätte, woran sich ihr Herz vielleicht zu sehr gehangen haben möchte; wenn sie wüßte, daß ihr Mann in eine ewige Freude versetzt, und nun vieles Jammers überhoben wäre. — Diesen glücklichen und heilsamen Zweck, diesen den Sterblichen so nöthigen Trost könnte man aber nicht damit erhalten und erwecken, wenn man die Welt nach einem blinden Zufall laufen, oder ihren Schöpfer einen eigensinnigen bösen Mann sein ließe, der sich entweder um Nichts bekümmere, oder Lust am Unglück habe..... So ist also eure ganze Lehre nur eine tröstliche Erfindung? rief Candide ganz eifrig. Nein, versetzte der Pfarrer; sie ist eine Theorie, wonach wir das, was nun einmal da ist, wo nicht auf die beste Art, doch zu unserm besten Vortheil erklären. Und, fügte ein Bauer hinzu, den Kuchen aus der Asche essen, weil er nun einmal darein gefallen ist; welches meiner Meinung nach besser ist, als sich dabei niederzusetzen und zu verhungern.

Historisches, über Klöster und Stifter.

I.

Die Stiftung des Osnabrückischen Klosters Iburg. *)

Das Benedictiner-Kloster Iburg ist das älteste unter allen in dem heutigen Stifte Osnabrück belegenen Klöstern, und noch zu einer Zeit gestiftet worden, wo der edlen Familien noch wenige einen Zunamen führten; daher muß es seine ersten Wohlthäter als unbekannt verehren. Unter denselben waren viele Frauen Herrenstandes, als Hildesuid, wovon der Hof zu Berler im K. Glaen, Aveze, wovon der Hof zu Helvern im K. Dissen, die Aebtissin Frederun zu Herssenbrock, wovon einige Güter zu Müßken und Hagen, Imme, wovon ein Vorwerk zu Glaen, Gisele, nachwärts Aebtissin zu Bassum, wovon ebenfalls ein Vorwerk und die halbe Kirche zu Glaen, Eile, wovon einige Güter zu Ostenfelde, Reinmode, wovon Swankendorf, Swankinne, wovon einiges zu Hildeshausen, Azele, wovon das Vorwerk Tacmade, und Cunize, wovon der Hof zu Bomte an das Kloster gekommen sind. Von den Edlen

*) Aus Hrn. Weddigens Westphälischem Magazin, Heft IV. (Bielefeld.) S. 122 folgg. N.
Zuvor erschienen in den Westph. Beitr. v. J. 1777, Nr. 14. 15. A. d. H.

Herrn, welche zu dem Brautschatze des Klosters beigetragen haben, werden Walderich, der einige Güter zu Versmold, Offo, der vier Vorwerke mit Namen Rethe, Harz, Berkensehle und Hardensehle, Erpho, der Rethe mit der dortigen Kirche, und Wal, der zwei Höfe Oselage und Harsheim und den Hof zu Riesenbeck dazu hergab, genannt.

Der eigentliche Stifter des Klosters war aber unser Bischof Benno II., einer der größten Männer seiner Zeit *), der es besonders in der Krieges- und Civil-Baukunst zu einem solchen Ruhm gebracht hatte, daß er fast alle Festungen in Sachsen anzulegen hatte **), und sogar vom Könige nach Speyer geschickt wurde ***), um die dortige Cathedralkirche, welche in den Rhein zu sinken drohete, zu unterbauen, welches er auch auf eine kühne und neue Art ausführte; ein Mann, der zugleich als erster Finanzminister †) den ganzen Haushalt seines Gönners, des Königs Heinrich IV., der ihn auch aus Dankbarkeit zu unserm Bischofthum beförderte, in die beste Ordnung gebracht hatte, und seiner Finanzwissenschaft halber in großem Rufe war; unternehmend, feurig, dauerhaft und strenge, aber auch großmüthig und einnehmend bei Freunden und Feinden, beson-

*) Man sehe Norberti abbatis Iburg. vitam Bennonis, ein biographisches Meisterstück, beim Eccard T. II. corp. hist. c. 37. p. 2181. Es sind einige Fehler im Abdrucke vorgegangen, die ich nach einer Abschrift verbessert.

**) Norbert. C. II., wo er unter andern von ihm sagt: Rex totam Saxoniam castellis novis et firmis coepit munire — cui rei maturandae et diligenter exequendae Dominum Bennonem praeesse constituit, sciens hujus rei non habere fideliorem, nec ad hoc munus exequendum magis industrium.

***) Id. c. 27.

†) Er war Propst zu Goßlar und zugleich königlicher Minister, duplici potestate praelatus — altera, qua regia majestate publicis negotiis praesidebat. Id. c. 11.

ders aber auch bei dem Frauenzimmer *) beliebt. Sein größtes Denkmal hier im Stifte ist der Damm durch's weiße Feld, den er zuerst versucht und zu Stande gebracht hat. Diese seine großen Eigenschaften waren es, wodurch er jene Wohlthäter bewog, ihm in seiner Absicht, ein Kloster neben der alten Iburg anzulegen, nach ihrem Vermögen zu Statten zu kommen. Er war zu Goßlar am Tage des H. Clemens, Papstes und Märtyrers, zum Bischofe ernannt. Diesem hatte er aus Dankbarkeit einen Altar gelobt, und er erfüllete sein Gelübde durch die Stiftung des Klosters in Iburg, was den H. Clemens zum Schutzheiligen hat **).

Die alte Iburg lag damals zerstört, und zwar, wie Norbert ***), der zweite Abt zu Iburg, dafür hält, seit den Zeiten Carls des Großen, der, um allen Fehden vorzubeugen und die öffentliche Ruhe zu erhalten, alle Schlösser in Sachsen zerstöret hätte. Neben ihr fand sich eine Stadt †) (urbs), die jedoch nicht viel zu bedeuten haben mochte, weil sie zu Glaen eingepfarret war, und blos eine kleine Capelle bei der alten Burg hatte, worin zu Zeiten Gottesdienst gehalten wurde; in der That also eine alte

*) Man kann dieses sowohl aus der Beihülfe der vielen Damen, welche hier oben angeführet sind, als aus dem Verlangen der Azel, die ihn durchaus noch auf seinem Sterbebette besuchen wollte, schließen. Das Compliment, was er hierauf machen ließ, war ganz artig: eam se videlicet malle in futuro videre seculo, ubi sincere, secure et jucundius mutuo fruerentur aspectu, quicunque se hic invicem in Christo puritate castae caritatis amassent. — Id. c. 38.

**) Id. c. 13.

***) C. 16. Was von der alten Iburg sonst zu sagen ist, findet man in Lodtmanni monum. Osnab. p. 44 etc.

†) C. 38. Erat autem eo tempore hac in *urbe* manens vidua Azela —

und vielleicht uralte Vorburg, die älter als die Stadt Osnabrück sein mag, wenn die Iburg, wie Norbert aus den ausgegrabenen Ruinen, die er selbst noch gesehen, und aus andern Nachrichten urtheilet, über Carls des Großen Zeiten hinausreicht. Die ersten Städte entstanden unter dem Schutze solcher Festungen. Die Kirche zu Glaen gehörte der vorgedachten Giselen zur Hälfte, und halb dem Bischofe, der sie von einer andern Person dieser edlen Familie an sich gebracht haben mochte, und solche hernach dem Kloster überließ. Zu der Zeit, wo man kein Geld hatte, um einander bei Erbtheilungen herauszugeben, theilte man auch die Kirchen, oder vielmehr das Patronatrecht derselben.

Benno fand auf dem Berge, worauf das jetzige Kloster steht, die Ruinen der alten Iburg; und als ihm die Gegend durch ihre gute Lage und gesunde Luft besonders gefiel, so entschloß er sich, auf denselben ein Kloster zu erbauen, nachdem ihn seine Freunde, wie vor gedacht, dazu in Stand gesetzt hatten. Allein die alte Burg und der ganze Berg, worauf sie lag, gehörte dem Stifte, und die umliegenden Markgenossen hatten den Wald um den Berg gemein gemacht; daher mußte er die erste zuvor vom Stifte eintauschen, und die bischöflichen Rechte in Ansehung des letztern wieder hervorsuchen *). Das erstere ward gegen den Hof zu Bomte, welchen jetzt das Domcapitel besitzt, leicht erreicht, und das andre verschaffte ihm Meginbald, Kirchenvogt oder Drost zu Dissen, der den Berg, so weit er dem Bischofe zuständig war, umritt, und darauf mittelst Eides erhärtete, daß so weit die Privativ-Holzung des Bischofes sich erstreckte. Die Markgenossen wollten ungern daran, und mit ihrem Eide das Gegentheil beweisen; allein Meginbald wurde zugelassen, und das Gehölz unter dem Namen Sundern, welchen es noch jetzt führt, dem Klo-

*) Id. c. 18. 19.

ster zugelegt. Es war damals noch kein Amt zu Iburg, sondern der dortige bischöfliche Unterbeamte, der nebst zweien Burgmännern seine Wohnung an der Ostseite des Berges hatte, lieferte seine Gefälle nach Dissen an einen Oberbeamten ab.

Die Grundmauern der Burg kamen zum Theil dem neuen Klostergebäude zu Statten; indeß mußte doch noch viel Raum übrig bleiben, weil hundert Jahr später eine Burg zu Iburg war, die Herzog Heinrich der Löwe *) bei seinem Falle zu Lehn hatte, und die der Graf Simon von Tecklenburg dem Bischofe 1186 streitig machen wollte. Vielleicht nöthigte der schwere sächsische Krieg, welcher bald nach

*) Es heißt in dem Vergleich von 1186: De advocatia, quae ecclesiae meae ex bonis Amelungi — tenuerat, sancitum est, ut, si VI clericos et XII laicos haberemus, qui vellent juramento confirmare, quod Comes Symon ipsam advocatiam et bona Amelungi, quae dux H. Saxoniae a me tenuerat, jure castrensis beneficii, quod vulgo Borglehn dicitur, a me recepisset, irrefragabiliter justitiam meam de hoc capitulo obtinerem; — und hierauf bezieht sich auch der Vergleich von 1236 in der Widerlegung der Tripl. in Sachen des Freiherrn von Hammerstein ctr. den Dompropsten von Kerssenbrock, app. 2. adj. 22. p. 249., als worin es heißt: resignavit castellaniam in Iborg, ita quod bona ad eam pertinentia de manu Epi jure recipiet feudali. Es scheint, daß die Grafen von Tecklenburg ihr Recht von dem Graf Amelung haben. Erdman in Chron. Osn. ap. *Meibom*. P. II. p. 207 seq. sagt: Bennonem in altera montis parte castrum excitasse; und wenngleich Norbert hiervon nichts meldet, so ist doch das Dasein des castri vom Jahre 1186 gewiß, und Erdman muß hiezu gute Gründe gehabt haben. Kleinsorg in hist. eccl. Westf. p. 308. Cod. Ridesel. sagt auch, daß Benno arcem et coenobium in monte Iburg erbauet habe, führet aber doch zu seinem Gewährsmann keinen andern als den Norbert an, der dieses doch keinesweges sagt. Das Stiftungsjahr setzt Kleinsorg p. 307 um 1069, aber wie man's nehmen will.

dem Antritt des Bischofes Benno einfiel, und worin auch die Stadt Osnabrück belagert wurde *), unsern Bischof, die alte Burg zu einer Zeit, wo so viele neue Schlösser in Sachsen angelegt wurden, auch wieder herzustellen, und das Kloster dagegen nicht völlig nach seinem ersten Plan auszuführen. Denn so groß auch seine Erfahrung in der Baukunst war **), und so eifrig er diese Stiftung zu Stande zu bringen suchte, so machte er doch kein Gebäude, was eines solchen Meisters würdig war, welches Norbert mit seinen vielen Reisen und seiner öftern Abwesenheit zu entschuldigen sucht. Der Bischof verstand sich besonders auf das Mauerwerk, und doch stürzten ihm die in seiner Abwesenheit zu eilig verfertigten Mauern ein. Seine eigne Wohnung, welche er sich dort am Kloster erbauete, hat aber aller Zeit widerstanden, und ist erst vor wenigen Jahren abgebrochen worden.

Der Altar ward den 23. November, Clemenstag, ungeachtet der Bau bei weitem noch nicht vollendet war, geweihet, und man kann diesen Tag gewissermaßen als den eigentlichen Stiftungstag des Klosters betrachten, weil Benno den Fundationsbrief erst kurz vor seinem Ende (1188) dem Abte Norbert überlieferte, und über der ganzen Anlage viele Jahre zugebracht hatte. Denn erst brachte er zwölf Mönche

---

*) Es war die Armee des sogenannten Knoblauchs-Kaisers, Hermann von Luxenburg, vor der Stadt, und dabei befanden sich der Markgraf Egbert von Meißen und der hildesheimische Bischof Udo. Beide bewog Benno nicht allein, die Belagerung aufzuheben, sondern er zog sie auch auf die Seite seines Wohlthäters, des Königs Heinrich IV., dem er sein ganzes Leben hindurch unter unzähligen Gefahren, Drangsalen und Verfolgungen, ja selbst des päpstlichen Bannes ungeachtet, immer treu blieb.

**) Nach dem Norbert zu urtheilen, ist Benno der größte Baumeister und Haushalter seiner Zeit gewesen.

von Mainz mit, und mußte dieselben, weil das Kloster noch nicht fertig war, so gut unterbringen, wie er konnte. Diese, welche es besser gewohnt waren, schienen sich mit dieser etwas übereilten Einrichtung und mit der westphälischen Kost nicht zu vertragen. Daher ließ er solche wieder ziehen, und bat sich andere von dem Abte zu Siburg aus, der ihm auf alle Art zu Hülfe kam, und sich in seiner Abwesenheit des Klosters annahm. Der erste Abt hieß Adelhard, und ihm folgte Norbert, dem man die schöne Lebensbeschreibung des Bischofes Benno zu danken hat.

Zuerst scheinet der bischöfliche Kirchenvogt den Schirm über das Kloster geführt zu haben. Denn dieser, Namens Ludolf, nahm 1070 den Hof zu Helvern für das Kloster in Empfang *). Aber im Jahre 1091 **) findet sich einer Namens Wezel, vermuthlich der Graf Wezel, und im Jahre 1095 ein anderer mit Namen Gerhard als Klostervogt ***); doch nahm im Jahre 1097 der Graf Amelung †), bischöflicher Kirchenvogt, wiederum den Hof zu Berler für das Kloster in Besitz; und in der Folge war Hermann von Blankena Edelvogt aller dem Kloster zugehörigen Güter. Dieser verkaufte (1223) denjenigen Theil der Vogtei, welcher die Güter jenseits der Ems befassete, dem Kloster für 35 Mark, und verpfändete ihm den übrigen Theil für 64 Mark, womit die ganze Vogtei wahrscheinlich ihr Ende genommen hat.

Wir wünschten jetzt noch von den edlen Familien, welche zu der Stiftung des Klosters beigetragen haben, einige Nachricht geben zu können. Allein die Zeit hat das mehrste verdunkelt. Hildesuid und die Aebtissin Frederun waren,

*) Charta in Cop. Ib. P. I. fol. 282.
**) Chart. ib. P. II. p. 11.
***) Ib. P. I. 376.
†) Ib. P. I. 127.

wie man aus den Urkunden sieht, Schwestern; eine dritte Schwester von ihnen, Namens Hildeberg, hatte zwei Söhne, Heinrich und Friederich, und sie besaß den Hof zu Goldenstedde auf der vechtischen Gränze. Der Avezen ihr Gemahl hieß Fölker, und Eile war eine Verwandtin des Oberkirchenvogts (supremi ecclesiae Advocati) oder Stiftsdrosten Eberhard; der Cunizen Gemahl hieß Giselbert, welcher die Höfe zu Essen und Bomte besaß; und Swankinne ist vielleicht einerlei mit Swaneburg, des Erpho Mutter; sie hatten den Hof zu Northenfelde. Der Aebtissin zu Bassum, Gisele, Bruder hieß Gottschalk, und die ganze Familie scheint zum Diepholzischen Grafenstamme zu gehören. Wenigstens hat Gisele mit Einwilligung ihrer Nichte, der Odrade, die Höfe und Kirchen zu Drebber und Marle (1085) mit aller hohen und niedern Jagd dem Bischofe Benno übertragen; doch werden diese Güter so beschrieben, daß sie in der Grafschaft Adelgers, eines Sohnes des Grafen Wikiggs, belegen wären.

Am angenehmsten aber würde es uns sein, von dem Grafen Amelung eine nähere Nachricht zu haben. Dessen Burglehn zu Iburg mit der Kirchenvogtei hatte Herzog Heinrich der Löwe, wie aus dem Vergleiche *) zwischen dem Grafen Simon von Tecklenburg und dem Bischofe Benno von 1186 zu ersehen, von unserm Bischofe zu Lehn empfangen; und nach dessen Fall erhielt es gedachter Graf Simon. Ein Graf Amelung lebte schon, wie hundert Jahr vorher das Kloster Iburg gestiftet wurde, indem Hildesuit das Ihrige theils zu Schirloh **), theils zu Astrup ***), beides in der Grafschaft Amelungs gelegen, übergab. Unter ihm stand das Kirchspiel Liene; und

*) Man sehe die Note *) S. 271.

**) Norbert c. 35.

***) Charta in Cop. Ib. P. I. p. 127.

man kann ziemlich nahe schließen, daß er dort seinen Sitz gehabt habe. Er scheint also zu dem gräflichen, später von dem Schlosse Tecklenburg benannten Stamme zu gehören; wie denn auch Graf Simon zu Tecklenburg, nach dem Vergleich von 1186, dessen sämmtliche Lehne empfangen hatte. Wir wünschten aber doch seine Stammtafel, so wie auch die von dem Oberstifts-Drosten Eberhard, der seinem Vater und Großvater in dieser seiner Bedienung gefolget war und 1095 große Güter im Stifte besaß, aber ohne Kinder verstarb, und letztlich die von Wal, ebenfalls einem edlen Vogte unsrer Kirche, zu erhalten; und es würde sich derjenige sowohl um die vaterländischen als benachbarten gräflichen Familien sehr verdient machen, der uns hier einiges Licht anzünden könnte. Ein andrer Wal war 1049 Kirchenvogt.

Schließlich will ich noch bemerken, daß der oldenburgische Graf Egilmar und seine Gemahlin Richeze dem Kloster (1108) neunzig Bund Aale *), welche jährlich zu Oldenburg auf Mariä Geburt abgeholet werden konnten, schenkte; und, wie im J. 1100 der hiesige Dom abbrannte, die Reliquien der HH. Crispins und Crispinians in's Kloster gebracht **), und dort über sechs Jahre, bis der neue Dom fertig war, bewahret wurden.

*) Ib. P. II. p. 9. et in I. H. Ivngii antiquit. Benth. in app. p. 6. n. 3. Dominus Egilmarus, heißt es, comes in confinio Saxoniae et Frisiae manens et potens. Sein Bruder hieß Giselbert, und ist vielleicht Cunizens Gemahl gewesen, der auch so hieß.

**) Ib. P. I. p. 30.

II.

Die Stiftung des Nonnenklosters Berßenbrück,

welches im Jahr 1786 mit Päpstlicher und Kaiserlicher Bewilligung aufgehoben worden. *)

Graf Otto von Ravensperg hatte mit seinem Bruder Ludewig, welcher die Grafschaft Ravensperg behielt, getheilet, und in dieser Theilung die Grafschaft Vechte nebst Emden und Vlotho erhalten **). Von den bei der Grafschaft Vechte verbliebenen Gütern lagen verschiedene im Stifte Osnabrück, und unter diesen befanden sich auch der Hof und die Kirche zu Berßenbrücke, nebst einigen andern Gütern, welche er und seine Gemahlin Sophie, mit Einstimmung seines Bruders Ludewig, im J. 1231 zur Stiftung eines Frauenklosters Cistercienser Ordens, das von dem Orte Berßenbrück jetzt seinen Namen führt, verwendete ***).

*) Aus Herrn Weddigens Westphälischem Magazin, Heft XIII (Lemgo und Leipzig, 1788), S. 25 folgg. Zuvor erschienen in den Westph. Beitr. v. J. 1777, Nr. 17. 18. N.

**) Schaten in annal. Pad. T. II. p. 74. ad ann. 1253. Aus demselben hat vermuthlich Kuhlmann in den Ravensb. Merkwürdigkeiten, 1. Th. §. 13. S. 14., das Seinige genommen, ihn aber unrecht verstanden, wenn er glaubt, daß das, was Schaten beim Jahr 1253 nachholt, auch in diesem Jahre vorgefallen sei. Der Streit zwischen den beiden Brüdern Ludewig und Otto muß schon 1231 beigelegt gewesen sein, weil sonst der erste, wie er doch in einer besondern Urkunde von diesem Jahr gethan, die berßenbrückische Stiftung aus den vechtischen Gütern nicht genehmigt haben würde.

***) Dieses enthält die Stiftungsurkunde, so gegeben ist 1231 in Vechta, praesidente sede apostolica Gregorio, gubernante Roma-

Der hiesige Bischof Conrad bestätigte diese Stiftung noch in demselbigen Jahr *), und nahm sie (1236) in seinen besondern Schutz **). Eine gleiche Gnade wiederfuhr ihr (1237) von dem Papste Gregorius, und (1243) von seinem Nachfolger Innocentius IV. ***); und die Stiftung ward der Mutter Gottes geheiligt.

---

norum imperium Friderico, tenente cathedram episcopalem in Osenbrügge Conrado. Die Einwilligung seines Bruders ist eben so unterschrieben, außer daß sie nicht zur Vechte datirt, und vor andern Zeugen aufgenommen ist.

*) Die bischöfliche Confirmation hat auch kein näheres datum als das von 1231.

**) Dieses protectorium hat die besondre Clausel: nos coenobium in Bersenbrugge — in remedium animae nostrae in nostram recepimus protectionem, volentes ut omnia bona dicto coenobio attinentia in nostra dioecesi constituta eadem gaudeant pensione decimarum, quam hactenus dare consueverunt. Nach diesem kann keinem Klostereig:nbehörigen, welcher den Zehnten redimirt gehabt, jemals von fremden Zehntherrn eine Erhöhung angemuthet werden.

***) Das Privilegium Gregorii ist in gemeiner Form; aber das von Innocentius IV. enthält schon unter vielen andern: ne ullus Episcopus vel quaelibet alia persona ad synodos vel conventus forenses vos ire, vel judicio saeculari de vestra propria substantia vel possessionibus vestris subjicere compellat, nec ad domos vestras caussa ordines celebrandi, caussas tractandi vel alios conventus publicos convocandi venire praesumat, nec regularem electionem Abbatissae vestrae impediat, aut de instituenda vel removenda ea, quae pro tempore fuerit, contra statuta Cysterciensis ordinis se aliquatenus intromittat. Die Clausel aber: Sane novalium vestrorum, *quae propriis sumtibus colitis*, *de quibus hactenus aliquis non percepit*, *sive hortis sive de virgultis et piscationibus vestris*, ut et de nutrimentis animalium *vestrorum* nullus a vobis decimas exigere vel extorquere praesumat, ist die gewöhnliche, wie man bei den Canonisten finden wird, und eben

Graf Otto, der im J. 1242 noch lebte, starb nicht lange hernach *); seine Gemahlin Sophia aber, und die einzige Tochter Jütte oder Judith, welche zuerst an Graf Heinrich von Tecklenburg, einen Sohn Grafen Ottens und der Gräfin Mechtild, verheirathet war **), setzten ihre

---

dieselbe, wonach man sich in Ansehung der Schatzung und Jurisdiction richtet, indem sich solche nicht ad emphyteutas vel colonos erstreckt. Seltener findet man die folgende: Porro si Episcopi vel alii ecclesiarum rectores (Archidiaconi) in monasterium vel personas ibi commorantes suspensionis, excommunicationis vel interdicti sententiam promulgaverint, sive etiam in mercenarios vestros pro eo — quod in illis diebus, in quibus vos laboratis et alii feriantur, eandem sententiam pertulerint, ipsam tanquam contra apostolicae sedis indulta prolata decernimus irritandam. —

*) Seine Gemahlin, die Gräfin Sophia, schreibt in einem Briefe von 1245 infra octavam Joh. Baptistae: Nos quaestioni usus-fructus, quam Capitulo Osnabr. movimus in domo sive area claustrali, quam Otto bonae memoriae vir noster usufructuali jure inhabitaverat, cessimus, et omni jure, si quod habere videbamur, capitulo renuntiamus; ita ut de pretio praefatae domus V sol. reditus comparentur et — in anniversario praefati viri nostri distribuantur.

**) Weder Hamelmann, noch Stangefol, noch Schaten, noch Kuhlemann, noch sonst jemand gedenkt dieser ersten Heirath der Jütte; sie ist aber gewiß, und Graf Otto von Tecklenburg sagt in charta von 1246: quam in remedium animae Comitis Ottonis, amicissimi nostri, Sophia, comitissa relicta ipsius, et filia ejus Jutta, uxor Henrici filii nostri, conventui in Berssenbrück liberaliter — Auch heißt es in einem andern Briefe von 1245: Sophia, comitissa de Vechta, et Jutta, comitissa de Teckneburg, et ejus maritus, comes Henricus. Sie müssen aber jung verheirathet gewesen sein, indem ihre Aeltern, welche 1231 das Kloster stifteten, noch keine Kinder hatten, weil sie ihrer sonst nach damaliger Gewohnheit in der Stiftungsurkunde gedacht haben würden. Es rührt auch daher, daß Jütte hernach noch die Stiftung besonders genehmigte.

Wohlthaten gegen das Kloster fort. Etwas trugen auch die Grafen Otto und Johann von Oldenburg *), die Stifter des Klosters zu Börstel, zu der Stiftung bei; ein Mehrers aber die vier Gebrüder, als der münstersche Bischof Ludolf, der osnabrückische Dompropst Wilhelm, und Adolf und Wiebold, insgesammt Grafen von Holte; indem sie 1240 die Kirche zu Westerstedde mit allem Zubehör dem Kloster überließen **). Unser Bischof Conrad schenkte ihm den Zehnten von Brickwedde ***), und der Graf von Bentheim den Zehnten des Hofes zu Berßenbrügge †), welchen er von dem hiesigen Stifte, und der Ritter Johann von Warnefeld wiederum von ihm zu Lehn trug, nebst einigen Allodial-Zehnten zu Bokloh und Westrup, die der Graf dem letztern ebenfalls zu Lehn gegeben hatte. Ein nicht minder ansehnlicher Vortheil für das Kloster war es, daß (1257) Hermann, edler Herr von Hastorp ††),

---

*) Es sind darüber verschiedene Urkunden vorhanden.

**) Ludewig, der Sohn Hermanns und Enkel Wiebolds von Holte, suchte sich hernach wieder in den Besitz dieses Patronatrechts zu setzen, und machte dem Kloster viele Händel, ließ sich aber doch endlich zum Abstand bewegen. Auch behaupteten die Grafen von Oldenburg, das Patronatrecht mit den Herrn von Holte gemeinschaftlich zu haben; sie waren von Einer Familie.

***) Er genehmigte auch resignationem decimae duarum domorum in Sitter, et decimae unius domus in Anchem, wovon erstere der Ritter Eberhard von Hartnen, und letztere Herr Jordan von Alfhausen besaß.

†) Worin die Lehne, welche die Grafen von Bentheim von hiesigem Stifte hatten, bestanden, war sonst unbekannt. v. Jung. in hist. comit. Benth. III. c. 1. §. 6. p. 153. Hier zeigt sich eins davon.

††) Hermannus nobilis vir de Hastorpe vendere bona sua propter onera debitorum, quibus gravabatur, proposuit — et eorum bonorum proprietatem cum omnibus attinentiis, videlicet

demselben seine Güter zu Hastorp und Drele für 250 Mark, und (1260) einige andre für 125 Mark überließ, da er solche Schulden halber losschlagen mußte. Den Hof zu Rußford mit der daran gehörigen Kirche zu Gerde erkaufte es (1286) mit Bewilligung des Bischofes Conrad, als Lehnsherrn, von Ernst von Geßmele für 205 Mark *).

Unter den Vorrechten, welche der Graf Otto und seine Gemahlin Sophia dem von ihnen gestifteten Kloster zuwandten, war auch der Störfang **) in der Ems, so weit sich ihr edles Eigenthum erstreckte. Gedachter Otto wohnte dem Ansehen nach in einem Canonicat-Hofe zu Osnabrück ***), und liegt zu Berßenbrück begraben †); seine Gemahlin ruht vermuthlich auch daselbst, und seine Toch-

---

mancipiis, sylvis, pratis, piscationibus et aliis utilitatibus eorum, nobis (Brunoni Episcopo) resignavit. Quakenbrugk, V. Id. Jun. 1257.

*) Der Bischof nennet ihn Ernestum de Gesmele armigerum. Seine Gemahlin hieß Christine; und sie hatten vier Töchter, mit Namen Gertrud, Frederun, Kunegunde und Mechtilde. Da die Güter, welche er verkaufte, Lehne waren, so setzte er einige andre Güter zu Melle und im Stift Minden dafür an die Stelle. Er stammte vermuthlich von Heinrich von Geßmel ab, der 1215 in's gelobte Land zog, und dem Kloster Oesede damals den Zehnten zu Wetter überließ.

**) Piscaturam in nostro dominio in Emesa, quae vulgari nomine dicitur Störevanc. Lamey, in der Geschichte von Ravensperg, app. p. 30., woselbst jedoch durch einen Druckfehler der Störfang in Florfang verwandelt worden.

***) Man sehe oben die Note *) S. 278. Es war vermuthlich eine Familien-Curie, und eben dieselbe, die Graf Hermann von Ravensperg 1216 von Hermann von Vechte, Canonico et familiari suo, gekauft, und damals schon dem Domcapitel überlassen hatte.

†) Gottfried von Tynen, der einen Hof von der Familie unter hatte, stiftete 1248 ein ewiges Licht vor dem Grabe des Grafen Otto.

ter Jütte verlangte ihre Ruhestätte bei ihnen zu haben *). Diese hatte in der andern Ehe den edlen Herrn Walram von Montjoye, jetzt Munschau im Jülichschen, geheirathet; und wie es einigem Zweifel unterworfen sein mochte, ob die von ihren Aeltern geschehene Stiftung und die damit verknüpfte Veräußerung, ungeachtet solche noch vor ihrer Geburt geschehen war, ohne ihre besondre Einwilligung bestehen könnte, so ertheilte sie dieselbe nachwärts (1251) in einer besondern Urkunde, und bekannte darin, daß sie schon längst vorher, ehe ihre Aeltern die sämmtlichen vechtischen Güter verkauft, darein gewilliget hätte. Der letzte Umstand läßt glauben, daß das Stift Münster, welches die vechtischen Güter erhandelt hatte, dem Kloster eine Besorgniß erwecket habe. Sie bekannte dieses als Frau von Montjoye bei ihrer Anwesenheit zu Berßenbrück, und that ein Gleiches das Jahr darauf im Kloster zum Gertrudenberg, worüber ihr Vater die Schirmvogtei besessen hätte, wie wir bei der Stiftung dieses Klosters sehen werden. Den Verkauf der Herrlichkeit Vechte, welche ihre Aeltern in ihrer Minderjährigkeit abgetreten hatten **), hat sie auf gleiche Weise bestätigt.

---

*) Die Gräfin Jutta, nobilis matrona de Muntjoye, verordnete in ihrem letzten Willen von 1297: ut cum decem marcis ibidem (zu Berßenbrück), ubi sepulturam elegimus, nostri exequiae peragantur.

**) Schaten in annal. Pad. T. II. p. 73. Die Urkunden, welche Berßenbrück und Gertrudenberg haben, sind mit der dort angeführten, was das Wesentliche betrifft, einerlei; und fast sollte man glauben, wie denn auch der autor notarum criticarum in Schatenium, welche auf der göttingischen Bibliothek sind, und wovon Jung. in hist. Benth. p. 255. einen Auszug giebt, damit einstimmt, daß diejenigen, welche Schaten anführet, gar nicht auf den Verkauf von Vechte, sondern auf einen andern gerichtet seien; wie denn auch Schaten selbst in den Worten: proferuntur et aliae litterae, hoc

Es ist glaublich, daß ihre Aeltern sich die Edelvogtei über das in ihrem edlen Eigenthum gestiftete Kloster vorbehielten; doch findet man solches nicht ausdrücklich bemerkt. Das Kloster hatte zu Anfang seinen Propst, wie alle andre, der aber nicht aus dem Domcapitel gewesen zu sein scheinet. Im J. 1234 hieß es noch: Roland, des Klosters Provisor; im J. 1242: Werno Propst; und der Bischof schrieb Aebtissen, Propst und Convent; Andere aber auch wohl Propst, Aebtissen und Convent. Dem Propste gebührt der Rang außerhalb dem Capitel. Das Kirchspiel Berßenbrück hat sonst unter die Kirche zu Ankum gehört, und ist auch, als das Kloster im J. 1277 den Send von seinen Gränzen zu entfernen suchte, dahin verwiesen worden *).

Uebrigens will ich noch bemerken, wie dieses Kloster bald nach seiner Stiftung mit einigen Bürgern zu Ribenitz im Mecklenburgischen in einen schweren Krieg gerathen, und großen Brandschaden von denselben erlitten, jedoch endlich unter der Vermittelung Woldemars, edlen Herrn zu Ro-

---

in anno 1253 consignatae, quibus Walramus et conjux et mater omnem comitatum omniaque per Frisiam bona Ottoni Episcopo Monast. transscribunt — eine andere ratification des vechtischen Verkaufs angiebt, die überflüssig gewesen wäre, wenn die von 1251 sich hierauf bezöge. Die Erzählung, daß die Gräfin Jutta zuerst ihre Grafschaft dem H. Peter zu Osnabrück angeboten, und, wie dieser nicht gewollt, solche dem H. Paul übergeben habe, scheint post festum gemacht zu sein; wenigstens wird solche durch das Zeugniß Hamelmanns, Stangefols und andrer jüngerer Geschichtschreiber nicht erwiesen.

*) Die Ursache dieser Verlegung wird also angeführt: quia in die synodi ejus, ex insolentia et strepitu advenientium, debitum deo honorem in officio divino impendere non poterant sicut decet. Man irret aber wohl nicht, wenn man auch eine rationem politicam mit unterlegt.

stock, einen leiblichen Frieden erhalten hat. Da dieser Friedensschluß in keinem Codice juris gentium abgedruckt ist, gleichwohl aber die Art zu denken und zu handeln der damaligen Zeiten sehr erläutert, so wollen wir ihn zum Beschluß mit beifügen:

Nos Woldemarus Dei gratia Dominus terrae Rozstock omnibus Christi fidelibus hoc scriptum inspecturis salutem in Dno. Quae geruntur evanescunt simul cum tempore, nisi a voce testium vel litterarum notulis recipiant firmamentum. Sciant ergo praesentes ac posteri, quod quidam rancor discordiarum, qui versabatur inter sanctimoniales, quamvis innocentes, et quosdam servos scilicet Rubertum et Wernerum et Gerhardum, quondam coram patre nostro Dno Borwino amicabili compositione Consulibus Civitatis Rybeniz ac Burgensibus eiusdem civitatis fuerat annullatus in hunc modum, ut unionem pacis iam dicti servi cum amicis suis iuramento in reliquis se servaturos perpetuo confirmantes. Quoniam ex temporis diuturnitate a memoria praedictorum pacis compositio pro parte fuerat avulsa, idcirco hoc factum coram Nobis et Consulibus civitatis iam dictae, et quam pluribus viris discretis tam Clericis quam Militibus est amicabiliter innovatum: Ut compositio tunc facta perpetuo conservetur, hoc scriptum fecimus sigilli nostri munimine roborari. Datum ao. Dni. MCCLXXIV. in Vigilia S. Laurentii.

Universis praesentibus et futuris praesens scriptum inspecturis, Advocatus, Consules ceterique concives in Rebeniz salutem in eo qui est omnium vera salus. Quae labuntur in tempore ne simul labantur cum lapsu temporis solent linguis testium et litterarum apicibus perhennari. Noverint universi praesentis saeculi et futuri, Robertum quondam, Wernerum et fratrem suum — filios Iohannes Fabri rancorem et dissensionem cum Coenobi-

tis Sanctimonialibus in Bersenbrugge quondam habuisse, ex cuius malignae radicis vigore malignitas animi prodiit operis in effectum, ita ut Coenobium dictarum Monialium cum rebus multarum villarum, quae ibidem ob timorem dissensionis Dominorum Westfaliae reconditae fuerant, incendiis devastarunt. Cuius rei enormis excessus cum praedictis tribus et cum eorum affinibus eradicatus plane fuit et sedatus, taliter ut hij tres et eorum consanguinei abrenunciarent omnibus, si quae habent tractare et exequi a dicti Coenobii Coenobitis, coram viris fide dignis super hijs dantes scriptum suum signatum sigillo Civitatis Ribeniz. Huius effectus compositionis ex diuturnitate temporis immemores denuo exigebant emendam nescientes qualem, litteras suas transmittentes, quod iterum sicut prius resignaverunt, dantes Domino Deo quicquid haberent exequendum; considerantes nihil iuris habere contra dicti saepius claustri moniales. Vt autem haec compositio et concordia robur sortiatur aeternum, praesentem paginam dedimus munimine sigilli civitatis Ribeniz roboratam. Huius rei ordinatio coram Dno Hinrico Plebano Civitatis Ribeniz, Dno Hartmanno Sacerdote, Dno Gregorio Milite de Jorke. Sigero Milite. Coram Consulibus eiusdem Civitatis scilicet Theoderico Guolone, Hermanno albo, Johê novo pistore Johê de Bolhagen, Marquardo, Johê Pezewive, Bertoldo Guolone, Nicolae Ratzecowe, Thetordo carnifice, Johê Mudersell, Engelhardo piscatore, et ceteris quam pluribus concivibus eiusdem civitatis est peracta. Et ne matura deliberatione haec facta ad hijs tribus aut eorum affinibus aut heredibus possit infirmari, hij praedicti viri testimonium perhibent. Datum ao. Dni. MCCLXXIIII. V. Idus Septembris Vigilia Laurentii. Praeterea ad maiorem huius rei firmitatem Dominus Gregorius Miles sui appensione sigilli idem roboravit.

III.

Geschichte der Stiftung des Collegiatstifts in der Stadt Wiedenbrück, Hochstifts Osnabrück. *)

Die Stadt Wiedenbrück liegt in einer fruchtbaren, von der Ems durchströmten Ebne; was bei Lippstadt über die Lippe oder durch das Waldeckische und Hessische weiter über die Ems in Westphalen geht, findet hier eine Brücke. Die Franzosen hatten zu Anfang des letztern Krieges lange ihr Hauptlager daselbst; und alle Züge der Römer und Franken von jener Seite haben wahrscheinlich immer diesen Ort getroffen. Die Burg Vechteler **), welche Carl der Große bei der Lippe anlegte, ist vermuthlich das jetzt zwischen Lippstadt und Wiedenbrück an der Glenne belegne münsterische, vorher burggräflich strombergesche Zollhaus Burgvechtel. Denn mit Festungen und Zollhäusern will man immer gern Meister von der großen Heerstraße sein. Diese gute Gelegenheit hat den Ort gar frühzeitig gehoben, so daß unser Bischof Drogo daselbst schon im Jahre 952 ***) eine Münze, einen Zoll und einen Markt anzulegen bewogen wurde. Auch führte das Gowgericht †), welches (1225)

*) Aus Herrn Weddigens Westphälischem Magazin (Dessau und Leipzig, 1784, 4to.), Heft II., S. 116 fgg. N.
Zuvor erschienen in den Westph. Beitr. v. J. 1777, Nr. 26 u. 27.

**) Castrum Vechteler. Chron. p. 25.

***) Das diploma Ottonis M. hierüber hat Schaten, in Ann. Paderb. T. I. p. 259.

†) Erdman, in Chron. Osnabr. bei Meibom. Script. rer. germ. T. II., p. 216. Wormatiae III. Non. Sept. Ind. XIII.

König Heinrich VII. unserm Bischof Engelbert schenkte, den Namen nicht von dem Amte Reckenberg, worin die Stadt jetzt liegt, sondern von der Stadt, woraus es sich über eine weitläuftige Gegend in die benachbarten Länder erstreckte.

Die Stadt liegt dem Stifte Paderborn näher und gelegner als dem hiesigen, und es könnte einen wundern, daß Carl der Große solche nicht jenem beigelegt habe. Allein in dem ersten Plan des Kaisers mochte nur ein sächsisches Bischofthum liegen, und seine Absicht sein, die den Franken näher gelegnen Sachsen, so wie er auch wirklich that *), den benachbarten fränkischen Bischöfen zu unterwerfen. Hierauf mag das Recht der Erstigkeit, worauf Osnabrück von den ältesten Zeiten her stolz ist, beruhen. Das Stift ist das äußerste gegen die mit den westphälischen Sachsen nie zu vereinigen gewesenen Friesen oder Kauchen, und konnte nicht füglich von einem fränkischen Bischofe besorget werden. Und bei dieser Voraussetzung hat Carl den osnabrückischen Sprengel vermuthlich so groß genommen, als es die Verbindung der westphälischen Sachsen bis an die friesen und engrischen Sachsen erlauben wollte. Denn bei dergleichen neuen Anlagen reißt man nicht anders als mit Mühe die zu einem gemeinschaftlichen Heerbanne gehörigen Völker aus einander. Wiedenbrück aber mit seinem District liegt auf der engrischen Gränze.

Die Pfarrkirche zu Wiedenbrück war von den ältesten Zeiten her eine bischöfliche Capellanei **); das ist, sie war mit einem Erzpriester ***) besetzt, der mehrere Kirchen un-

---

*) So stand Paderborn zuerst unter dem Bischofe von Würzburg. Vita Meinwerci, beim Leibnitz, T. I. Script. Brunsv. p. 517.

**) In dem Vergleiche von 1258 beim Erdman heißt es, daß die Kirche zu Wiedenbrück a prima fundatione eine Capellanei gewesen.

***) Von den an Herford und Corvey abgetretenen Kirchen

ter sich hatte, und der dieser seiner höhern Würde wegen zur Ehre eines bischöflichen Capellans gelanget war. Dergleichen Capellaneien, welche keinem Andern als einem Domcapitularen zu Theil wurden, waren von den ältesten Zeiten her vier, als zu Dissen, Bramsche, Melle und Wiedenbrück; und man geräth auf die Vermuthung, zu glauben, daß die übrigen Gegenden unsers Sprengels, worin, wie leicht zu erachten, ebenfalls Erzpriester waren, zu Zeiten des Grafen Cobbens davon abgerissen und an Corvey und Herford geleget worden. Denn eine andere Ursache, warum nicht mehrere bischöfliche Capelläne gewesen, und warum besonders kein einziger Capellan in dem ganzen, von Corvey dem hiesigen Stifte anfänglich entzogenen Nordlande, welches das jetzige Amt Fürstenau mit dem größten Theile des heutigen Niederstifts Münster befassete, angetroffen wird, läßt sich schwerlich angeben *). Dieser und andere Districte wurden einige hundert Jahre später, nachdem unser Stift seine ihm zur Zeit des Grafen Cobbens entrissenen erzprie-

heißt es: Buginithe (Bünde) cum subjectis sibi ecclesiis — Fischbecke cum omnibus ad se pertinentibus basilicis. — Solche Hauptkirchen nun, worunter mehrere gehörten, waren mit Erzpriestern besetzt; und diese wurden aus dem Domcapitel genommen, das denn darauf einige curatos hielt.

*) Man denkt sich leicht, daß die Capellaneien zu Dissen, Melle, Bramsche und Wiedenbrück einen guten Theil der herumgelegenen Kirchen unter sich begriffen haben; findet aber auch, daß die Aemter Wittlage, Hunteburg und Fürstenau, sowie der größte Theil des Sprengels, der sich in die benachbarten Länder erstreckt, darunter nicht begriffen gewesen sein könne. Egibert sagt in Querimonia relata in dipl. Ludov. Germ. beim Henseler, in diss. de dipl. Car. p. 107. Episcopium suum esse decurtatum, et indecens ac informe quasi pecus mutilum permansisse. Diese decurtatio und mutilatio erscheint deutlich, wenn man einen geographischen Blick auf die vier Capellaneien wirft, und die großen Lücken bemerkt.

sterlichen Kirchen wieder ausgewonnen hatte, in Archidiaconate vertheilet *); und der Archidiacon ist in der That der Erzpriester, wie er denn auch, eben so wie der, aus dem Domcapitel genommen wird, in so weit dieses nicht darauf Verzicht gethan hat. Außer der Hauptkirche war noch eine Capelle, die der heiligen Jungfrau Maria und dem heiligen Vitus gewidmet war, in der Stadt vorhanden, die der Bischof Gerhard im Jahre 1212 ebenfalls zu einer Pfarrkirche erhob **). Diese ist in dem dreißigjährigen Kriege zerstöret, und nachher außerhalb der Stadt über die Ems gesetzet worden, wo sie dem jetzigen Kirchspiel St. Vit ihren Namen gegeben hat.

Unser Bischof Engelbert ***) war im Jahre 1243

---

*) Im Jahre 1221 legte B. Adolph der Domküsterei die bannos ecclesiarum in Damme, Nienkerchen, Stenvelde, Lon et Veghte, und der Cantorei Anchem, Bippehem, Batbergem, Berssenbrugge et Alfhusen bei. S. Erdman, beim Meibom T. II. p. 214. Hier stelle ich mir vor, daß diese banni seit ihrer unter einem der vorigen Bischöfe endlich von Corvey geschehenen Abtretung in dispositione Episcopi geblieben waren, weil in der Institutione Custodiae et Cantoriae keines consensus desjenigen Canonici vel Capellani gedacht wird, der sie bis dahin gehabt hätte.

**) Domus vero, quas eidem Capellae in parochiam dedimus, hae sunt: XII domus de collegio Rennicthorpt (jetzt die Bauerschaft Renntrup), XII domus quaesitae sunt circa capellam, quae eidem, antequam haec ordinaremus, fuerunt assignatae etc. sagt B. Gerhard. Man kann diese Capelle nicht für die alte Stadtkirche halten, weil B. Bruno in der Fundation des Collegiatstifts von 1259 ecclesiam Widenbrugge von der Capella S. Viti unterscheidet.

***) Die fundatio Engelberti sagt kurz: Novisse cupimus universos, quod nos ecclesiam Sledenien assignavimus conventui nostro majori, ita quod semper infra conventum uni canonicorum nomine capellaniae a nobis et successoribus nostris conferatur.

der erste, welcher an ein Collegiatstift in Wiedenbrück gedachte, und darüber auch wirklich eine Urkunde, worin die bisherige bischöfliche Capellanei daselbst dem neuen Capitel beigelegt, und die Kirche zu Schledehausen wiederum in eine Capellanei verwandelt wird, ausfertigen ließ. Das Domcapitel mochte aber mit diesem Tausche nicht zufrieden sein, oder aber der Bischof, welcher behauptete, daß er nicht schuldig sei, seine Capelläne aus dem Domcapitel zu nehmen, dessen Einwilligung hintansetzen wollen; daher blieb es vermuthlich *) bei dem bloßen Vorsatze, und die Ausführung desselben ward seinen Nachfolgern, den Bischöfen Bruno und Boldewin, vorbehalten.

Ersterer verglich sich (1258) zuerst mit dem Domcapitel, und gestand, daß, wenn gleich seine Vorfahren dann und wann zu diesen vier Capellaneien einen nach ihrem Belieben angenommen hätten, solches dennoch nicht mit Recht geschehen sei, und jede derselben mit einem Domcapitularen besetzet werden müßte, wie auch noch bis auf diese Stunde geschieht. Hierauf willigte denn auch das Domcapitel darein, daß Schledehausen statt Wiedenbrück zu einer Capellanei erhoben, und das letztere mit dem erzpriesterlichen District, worunter die Pfarren Wiedenbrück, St. Vit, Rheda, Gütersloh, Neuenkirchen (im Ritbergischen) und Langenberg gehörten, dem neuen Collegiatstift beigelegt werden möchten. Jedoch sollte, zu einer Urkunde des vorigen Rechts,

Assignavimus utique praescriptam ecclesiam pro ecclesia in Widenbrugge, quae pro Capellania infra conventum fuerat collocanda, ita videlicet, ut in eadem ecclesia in Wid. octo statuemus canonicas a nobis et nostris successoribus conferendas, secundum formam privilegii super hoc confecti penes nos tenaciter reservandi, IV. Kal. Mart. 1243.

*) Nach dem Erdman zu schließen, wäre Engelberts Anstalt kein bloßes Project geblieben

der jedesmalige Propst aus dem Domcapitel genommen werden. — Der Andre hingegen, nämlich Bischof Boldewin, hat im Jahre 1259 die wahre Fundation unterschrieben*), und 1260 jenen Vergleich nochmals bestätigt, mit dem Anführen, daß Er das Werk zu Stande gebracht habe.

---

*) Jenen Vergleich und dessen Bestätigung vom B. Boldewin liefert Erdman p. 216. In der Fundation aber heißt es: ad honorem D. N. J. C. et gloriosae matris ejus M., S. Caroli M. I. A. et beati Aegidii Conf.; in ecclesia Widenbr. collegium canonicorum, accedente consensu capituli nostri majoris, instituimus, Praeposituræ, Decaniae, Scholasteriae et Custodiae (nachher ist noch die Cantorei hinzugekommen) officia disponentes, ita videlicet, quod praeposituram uni de cap. nostro Osn., qui fructus praebendae suae assecutus fuerit, conferemus; jus vero aliorum officiorum et praebendarum nobis et nostris successoribus libere reservantes. In subsidium fratrum inibi Deo militantium ecclesiam Widenbrugge et capellam S. Viti, Rethe, Gutersschloe, Niggenkerken et Langenberg ecclesias cum suis proventibus pie contulimus. Statuentes praeterea octo praebendas et duas pueriles, quae omne emolumentum aeque partientur, exceptis duabus puerilibus praebendis, quae fructus unius integrae praebendae percipiant. Praepositus vero unam ex ipsis praebendam tanquam residens integraliter percipiet, Archidiaconatum vero Widenbrugge, Rethe, Guterschloe, Niggenkerken et Langenberg obtinebit, nullam procurationem (keine freie Bewirthung) ratione archidiaconatus infra oppidum Widenbrugge a dictis canonicis recepturus. Annum vero gratiae, sicut aliae ecclesiae nostrae dioeceseos consueverunt habere, ipsis indulsimus. Das letztere hat Bischof Conrad (1278) in folgendem noch weiter bestätigt: quod et nunc et in antea per mortem cujusque Canonici fructus praebendae unius anni, quam defunctus in eadem ecclesia obtinebat, cederent integraliter ad meliorationem praebendarum omnium, ita ut ex eisdem fructibus alii reditus perpetui pro communi utilitate comparentur, salvo illo anno, qui defuncto credit secundum consuetudinem etc.

Das Collegiatstift ist, so wie es auch Engelbert verordnet hat, zu acht Präbenden eingerichtet, die auch noch jetzt vorhanden sind, und sämmtlich, so wie auch die Propstei, Scholasterei, Küsterei oder Thesaurarei und Cantorei, von einem zeitigen Bischofe, ohne auf die päpstlichen Monate zu sehen, vergeben werden. Der einzige Dechant wird von dem Capitel frei erwählt.

Außerdem sind dabei noch zwölf Vicareien vorhanden, als die Vicarei

1) Der H. Barbara, von 1334.
2) Der Calands-Brüder, die ihre Gesellschaft im J. 1234 dort errichteten, von 1341.
3) Des H. Johannes des Täufers, von 1482.
4) Der H. Anna, zwischen 1455 und 1482.
5) Der H. Catharina, von 1469.
6) Der H. Crispin und Crispinian, von 1473.
7) Der H. Jungfrau Maria und der H. Anna, von 1480.
8) Des H. Erasmus, von 1525.
9) Der H. Maria Magdal., von 1504.
10) Des H. Kreuzes, von 1520.
11) Des H. Benedicts, von 1708.
12) Des H. Josephs, von 1760.

In der ersten Stiftung wird auch noch zweier Minorpräbenden gedacht, und Bischof Johann stiftete (1355) noch eine dritte *), welchen er die Capelle des H. Georgs

*) B. Johann sagt: de Capellae St. Georgii nostrae situatae in oppido Widenbrugge prope castrum nostrum dictum Reckenberg nostrae dioecesis ad collationem nostram spectantibus fructibus — de voluntate et consensu dilecti viri Johannis Dombof, rectoris ejusdem Capellae ac Decani et Capituli eccl. Widenb. novam praebendam minorum — condimus. Vorhin hatte auch B. Gottfried (1327) Capellam B. M. V. dem Capitel schon einverleibt.

vor Wiedenbrück beilegte. Diese sind aber dermalen nicht mehr vorhanden. Zwei davon hat Bischof Conrad (1496) in eine Majorpräbende verwandelt, und die dritte ist vermuthlich mit einer andern vereinigt worden.

Da die ehemalige bischöfliche Capellanei mit den unter dem Capellan als Erzpriester gehörigen Kirchen dem ganzen Capitel übergeben ist, so hat dasselbe *) auch das Patronatrecht über alle diese Kirchen, und vergiebt dieselben noch jetzt; jedoch in dem Maße, daß seit 1592 die Gemeine zu Rheda und der Graf von Ritberg, als Herr zu Neuenkirchen, in Gefolge eines Vergleichs von 1664 dem Capitel Jemanden dazu präsentiren können. Der zeitige Dechant aber ist bischöflicher Capellan und Hauptpfarrer oder Rector zu Wiedenbrück, wo er an seiner Statt zwei Geistliche hält, die er nach seinem Gefallen ansetzen oder zurückberufen kann **). Die ehemalige mit der Capellanei verknüpfte erzpriesterliche Gerichtsbarkeit, oder die jetzige Archidiaconaljurisdiction, so weit sich solche außerhalb dem Collegiatstift und dessen Freiheit erstrecket hat, ist, wie gewöhnlich, dem Propste, dem Dechanten aber diejenige beigelegt, welche andern Stifts-Dechanten, und namentlich einem zeitigen Domdechanten zu Osnabrück gebühret ***).

*) Insgemein haben die Capitel hierüber Streitigkeiten mit ihren Pröpsten. Zu Quakenbrück findet sich noch Privilegium Engelberti Episcopi ad beneficia conferenda, quod illa collatio spectet ad Capit. Bramacense et non ad praepositum von 1310, und ferner Decretum circa collationem praebendarum pro Capitularibus, Officialis Johannis Missingk v. 24. Aug. 1531.

**) Recepta prius resignatione, heißt es, dictorum canonicatus et praebendae minoris, quos Joh. de Prigge possidebat in manibus nostris, — canonicatum autoritate ordinaria totaliter supprimimus praebendamque minorem ejusdem D. Johannis canonicatui hujusmodi, quem Dnus. Paulus possidebat, — uniendum duximus.

***) Conradus D. G. O. E. dilecto in Christo Decano —

Die besondern Schutzheiligen des Stifts sind der heilige Kaiser Carl der Große und der H. Aegidius. Carl wurde, wie bekannt, auf Begehren des Kaisers Friederich und des ganzen von deutscher Nationalehre entflammten Reichs den 29. Decemb. 1165 *) von dem Papst Paschal in die Zahl der Heiligen versetzt. Der Kaiser ließ seinen Körper nach 351 Jahren aus dem Grabe zu Aachen erheben; auf sein Haupt machte Osnabrück, als sein erstes Stift, mit Recht Anspruch **); und die vor Wiedenbrück belegne Capelle des H. Georg, welche insgemein die Stelle eines Siegeszeichens vertritt, mochte zur Zeit, wie Engelbert, Bruno und Boldewin dem H. Carl zu Ehren das Collegiatstift errichteten, noch die Ueberlieferung eines Vor-

---

licet tuus Decanatus ratione redituum ad ipsum pertinentium adeo non sit fructuosus, quod tuo oneri respondere valeant ac labori, volumus tamen, ut omnem jurisdictionem, quam Decanus major in ecclesia sua Osnab. consequitur, tu in ecclesia tua Widenb. quiete et libere consequaris. — 1286.

*) Erdman ap. Meibom. T. II. p. 505 setzt die Canonisation Carls Idib. Jan. Sie ist aber unleugbar IV. Cal. Jan. (v. Godef. Colon. beim Freher T. I. Scr. rer. germ. p. 241) oder quarta feria post nativitatem domini (v. Chron. August. ib. p. 360), mithin den 29. December geschehn. Erdman irret auch darin, daß er p. 196 die Canonisation Alexandern dem Dritten zuschreibt. Der Kaiser Friederich sagt ausdrücklich, daß es authoritate domini Papae Paschalis et ex consilio principum universorum tam saecularium quam ecclesiasticorum geschehen sei; v. diplom. beim Miraeo, in fastis SS. Belg. p. 51. et in Actis SS. Jan. T. III. p. 888. Freilich regierte auch zu gleicher Zeit Alexander der Dritte; aber Friedrich erkannte keinen für den rechtmäßigen Papst als Paschal.

**) Caput Caroli in Osnabrugis honorabiliter veneratur cum sanctis Crispino et Crispiniano et aliis reliquiis quam plurimis: Rolevink de situ et moribus Westph. p. III. c. 8. p. 174. Edit. Col.

theils erhalten, welchen Carl dort über die Sachsen erfoch-ten hatte; woraus denn noch ein näherer Grund, warum das Collegiatstift den H. Carl zum Schutzpatron erhalten, genommen werden könnte, wenn nicht die Verehrung die-ses Kaisers in dem dreizehnten Jahrhundert sich durch ganz Deutschland und Frankreich, ungeachtet dieses den Papst Paschal und seine Heiligsprechung nicht erkennet, einen all-gemeinen Wetteifer veranlasset hätte.

Der H. Aegidius aber war lange vorher Patron der mit dem Collegiatstifte vereinigten Stadt-Pfarrkirche, des-sen Fest diese, wie billig, höher feiert *) als das von dem H. Carl, der solchergestalt nur der eigentliche Patron des Capitels ist; gleichwie denn auch das Capitel den H. Carl allein im Siegel führet, wogegen die Kirche nur blos die Aegidien-Kirche **) genannt wird. Bei dieser stand schon im J. 1185 ein Dechant, der aber nur als ein Land-De-chant zu betrachten ist, welcher, anstatt des Capellans aus dem Domcapitel, den erzpriesterlichen District in seiner Maße besorgte. Er wird in der hier folgenden Urkunde genannt, welche ich um deßwillen mittheile, weil darin ein Eigenbe-höriger des berühmten Klosters zu Liesborn, welchen sich der Ritter Conrad von Battenhorst zueignen wollte, mit-telst der damals gewöhnlichen Probe des glühenden Eisens

*) Das Fest des H. Aegidius wird daher als ein festum primae classis gefeiert; wohingegen das festum Caroli M. nur ein duplex minus ist. So wird auch in officio divino, welches in semiduplicibus de Patrono vel Titulari ecclesiae gehalten wird, blos des H. Aegidius gedacht.

**) So wird in juramentis Praepositi, Decani, Canonicorum et Pastorum blos der ecclesiae collegiatae S. Aegidii gedacht: je-doch kann auch diese Eidesformel zu einer Zeit eingeführet sein, wo man die von dem Papst Paschal geschehene Heiligsprechung Carls in der Kirche nicht so offenbar annehmen durfte.

erhärtet, daß er dem Kloster gehöre; eine Ehre, die nicht Vielen seines Gleichen wiederfahren ist, und die zu der Zeit, wie dies Wunder geschah, manchen Proceß abkürzen konnte.

In Noê Smae et individuae Trinitatis.

Wenzo Dei gratia Liesbornensis dictus Abbas notum Universitati fidelium. Quaedam mancipia, quorum ista sunt vocabula: Remhelt cum duobus filiis ejus Elico et Heman, ac quatuor filiabus Wigburga, Renzeka, Thigburga et Hildegarde cum natis earum, Ecclesiam nostram sub antecessorum meorum beatae memoriae Baldwini et Franconis Abbatum temporis quiete possedisse, et quae sui juris erant fideliter persolvisse, sed nostris temporibus praevalescente heu praesumptione pravorum, miles quidam Conradus de Battenhorst ministerialis Bernardi advocati de Lippia praescripta mancipia sibi violenter usurpare voluit. Multis denique super hac habitis colloquiis, tandem advocato nostro Widekindo nobisque consentientibus et Conrado collaudante, taliter huic causae finem imponere placuit, scilicet ut Hermannus, qui inter praedicta mancipia dignior videbatur, judicio candentis ferri examinationem faceret pro omni cognatione suâ, quae molestabatur. Factum est hoc, et Domino rei veritatem declarante, et manum pauperis illaesam ab incendio conservante, Conradus juxta condictum cedens justitiae praesente Dno suo Bernardo et advocato nostro Widekindo, pluribusque viris honestis, omni querimoniâ depositâ de cetero Ecclesiam nostram nec per se nec per suos super hoc molestaturum repromisit. Haec ergo mancipia tanto labore conservata authoritate B. Petri apostoli Banno Episcopali ac nostra ab omni injustâ invasione munitos sub anathematis interminatione . . . etc. etc. quae ut rate et inconvulsa permaneant hanc paginam conscribi, et Sigilli nostri impressione muniri praecipimus testibus ido-

neis subtus annotatis, quorum haec sunt nomina: Fratres nostri, Henricus Prior, Ingelbertus Custos, Wilhelmus Cellarius, Walterus, Burchardus, Fredericus, Arnoldus, Christianus Clerici, *Daniel Decanus in Wiedenbrügge*, Marquardus et Constantinus in Liete, Theodericus et Fredericus de Herssebroke, Constantinus in Nigenkercke, Goswinus in Güterslo, Wigboldus in Thyted, Rembertus in Warslo, Labius, Comes Hermannus in Ravensberg, Widekindus advocatus noster, Bernardus in Lippia, Ministeriales etc. etc. item omnes cives in Widenbrügge etc. etc. Actum Widenbrügge in Annuntiatione sanctae Mariae Anno Dominicae incarnationis 1185, indictione 3tia, regnante Frederico Romanorum Imperatore anno regni ejus 34.

Juramentum Praepositi.

Ego N. Praepositus Collegiatae Ecclesiae Sancti Aegidii in Widenbrügge juro tactis sanctis Evangeliis, quod ab hac horâ in antea volo jura et obventiones bonorum dictae Praepositurae unà cum Attinentiis et Privilegiis ejusdem inviolabiliter conservare, perdita vel alienata pro posse et nosse restaurare, Capitulumque praedictae Ecclesiae et ejus bona, jura, ac Privilegia defendere, et protegere. Sic me Deus adjuvet, et haec Sancta Evangelia.

Juramentum Decani.

Ego N. Decanus Ecclesiae Widenbrugensis juro ad Sta Dei Evangelia, quod ex nunc in antea volo esse fidelis Ecclesiae meae Collegiatae Widenbrugensis, cujus bona non alienabo, sed alienata pro posse restaurabo; Statuta, Privilegia, et consuetudines Ecclesiae meae firmiter observabo, secretaque Capituli mei non revelabo, mandatis mei Senioris et Canonicorum Capituli in licitis et honestis obtemperabo, nec sine Licentiâ dicti mei Capituli

Decanatum permutabo, sed ad manus Capituli mei resignabo: sic me Deus etc.

Juramentum Canonicorum.

Ego N. juro ad haec Sta Dei Evangelia, quod ab hac horâ in antea volo esse fidelis Ecclesiae Collegiatae Widenbrugensis, bona alienata pro posse meo, et nosse restaurare, habita conservare, Statuta, Privilegia, et consuetudines Ecclesiae servare, Secreta Capituli celare, Decano meo, qui pro tempore fuerit, in licitis et honestis obediens esse. Sic me Deus etc.

Juramentum Pastorum.

Ego N. juro ad haec Sancta Dei Evangelia, quod ab horâ in antea volo esse fidelis Collegiatae Ecclesiae Sancti Aegidii in Widenbrügge, et dominis meis, Decano et Capitulo praedictae Ecclesiae, ipsis in nullo detrahere directè vel indirectè, publicè, vel occultè, omnia Privilegia, Statuta, et consuetudines praefatae Ecclesiae, in quantum me tangunt, servare: Decano, qui pro tempore fuerit, in causis licitis et honestis obediens esse, et Ecclesiam meam in N. non resignare, permutare, aut alicui locare, aut ad id faciendum Procuratores constituere, nisi de pleno Consensu praedictorum Dominorum meorum, et ibidem regendo et docendo saluti animarum populi fideliter providere, et praeesse, idque juxta constitutionem Sacrosanctae Ecclesiae catholicae, et saepe dictis meis Dominis, Decano et Capitulo annuam Pensionem solvere. Sic me Deus etc.

Gedruckt bei A. W. Schade.

Druckfehler

im neunten Theile der Werke Möser's.

Seite 193,	Zeile	7	v. o.	statt: vita lies: vitae
— 203,	—	5	v. u.	st. Sigest l. Segest
— 205,	—	15	—	st. Abangestrins l. Abgandestrius
— 211,	—	6	—	st. vier l. fünf
— 223,	—	5	—	st. at l. ad

Justus Möser's
sämmtliche Werke.

Neu geordnet
und aus dem Nachlasse desselben gemehrt

durch

B. R. Abeken.

Zehnter Theil.

Mit einem Namen- und Sachregister über alle zehn Theile.

Berlin.
Verlag der Nicolaischen Buchhandlung.
1843.

Leben Justus Möser's

von

Friedrich Nicolai.

Mit Beilagen.

Möser's Briefwechsel.

Herausgegeben

von

B. R. Abeken.

Berlin.
Verlag der Nicolaischen Buchhandlung.
1843.

Justus Möser's
sämmtliche Werke.

Neu geordnet
und aus dem Nachlasse desselben gemehrt
durch

B. R. Abeken.

Zehnter Theil.

Mit einem Namen- und Sachregister über alle zehn Theile.

Berlin.
Verlag der Nicolaischen Buchhandlung.
1843.

Leben Justus Möser's

von

Friedrich Nicolai.

Mit Beilagen.

Möser's Briefwechsel.

Herausgegeben

von

B. R. Abeken.

Berlin.
Verlag der Nicolaischen Buchhandlung.
1843.

Inhalt.



Leben Justus Möser's,

von

F. Nicolai.

Mit Beilagen.





Der große Mann, der auf sein Vaterland und auf sein Zeitalter wirkt, gehöret seinem Zeitalter und der Nachwelt an, der originale Schriftsteller den Lesern, die ihn fassen können, der interessante Gesellschafter dem geselligen Cirkel, dem sein Umgang lehrreich und angenehm ist, der edle Freund seinen ihm gleichgestimmten Freunden, der gewissenhafte Geschäftsmann seinem Wirkungskreise, der wohlwollende Menschenfreund denen, deren Schicksal er verbesserte, und den Hülfsbedürftigen, die er unterstützte, der sorgsame und liebreiche Hausvater seiner durch herzliche Liebe mit ihm vereinigten Familie. Möser war alles dieses in vorzüglichem Maße; ich habe ihn in allen diesen Verhältnissen, und in

den meisten genau gekannt; und doch fühle ich, daß ich seinen Werth weder so lebhaft, noch so anschaulich, noch so innig schildern kann, als ich ihn empfinde. Mösers Leben selbst, seine individuelle Lage, die Beschaffenheit seiner Handlungen, die Entwicklung und die Anwendung seiner Talente, die Wirkung seiner Schriften machen, daß das Unternehmen, dem großen vermischten deutschen Publicum einen Mann in seinem ganzen Verdienste darzustellen, den es nur durch einige Schriften kennt, mit vielen innern Schwierigkeiten verknüpft ist.

Der Mann, dessen Loos war, Thaten zu thun, die Jedermann in die Augen fallen, der Eroberer, welcher Länder besiegte, der Staatsmann, welcher großen Ländern eine andere Gestalt gab, macht es seinem Biographen leicht, sein Verdienst und Unverdienst in helles Licht zu stellen; denn alle allgemein bekannte Handlungen erklären und bestimmen selbst jedem Leser die Talente und den Character. Aber es giebt auch der Handlungen sehr viele, welche Stärke des Geistes, Größe der Seele, Festigkeit des Characters, wohlwollende Theilnehmung, feines Empfindniß und vorzügliche Geisteskräfte so nothwendig erfordern, daß, wer während seines Lebens ununterbrochen auf diese Art handelte, nothwendig ein großer Mann gewesen sein muß; nur daß diese Handlungen, ihrer Natur nach, oder durch die sie begleitenden Umstände, dem vermischten Publicum, das ganz Deutschland erfüllet, im großen allgemeinen Gemälde oft nicht anschaulich darzustellen sind. Der Frühlingsthau erquickt und befeuchtet das Land; wer mag es wagen, sein Bild vor die Augen zu bringen? So war Möser!

Er scheint von sich selbst dergleichen Gedanken gehabt zu haben, eben so sehr aus Bescheidenheit als aus Beurtheilungskraft. Unter seinen nachgelassenen Schriften fanden sich zwei unvollendete eigenhändige Aufsätze, worin er auf ganz verschiedene Art versucht hat, sein eigenes Leben

zu beschreiben. Der erste Aufsatz besteht nur aus folgenden wenigen Worten:

„Sie wollen, ich soll Ihnen mein Leben beschreiben,
„und zwar auf eine Art, die mir Ehre mache. Allein
„Sie haben nicht bedacht, daß ein Mann, von dem man
„immer sagt: er sitzt und schreibt, wenig erlebt; und
„wenn er sich eidlich verpflichtete, Alles, was ihm an-
„vertraut werden würde, mit sich in's Grab zu nehmen,
„noch weniger zu erzählen hat."

Zwar hätte dieser vortreffliche Mann gewiß sehr viel höchst Interessantes von sich erzählen können. Wohl wahr aber ist's, daß Vieles, was er that, in der Erzählung nicht ganz den Werth haben kann, als in der Wirklichkeit selbst. Er hatte Zeitlebens auf ein ganzes Land den wichtigsten und wohlthätigsten Einfluß; aber auf ein Land, das klein, und dessen innere Verfassung in Deutschland nur Wenigen bekannt ist. Seine Schriften haben einen ganz originalen Character, und erheben den Verfasser zu einem der ersten deutschen prosaischen Schriftsteller; aber wegen der beständigen Beziehung auf das, was ihm am nächsten lag, sind sie in Deutschland bei weitem nicht genug bekannt und gelesen. Er besaß seltene Weltkenntniß, Menschenkenntniß, und gesellige Tugenden, die aber nur in einem eingeschränkten Cirkel, obgleich ganz ausgezeichnet, glänzten.

Der Biograph eines verdienten Mannes in England oder Frankreich darf voraussetzen, daß seine in der Hauptstadt versammelten vorzüglichsten Leser jenen persönlich kannten, oder wenigstens doch von Vielem, was ihn anging, einen anschauenden Begriff haben. Der Biograph eines deutschen großen Mannes muß sich erinnern, daß der beträchtlichste Theil seiner Leser den Schriftsteller vielleicht nur obenhin, und den Menschen gar nicht kennt. Wenn ich also unternehme, Mösers Verdienste und Character zu schildern, so darf ich nicht hoffen, beide vollkommen in das Licht zu

setzen, worin ich eigentlich wünschte, daß sie erschienen. Ich werde vielleicht denen, welche den großen Mann kannten, zu viel, und denen, die ihn nicht kannten, nicht genug sagen. Ich kann nur einzelne Züge sammeln; vielleicht ist's nicht blos meinem Unvermögen zuzuschreiben, wenn sie für das große deutsche Publicum nicht in Einen Punkt zusammenzustellen sind, wodurch das Auge des Lesers den Mann von seltenen Verdiensten in seiner ganzen Größe erblickt.

Mösers Familie stammt aus der Kurmark her. Sein Urältervater war zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts Rathsverwandter der Stadt Brandenburg an der Havel. Sein Aeltervater war successiv Conrector zu Magdeburg, zu Kiel und zu Hamburg am Johanneum; dessen ältester Sohn Johann, Mösers Großvater, zu Hamburg geboren, ward 1683 Prediger zu Osnabrück; und dessen Sohn Johann Zacharias war daselbst Kanzleidirector und Consistorialpräsident, ein Vater von vier Söhnen, von denen ihn nur unser Möser überlebte. Da dieser keine männliche Erben hinterlassen hat, so geht der Namen aus; es wäre denn, daß in der Mark Brandenburg noch Seitenverwandte vorhanden wären.

Im zweiten eigenhändigen Aufsatze Mösers über sein Leben beschreibt er die Zeit seiner Kindheit und Schuljahre mit der ihm eignen Laune, und in ganz neuer Einkleidung, indem er einen Andern folgendermaßen von sich reden läßt:

„Wenn ich meinen Möser zu bitten pflegte, daß er mir „einige Umstände seines Lebens, um sie zu seinem Andenken aufzuschreiben, mittheilen möchte, so verwies er „auf seines Vaters, des um sein Vaterland wohl verdienten Kanzleidirectors und Consistorialpräsidenten Johann Zacharias Möser, große Bibel, worin derselbe eigenhändig beurkundet hätte, daß ihm den 14ten Dec. „1720 ein Söhnlein geboren worden, welcher in der Taufe „den Namen Justus empfangen habe; und wenn ich „ihn um die Art seiner Erziehung befragte, antwortete

„er insgemein, daß er sie so gut und nicht besser als An-
„dere seines Gleichen empfangen hätte. Sein Fleiß ver-
„diene keinen besondern Ruhm; er hätte Vieles geschwin-
„der als Andere gelernt, und das Wenige, was er ge-
„wußt, glücklicher gebraucht als Andere; übrigens glaube
„er, daß seine beiden Freunde von der ersten Kindheit
„an, der nachherige helmstädtsche Professor Lodtmann*)
„und der Superintendent Bertling**), weit mehrern
„Fleiß angewandt hätten. Er wäre der Liebling seiner
„Mutter und ihr guter Junge in der Haushaltung ge-
„wesen, der in der Obstlese lieber auf einem Baum als
„hinter einem Buche gesessen hätte. Das Merkwürdigste,
„was ihm in seinen jüngern Jahren begegnet wäre, be-
„stände darin, daß er, als er kaum das funfzehnte Jahr
„erreicht gehabt, aus seines Vaters Geldschranke eine
„Kleinigkeit***) entwandt und, als sein Informator sol-
„ches gemerkt und seinem Vater hinterbracht, die Flucht

*) Karl Gerhard Wilhelm Lodtmann war 1720 zu Os-
nabrück geboren, bekannt als Schriftsteller durch die Monumenta
Osnabrugensia. Er kam im Jahre 1751 als Professor der Philo-
sophie und Rechte nach Helmstädt, und starb im Jahre 1755.

**) Ernst August Bertling, geboren zu Osnabrück im Jahre
1721. Er studirte mit Mösern zugleich in Jena, anfänglich die
Rechte, ging aber bald zur Theologie über. Er ward im Jahre 1748
als Professor der Gottesgelahrtheit nach Helmstädt berufen. Als er
daselbst im Jahre 1749 Doctor der Theologie ward, ließ unser Mö-
ser als Glückwunsch an seinen vertrauten Freund die Abhandlung
de veterum Germanorum et Gallorum Theologia mystica et po-
pulari drucken. Bertling ward im Jahre 1750 Generalsuperin-
tendent zu Helmstädt; 1753 kam er als Rector und Professor des
Gymnasiums nach Danzig, wo er 1769 starb. — Es ist beinahe zu
schließen, daß Möser diesen angefangenen Aufsatz über sein Leben
schon zwischen den Jahren 1750 und 1753 geschrieben habe, weil
er seinen Freund einen Superintendenten nennt.

***) Zwölf Groschen.

„genommen hätte, da er sich dann zum Thor hinaus ge-
„macht, und in Gesellschaft einiger preußischen Ausrei-
„ßer, worauf er von ungefähr gestoßen wäre, die Stadt
„Münster erreicht hätte. Hier wäre er, weil er kein Geld
„bei sich gehabt, einen ganzen Tag die Gassen auf und
„nieder gegangen. Hundertmal hätte er sich gegen eine
„Thür gewandt, und ein Almosen bitten wollen; allein
„wenn er den Mund aufgethan, wäre ihm die Stimme
„vergangen, bis ihn endlich der Hunger überwältigt und
„gezwungen hätte, eine Bitte zu wagen; worauf ihm ein
„Mann sechs Pfennige gegeben hätte *). Damit wäre
„er in voller Freude zum Bäcker, und mit dem Brodte
„zum Thore, worin er hereingekommen, hinausgelaufen,
„wo er sich, ohne zu wissen was er thun wollen, auf ei-
„nen Stein niedergesetzt und sein Brod verzehrt hätte **)."

„So weit ging seine Erzählung von seinen Schuljah-
„ren; dem ich jedoch nach dem Berichte von Andern hin-
„zusetzen muß, daß er zwar flüchtig, schalkhaft und wild,
„jedoch Alles mit guter Art, und bei einem Jeden be-
„liebt gewesen, auch nach der Schule und von seinen
„Lehrern als ein feuriger Kopf, und besonders als ein
„trefflicher Redner bewundert worden, der Stoff genug
„zu finden gewußt, um eine Declamation von zwei Stun-

*) Es war ein Domherr. M. hatte noch einen Tressenhut auf; an dem mochte der Domherr merken, daß es nicht ein gemeiner Knabe war; er sagte ihm daher ernstlich, er sollte wieder nach Hause gehen.

**) Sein Vater hatte ein Haus in Iburg; dahin ging er, um sich einige Wäsche u. s. w. zu holen; denn er war willens nach Amsterdam, und von da nach Ostindien zu gehen. Die Magd im Hause merkte etwas, gab Nachricht, und so kam seine Mutter ihn abzuholen, ging auch gleich mit ihm in die Kirche, damit Niemand die wahren Umstände merken sollte.

„den zu halten. Hierin hätte er Alle von seinem Alter „übertroffen. In seinem zwölften Jahre hätte er und „vorgedachte seine beiden Freunde mit Andern eine ge„lehrte Gesellschaft errichtet, worin sie sich einer eigenen „von ihnen erfundenen Sprache bedient. Sie hätten zu „dieser Sprache ihre besondere Grammatik gemacht; Bert„ling hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die ge„lehrte Zeitung in dieser Sprache und die Kalender ver„fertigt, und das Siegel der Gesellschaft gestochen. Sie „hätten sich zusammen dieser Thorheit so sehr überlassen, „daß die Lehrer sie mit allen Schlägen nicht davon zu„rückbringen können.“ *)

Von einem Jünglinge, der schon in der Schule mit so viel Fähigkeit, zugleich eben so viel eigenthümliche Laune und von innen herausarbeitende Thätigkeit zeigte **), ist zu vermuthen, daß er in seinen Universitätsjahren viel werde gelernt haben; eben weil ihm Lernen so leicht ward, und weil sich nachher zeigte, daß er so viel wußte; aber es ist auch zu vermuthen, daß er viel früher als andere Jünglinge fähig und geneigt gewesen, nicht blos zu hören oder nachzuschreiben, sondern durch seinen hellen gesunden Verstand die von seinen Lehrern gehörten Ideen zusammenzustellen, zu vergleichen, zu beurtheilen, und dadurch eigene Gedanken zu erwecken.

Wir Deutschen suchen noch immer Lebenslang einen größern Werth als andere Nationen in dem, was im gemeinen gelehrten Leben Studiren heißt, nämlich in dem Lernen auf Schulen und Universitäten; denn nicht wenige Deutsche vermeinen noch immer, wenn sie die Anfangsgründe der

*) Einen dritten Anfang einer Selbstbiographie, die sich in Mösers schriftlichem Nachlasse fand, enthält die erste Beilage.
A. d. H.

**) S. Beilage 2.

Wissenschaften sich haben versagen lassen, hätten sie die Wissenschaften selbst erlangt. Daher berichten auch die Biographen unserer berühmten Gelehrten oft umständlicher als nöthig wäre, nicht nur auf welchen Universitäten und wie lange der Verstorbene studirt habe, sondern auch, welche Lehrer ihm mit der Metaphysik, dem ersten Gegenstande deutscher Studentenweisheit, oder mit dem, was etwa neue scholastische Mode an die Stelle der ältern Metaphysik setzt, den Kopf so sehr angefüllt haben, daß für nützlichere Wissenschaften weniger Raum blieb, oder welcher steifgelehrte Antecessor und Ordinarius den Schüler durch die Irrgänge der Pandecten ohne herausleitenden Faden geführt, oder dessen gesunden Verstand über die dornichten Wege des canonischen Rechts, nicht ohne einige Verletzung, habe stolpern, oder ihn im Criminalrechte aus Vorliebe zu Kaiser Carls peinlicher Halsgerichtsordnung habe lustwandeln lassen.

Die Methode zu studiren auf den deutschen Universitäten war in Mösers Jünglingsjahren noch ziemlich auf dem gelehrten Grundsatz gebauet, daß man für die Schule, aber eben nicht für's menschliche Leben lernen müsse; wie denn damals der Glaube fast allgemein war, der Sitz der Gelehrsamkeit sei ausschließend nur auf hohen Schulen *),

*) Ich selbst habe einen sehr gelehrten Mann gekannt, der noch im Jahre 1768 ganz im Ernste behauptete, es sei zweckwidrig, in Residenzstädten öffentliche Bibliotheken anzulegen, welche, seiner Meinung nach, nur auf Universitäten vorhanden sein müßten: „Denn, „sagte er, auf Universitäten sind die Lehrer alles menschlichen Wis„sens versammelt, welche davon durch ihre Schüler in dem übrigen „Lande so viel ausspenden als nöthig ist. Diese Lehrer also haben „öffentliche Bibliotheken nöthig. Die wenigen in Residenzstädten „und sonst befindlichen Gelehrten und gelehrte Geschäftsleute kön„nen zu den Büchern, welche sie etwa nöthig haben, sich das Geld

so daß man alle Gelehrsamkeit nur allein in Beziehung auf dieselben betrachtete. Die theologischen Doctoren bewahrten damals das System seligmachend zu lehren allein in ihren Facultätssessionen, und in ihren Hörsälen zogen sie neue theologische Doctoren, die wieder das System bewahrten, und nur allzugelehrte Prediger, unbekümmert ob Laien in der Welt wären, und ob denselben die theologischen Systeme und die Gelehrsamkeit der Doctoren etwas nützten. Die Rechtsgelehrten, gleich schwerfällig, wenn sie gelehrt und wenn sie elegant sein wollten, verachteten den gemeinen Rechtsgebrauch; und wenn es viel war, sprach ihre Facultät Recht wie im alten Rom; ja selbst ihr deutsches Jus publicum war sehr gelehrt auf's Herkommen und auf die Demonstration gebauet, ohne Rücksicht, was etwa im H. Röm. Reiche deutscher Nation, auch nur seit Kaiser Leopolds des Ersten Zeiten, sich zugetragen, oder verändert hätte; denn ein Pütter oder Steck lehrten damals noch nicht! Die Philosophen — wie sie freilich immer zu thun pflegen — disputirten und demonstrirten a priori, als wäre gar keine wirkliche Welt vorhanden, und die Erfahrung nichts werth. Blos die Aerzte, von Sydenham und Friedrich Hoffmann geführt, suchten wenigstens das kranke wirkliche Leben einigermaßen kennen zu lernen, obgleich damals, wo nicht mehr, doch gewiß eben so viel Menschen an allzugelehrt schiefen theoretischen Systemen mögen gestorben sein als jetzt an der allzugelehrt schiefen practischen Beobachtung.

Der steife Lehrton ward damals für eine unvermeidliche Beilage ächter Gelehrsamkeit gehalten. Zu der Zeit, als Möser im Jahre 1740 zuerst die Universität bezog, war es in ganz Deutschland mit der Art zu studiren beinahe so be-

„füglich vom Kaffee und anderm unnöthigen Luxus absparen.“ Es scheint, die Theorie dieses gelehrten Mannes stellte sich, vermuthlich a priori, den Luxus der Gelehrten in den Residenzstädten sehr groß vor.

schaffen wie mit der damaligen Art sich zu kleiden. Steif, eingezwängt, unnatürlich waren alle Kleidungsarten; man mußte die Schlafröcke erfinden, um wenigstens zu Hause ungezwungen zu leben. Seitdem ist freilich die Art sich zu kleiden geändert und etwas natürlicher geworden, so wie auch unsere Art auf Universitäten zu studiren. Doch kommt es mir zuweilen vor, als wäre in der letztern hin und wieder noch Manches von theoretischen großen Haarbeuteln, speculativen langen, fein gerade gefalteten Manschetten und deducirten steifen Schößen, welche dadurch weder bequemer, noch natürlicher, noch zweckmäßiger sitzen wollen, weil sie nach einer neuerfundenen Form zugestutzt sind, die ein anderes Ansehn hat als diejenige, mit welcher im Jahre 1740 unsere Universitäten sich sehr zierlich dünkten.

Möser studirte in den Jahren 1740 und 1741 zu Jena, und im Jahre 1742 zu Göttingen, einer Universität, welche damals schon, sonderlich in der Rechtswissenschaft, unter der Curatel eines der einsichtsvollesten Geschäftsmänner, vorzüglich bestimmt war, eine hohe Schule auch für die wirkliche Welt zu werden; das war sie aber, wenigstens damals, noch nicht. Wie viel, unmittelbar nach Mösers Zurückkunft von beiden Universitäten, die damals gebräuchliche Schulphilosophie und die danach modificirten Lehrmethoden in allen Wissenschaften auf seine Art zu denken mögen Einfluß gehabt haben, ist nicht bekannt. Gewiß ist's, daß er in reifern Jahren dem absprechenden Lehrertone, welcher sonst auf Universitäten noch allgemeiner wie jetzt herrschte, eben nicht gewogen war. Und so tolerant er über Meinungen urtheilte, so lächelte er dennoch, sonderlich in den letzten Jahren seines Lebens, bei bekannten Veranlassungen, über die Anmaßung derjenigen, welche glauben, durch Lehren der Theorie die Praxis der bürgerlichen Gesellschaft regieren zu können, besonders aber derjenigen, welche jetzt wieder so laut ankündigen, daß sie mit ihren theoretischen formalen Gril-

len die wirkliche Welt, die sie nicht kennen, sehr kräftig verbessern oder gar umkehren wollen.

Möser wußte übrigens damals schon, daß man auf Universitäten, wenn man da nur hört, eigentlich nicht studirt, sondern daß man alsdann eigentlich zu studiren anfangen sollte, wenn man die Hörsäle verläßt, und daß das menschliche Leben mit seiner großen Mannigfaltigkeit ein höchst studirenswürdiges, aber nur für den hellen und beobachtenden Kopf offenes Buch ist. Die früheste Bildung im väterlichen Hause muß ihn außerdem schon dürrer Schulweisheit abgeneigt gemacht, und ihn eher auf Weisheit geführt haben, im menschlichen Leben anwendbar. Diese wird weder durch störrige Demonstrationen noch durch steife Deductionen erlangt, sondern bildet sich nach und nach durch Kenntniß der Neigungen und Charactere der Menschen, und durch helle Reflexionen darüber *).

Sein Vater war ein im Lande sehr angesehener, äußerst thätiger Geschäftsmann. Seine Mutter gehörte zwar zu den guten westphälischen Hausfrauen, welche das Wirthschaftswesen für den ersten Zweck ihres Daseins halten, und die also ihre Kinder auch hauptsächlich dazu erzog; aber sie liebte doch die französische Sprache, und wies ihre Söhne auch von Jugend auf dazu an. In einem Schreiben an mich **) berichtet er selbst, „daß er seine ersten „Schulübungen nach Marivaux gemacht, und damals „seinen St. Evremont mehr als zehnmal durchgelesen „habe". Wenn man die Schreibart und die Weltkenntniß dieser beiden französischen Schriftsteller gegen die rohe Schulgelehrsamkeit hält, welche damals in Deutschland nur allein für Gelehrsamkeit galt, so ist leicht einzusehen, daß ein Jüngling, der schon in seinen frühen Jahren ihnen so viel Ge-

*) S. Beilage 3.
**) S. den Brief vom 17. Dec. 1785.

schmack abgewann, daß er sie mehrmals durchlas, hellere Ideen über Schulweisheit und wirkliches menschliches Leben von der Universität zurückbrachte, oder doch bald nachher sich erwarb, als Mancher von seinen grundgelehrten Lehrern je erlangt hat. Ueberdies ist zu bedenken, daß Möser in seiner früheren Jugend sich nicht etwa nach Marivaux spitzfindigen dramatischen Stücken bildete, sondern nach dessen beiden Romanen, wie aus seinem obigen Schreiben erhellet. Diese sind aber in ihren höchst interessanten Situationen, in ihren so sehr wahren und so fein nüancirten Characteren voll treffender Menschenkenntniß und biegsamer Philosophie des Lebens, welche die Menschen nimmt und beurtheilt, wie sie sind und sein können, worauf die störrische erfahrungslose Schulweisheit gewöhnlich gar nicht achtet. Dem Jünglinge, der schon jene zu fühlen und zu schätzen fähig war, konnte diese wohl eben nicht sehr, wenigstens nicht lange behagen.

Im Jahre 1746 heirathete er. Seine Gattin, eine geborne Brouning *), war eine seltene Frau, an Geist und Herz und Kenntnissen, eines Mösers würdig **). Auch der Umgang mit ihr setzte die Bildung seines Geistes auf dem angefangenen Wege fort; denn auch sie war eine Freundin und Kennerin der französischen Sprache und Litteratur. Zu seinen vertrautesten Freunden gehörte der Domherr von Bar, der durch drei Bände *Epitres diverses* in französischer Sprache bekannt ist, denen man zwar Härte in Absicht auf die französische Sprache und Versification nicht ohne Grund vorwerfen kann, in welchen man aber den scharfsichtigen Menschenkenner und den wohlwollenden Menschenfreund auf jedem Blatte findet. Derselbe hatte eine

*) Ihr Vater war geheimer Secretair des damaligen protestantischen Bischofs von Osnabrück, Herzogs Ernst August von York.

**) S. Beilage 4.

Tochter, eine der vollkommensten Personen ihres Geschlechts, von Mösern außerordentlich verehrt, und die, wie er bekannte, zu seiner Bildung viel beigetragen hat. Hier sind Spuren genug, wie sich Mösers Geist und Character sehr früh in einer Stadt in Westphalen sehr vorzüglich bilden konnte, zu einer Zeit, da noch in ganz Deutschland zur Bildung so wenig Gelegenheit war *).

Indeß würde Möser durch eine blos französische Bildung, wenigstens als Gelehrter und Schriftsteller, schwerlich der Mann geworden sein, der er nachher ward. Man sieht dies aus seinen ersten Schriften, welche in diese Zeit fallen: aus dem Versuch einiger Gemälde von den Sitten, aus seinen Beiträgen zu der deutschen Zuschauerin, aus dem Trauerspiele Arminius; welche Schriften alle zwischen Gottsched und Marivaux schwanken. Seine nachher herausgegebenen Werke sind durchaus von einer ganz andern Art. Ein ganz anderer Geist wehet darin; von seiner frühern Bildung nach französischen Schriftstellern ist darin fast keine Spur.

Mösers Einsichten und Talenten einen mannigfaltigern Schwung zu geben, trug besonders ein anderer, sowohl mit ihm als mit dem Domherrn von Bar innigstvertrauter Freund bei, Herr J. F. von dem Bussche, dessen Andenken Möser hernach eine eigene, im Jahre 1756 zuerst gedruckte Schrift: der Werth wohlgewogner Neigungen betitelt, widmete. Derselbe hat zwar nie ein öffentliches Amt bekleidet, oder etwas zum Drucke geschrieben, hatte aber seinen Geist durch das Studium mehrerer Wissenschaften, und durch Reisen in Italien, Frankreich und England sehr ausgebildet. Möser erwarb sich die Kenntniß der Sprachen dieser Länder, und die Lectüre der besten engländischen

*) S. Beilage 5.

und italiänischen Schriftsteller gab seinen Einsichten und Talenten auf mancherlei Weise eine veränderte Richtung.

Dazu trug auch zugleich selbst der Kreis seines Geschäftslebens bei, welcher ihn nothwendig auf Landeskenntniß brachte, wozu Diplomatik und Geschichtsforschung — Studien, worin er sich nachher so groß zeigte — unumgänglich nöthig waren. Doch würde er vielleicht nur ein vorzüglicher Geschäftsmann, nicht ein so sehr vorzüglicher Schriftsteller geworden sein, wenn nicht die thätigste Zeit seines Geschäftslebens, uud zugleich sein Alter zwischen dreißig und vierzig Jahren — das Alter, wo gewöhnlich die Bildung eines Schriftstellers Festigkeit zu bekommen pflegt — in die Zeit des siebenjährigen Krieges gefallen wäre. Man muß sich die ganz individuelle Verfassung von Mösers Vaterlande, und die Lage der Sachen während und bald nach dem Kriege recht deutlich vorstellen, um einzusehen, welche wichtige Wirkung dieses Alles auf seine Geistesfähigkeiten und Weltkenntniß, auf seinen Character als Geschäftsmann und als Schriftsteller gehabt hat *).

Die Erschütterungen des siebenjährigen Krieges hatten, wie die Kriege überhaupt, den zufälligen Nutzen, daß viele Charactere sich auf eine Art entwickelten, wie sonst nicht leicht. Dieser Krieg war für ganz Deutschland kritisch, noch mehr für den kleinen Staat Osnabrück.

Klein, und im Kriege, sagt schon genug für einen solchen Staat. Feinde durchziehen ihn, welche durchaus ohne Bedenken Alles nützen und nehmen, was der Kriegsgebrauch erfordert, den man des Wohllauts wegen Recht nennt; selbst wenn ihn Freunde durchziehen, vergessen sie nicht, auch zu nützen und zu nehmen, und wissen dies allenfalls, dem Weltlaufe gemäß, auf irgend eine Art freundschaftlich zu benennen.

Dieser kleine Staat ist ein geistlicher Staat. Wer ei-

*) S. Beilage 6.

nen geistlichen Staat nennt, nennt eine Aristocratie, und von ganz besonderer Art, worin eine Menge Rücksichten, Combinationen und Unterhandlungen, wie in einen Brennpunkt, zusammenlaufen. Nur Wenige, nämlich die Domherren, sind der Regierung, wo nicht in der That, doch dem Rechte nach, fähig, wenigstens zur Wahl des Regenten berechtigt. Jeder, der hiezu gehört, hat seine Absichten und seine Partei. Früh gewöhnt, jene, und oft auch diese geheim zu halten, weil natürlich die Absichten Vieler müssen vereinigt werden, um die Absicht eines Einzigen zu erreichen, beobachtet Jeder den Andern beständig, sucht ihm unvermerkt zu Gefallen zu leben oder zuwider zu sein, nachdem es die Umstände erfordern, seinen Zweck immer im Sinn behaltend, und die Mittel dazu von weitem vorbereitend.

In einem solchen geistlichen Staate ist die Wahlfähigkeit im activen und passiven Sinne zwar in sofern angeerbt, daß die Ahnenprobe eine unnachlaßliche Bedingung ist. Aber es bleibt immer ein großes Problem der Klugheit, im Voraus zu sehen, wie Viele von der nächsten wirklichen Regierung ausgeschlossen sein werden, wie Wenigen es möglich ist gewählt zu werden, und wie wenig oder viel Wahrscheinlichkeit dazu bei Jedem von diesen Wenigen Statt finde, um danach sein Benehmen schon seit langer Zeit einzurichten. Zwar kann ein protestantischer Domherr in Osnabrück gar nicht Bischof werden, und seit länger als zweihundert Jahren ist kein katholischer Domherr aus dem Capitel, sondern immer ein Fürst oder Fürstensohn gewählt worden. Dies ist aber nur eine zufällige Folge auswärtiger Politik. Das Recht, den Bischof und Landesherrn zu wählen, und dazu gewählet zu werden, bleibt immer den Domherren; der Fall, daß das letztere wirklich ausgeübt werde, kann durch einen Zusammenfluß unvorhergesehener Umstände täglich wieder kommen; und bei jeder Wahl, selbst wenn sie schon vorher auf einen auswärtigen Prin-

zen bestimmt wäre, wird nicht leicht ein Domherr sein, der nicht eine Partei zu machen oder zu verstärken, Forderungen und Absichten zu erhalten oder zu hindern hätte; ungerechnet noch die Autorität und die Absichten und das Wirken jedes Domherrn, welche in allen geistlichen Staaten Statt finden, wenn während einer Sedisvacanz das Regiment von dem Domcapitel geführt wird.

Die Lage wird in Osnabrück noch verwickelter dadurch, daß neben dem regierungsfähigen Domcapitel, bestehend aus alten Edelleuten, die Ritterschaft oder die Eigenthümer der Burgsitze, welche die Landtagsfähigkeit im ritterschaftlichen Collegium haben, landtagsfähig sind, an Geburt und Ahnen den Domherren gleich, an Interesse oft von ihnen abgesondert, den unmittelbarsten Einfluß auf die Landesgeschäfte haben; und in Osnabrück ist noch dazu der größte Theil der landtagsfähigen Ritterschaft protestantisch, hingegen das Domcapitel größtentheils katholisch *). Dies setzt eine Menge Menschen, die noch dazu sehr nahe neben einander leben, in eine sonderbare Thätigkeit, wovon man in einem großen monarchischen Staate kaum einen Begriff hat; und wenn dieses beständige mannigfaltige Bestreben auch nicht immer eine Schule der Menschenliebe sein sollte, so ist es gewiß eine sehr lehrreiche Schule der Menschenkenntniß, in die besonders der unregierungsfähige Beamte des Staats geführt wird. Ist er ein Biedermann, so muß er zwar innere Güte und Festigkeit des Characters haben, aber früh lernen, sich mit Klugheit und Vorsicht nach allen Seiten zu schmiegen, wenn er sich selbst erhalten will, um dem Staate dienen zu können.

Osnabrück ist ferner ein geistlicher Staat von ganz besonderer Art, nicht nur aus katholischen und prote-

---

*) Die Anzahl der Domherrn ist 25, worunter drei lutherisch sein müssen, weil im Normaljahre 1624 diese Anzahl vorhanden war.

stantischen Domherrn und Staatsbeamten zusammengesetzt, sondern auch die Rittergutsbesitzer sind meist protestantisch; und das Land ist einem Landesherrn und Bischofe aus beiden Religionen wechselsweise unterworfen. Hier stoßen die sonderbarsten Combinationen im höchsten Maße zusammen, indem der Geist des Protestantismus sich an den Geist des Katholicismus anschmiegen soll und muß. Die Regierungsform eines geistlichen Staats ist von jedem weltlichen Staate, er habe eine Form, welche er wolle, wesentlich unterschieden; denn er ist ursprünglich katholisch, gegründet auf die nach Kirchengesetzen der finstersten Jahrhunderte über alles Weltliche weit hinaus reichen sollende geistliche Gewalt, welche der katholische größere Theil der Domherren, Priester, oder nicht, durch den Cölibat, von jedem Laienstande abgesondert, im strengsten Sinne behaupten muß. Dem Geiste des Protestantismus, welcher keine geistliche Gewalt erkennet, die von der weltlichen allein rechtmäßigen Gewalt abgesondert, oder gar über dieselbe erhaben wäre, sind zwar die Begriffe einer geistlichen unabhängigen Hierarchie ganz zuwider; aber die wenigen Protestanten im Domcapitel, und die Beamten, welche dieser Religion zugethan sind, müssen in Absicht ihrer öffentlichen Geschäfte schon die katholischen Grundsätze gewissermaßen annehmen; denn der Staat kann einmal nicht anders als nach denselben regiert werden; und das erste Erforderniß eines practischen Staatsmannes ist doch, daß er helfe, den Staat nach denjenigen Principien regieren, auf die er gegründet ist, mögen sie sonst auch beschaffen sein wie sie wollen, weil jener sonst nicht bestehen kann. So wird in Osnabrück, wie in sehr vielen Staaten von allerlei Beschaffenheit, Wahrheit auf Irrthum gegründet; und die Folgen finden sich auch nach dem practischen Verhältnisse des Irrthums und der Wahrheit.

Endlich veranlasset auch die dem kleinen osnabrückschen

Staate ganz eigene Verfassung, welche sich bei keinem andern findet, daß nämlich dessen Landesherr wechselsweise ein Katholik oder ein Protestant ist, wechselsweise zum Cölibat gezwungen oder verheirathet, wechselsweise ein deutscher katholischer Edelmann, welcher sechszehn Ahnen aufzuweisen hat, oder ein Prinz aus einem deutschen Churhause, welches aber seit Menschengedenken nicht eigentlich deutsch ist, ganz eigenthümliche und verwickelte Verhältnisse. So lange ein Bischof lebt, hängt es von ihm allein ab, wem er die Besorgung der Regierungsgeschäfte auftragen will. Ist also der Bischof katholisch, so haben die Katholischen die nächste Aussicht dazu, ist er protestantisch, die Protestanten; und es bleibt natürlich, daß die Religion, zu welcher sich der Landesherr bekennet, seinen Religionsverwandten immer zu irgend einigem Vortheile gereicht. Die Lage eines Staats, zumal eines kleinen, der aus Katholischen und Protestanten gemischt ist, verursacht auch ganz natürlich mehr oder minder die Aufmerksamkeit beider Theile auf einander. Die katholischen Geistlichen, Priester oder nicht, betrachten im Herzen die Protestanten immer als Usurpatoren, welche sie noch einmal zu ihrer Kirche, sei es mit Gewalt, oder mit sanftern, oder sanfterscheinenden Mitteln, zurückzubringen hoffen, bis dahin aber durch Mittel beiderlei Art, sobald sie nur können, möglichst einzuschränken, und ihre eigene Gewalt auszudehnen suchen. Und dies können und dürfen sie vermöge ihrer größern Macht und der consequentern Einrichtung ihrer Hierarchie wagen, und wagen es gern. Hingegen die Protestanten, ob sie gleich die Nothwendigkeit, zu ihrer Vertheidigung immer wachsam zu bleiben, wohl einsehen, sind dennoch allenthalben minder mächtig, in ihrer inneren Verfassung weniger consequent, vielleicht oft auch weniger schlau. Sie geben katholischen Grundsätzen und Ueberlegungen leichter nach, als die Katholischen protestantischen, und merken sehr oft die Folgen ihrer Nach-

giebigkeit eher nicht, als bis es zu spät ist. Wenn auch gleich Klugheit, Patriotismus, Achtung für Verfassung und verträgliche Gesinnungen, und Nachgiebigkeit, welche oft durch politische Rücksichten mehr als durch eigentliche Aufklärung, der man sie zuschreibt, bewirkt werden, dergestalt das Gleichgewicht halten, daß der Staat in äußerlicher und innerlicher Ruhe bleibt, so gehen doch in den Gemüthern und in kleinen Cirkeln beider Parteien Bewegungen vor, wovon man in einem blos protestantischen Staate kaum einen Begriff hat. In dem osnabrückschen Staate macht daher die jedesmalige Veränderung des Landesherrn, die allenthalben höchst wichtig ist, eine sehr vervielfachte Bewegung in den Gemüthern. Ich kann sie mir um desto lebhafter vorstellen, da mein Freund Möser mir über manche dahin gehörige Gegenstände oft mündlich so Vieles darüber erzählte. Es ist zum Beispiele natürlich, daß zur Zeit, wenn die Lebenszeit und Regierung eines protestantischen Landesherrn und Bischofs zu Ende zu gehen scheint, die Katholischen aufmerksam werden, welchem der benachbarten katholischen geistlichen Fürsten das Bisthum Osnabrück wohl zu Theile werden möchte, und daß besonders die Domherren, welchen anscheinend die Wahl zusteht, die Augen nach allen Seiten richten, damit jeder von seinem Antheile am Wahlrechte, theils in Absicht der Wahl selbst, theils in seiner nachherigen Lage, die möglichsten Vortheile ziehe. Eben so natürlich ist es, daß, wenn die Regierung eines katholischen Bischofs zu Ende gehet, beide Theile, Protestanten sowohl als Katholische, ihre Augen auf das Churhaus Braunschweig-Lüneburg richten, und die Umstände berechnen, welche jedem nach seiner Lage und Absichten zuträglich oder hinderlich werden können.

Zu Mösers Zeiten, da der Eröffnungsfall des Bischofthums gerade in die Zeit des siebenjährigen Krieges traf, ereigneten sich ganz besondre Vorfälle. Der Churfürst von

Cöln, Clemens August, ein geborner Prinz von Baiern, war seit 1729 auch Bischof von Osnabrück. Da aber, nach Aufhebung der Convention von Kloster-Seven, die alliirte Armee in's Stift rückte, so ward durch dieselbe der Bischof, als zur östreichischen Partei gehörig, so gut wie entsetzt. Die von demselben zur Regierung verordneten Personen führten dieselbe, gemeinschaftlich mit einigen landständischen Deputirten, nach dem Willen des commandirenden Generals, bis zum Februar 1761, wo der Churfürst starb. Nun trat die während der Sedisvacanz gewöhnliche Regierung des Domcapitels ein, welche bis in den Januar 1763, das heißt bis zu Ende des siebenjährigen Krieges, dauerte. Es sendete alsdann der König von England zwei hannöversche Commissarien zur Landesregierung, und befahl allen Einwohnern, denselben zu gehorchen. So blieb es bis in den Februar 1764. Da geschah, was man vorher nicht gesehen hatte, daß der König seinem nur sieben Monate alten Sohne *) die osnabrückische Inful und mit ihr den osnabrückischen Scepter zuwendete; welches wenigstens für das Land den Erfolg hatte, daß es die alliirte Armee, von der es vorher nicht viel anders als feindlich behandelt ward, nunmehr in einer ganz entgegengesetzten Gestalt sah **).

Aus Zusammenhaltung aller dieser Umstände läßt sich einigermaßen Mösers Lage ermessen, welche auf seinen Cha-

*) Sterne dedicirte Ihm daher zwei Jahre hernach, in seiner gewöhnlichen Laune, ein Buch folgendergestalt:

Dem Hochwürdigsten
in Gott Vater
(nur drei Jahr alt).

**) Im Februar 1764, als der Prinz gewählt wurde, war der Friede geschlossen; und die Armeen waren bereits im Winter 1762 auf 63 abgezogen, als der König von England am 5. Januar 1763 die Landesregierung übernahm. A. d. H.

racter als Geschäftsmann und als Mensch, und auch als Schriftsteller unstreitig den sichtbarsten Einfluß haben mußte. Er lernte früh sich in Menschen aller Art, auch von den entgegengesetztesten Gesinnungen und von dem entgegengesetztesten Interesse schicken. Daher seine Toleranz gegen menschliche Meinungen und Gesinnungen; daher seine Neigung, alle Gegenstände von mehrern Seiten zu betrachten, zuweilen absichtlich von denjenigen, von welchen man sie am seltensten zu betrachten pflegt; durch welche Neigung bei ihm so viel neue Ideen erzeugt wurden. Daher aber freilich auch seine hin und wieder merkliche Neigung zu Paradoxien und zu skeptischen Sätzen, welche zum Theile auch durch die Rücksicht auf die verschiedenen Personen und Parteien, welche er zu schonen nöthig hatte, hervorgebracht, allemal aber sowohl durch seinen hellen gesunden Verstand als durch das hohe Wohlwollen, welches wesentliche Bestandtheile seines Characters waren, nicht nur gemildert und unschädlich, sondern auch nützlich gemacht ward.

Als Möser von der Universität zurückkam, ließ er sich unter die Zahl der Advocaten aufnehmen *); und schon im Jahre 1747 ward ihm die ehrenvolle und wichtige Stelle eines Advocatus Patriae **) aufgetragen. Nicht lange dar-

*) Aus den Advocaten wurden damals alle Beamte und Richter gewählt; und bei der Verfassung der Gerichte und der Unwissenheit der höheren Stände war ein guter Advocat ein Mann von großer Bedeutung. — Mösers gerichtlicher Beistand schien auch darum wichtig, weil sein Vater Präsident des Justiz-Collegiums in Osnabrück war.

**) In dieser Qualität lag ihm ob, die Rechtshändel zu führen, welche der ganze Staat mit Auswärtigen sowohl als mit Einheimischen (z. B. wenn diese Exemtionen von Steuern oder andere Vorzüge und Privilegien verlangten) hatte; und er entwarf alle dazu nöthige gerichtliche und außergerichtliche Handlungen.

auf erhielt er noch außerdem die Stelle eines Secretars*), und nachher eines Syndicus der Ritterschaft**). Diese letztern Aemter gaben ihm aber bis zu Anfange des siebenjährigen Krieges wenig Beschäftigung. Bis dahin, und auch noch nachher, bis zum Jahre 1768, da er zum Geheimen Referendar bei der Regierung ernannt ward, machte er sich vorzüglich als Advocat um das Vaterland verdient. Wider den an sich so nöthigen als nützlichen Advocatenstand sind nicht wenige Personen mit Vorurtheilen eingenommen, weil man freilich Beispiele genug hat, daß er gemißbraucht worden, das Recht zu verdrehen, und hülflose Unterthanen und Mitbürger zu unterdrücken. Möser aber war ein Sachwalter der Unterdrückten im edelsten Sinne des Wortes. Er war unter allen Advocaten im Stifte Osnabrück der einzige, welcher gegen den damaligen Statthalter und Geheimenrathspräsidenten, den Dompropst von K..***), die Feder führte. Möser selbst und andere glaubwürdige Personen schilderten jenen Mann als einen stolzen, herrschsüchtigen und höchst intoleranten Geistlichen. Möser allein wagte es, so oft sich die Gelegenheit darbot, das Recht der Unterdrückten gegen den sehr mächtigen und höchst despotischen Statthalter vor Gerichte zu vertheidigen. Schon hierdurch erhielt er früh das uneingeschränkte Zutrauen seiner Mitbürger, so daß auch im Lande nicht leicht ein erheblicher Rechtsstreit geführt ward, in welchem Möser nicht von einem Theile wäre um Rath gefragt worden. Daher bekam

*) Secretair der Ritterschaft wurde Möser schon i. J. 1742.
A. d. H.

**) Die Landstände des Stifts Osnabrück sind in drei verschiedene Corpora eingetheilt, nämlich: 1) das Domcapitel, 2) die Ritterschaft, 3) die Deputirten der Städte. Jedes Corpus hat seinen Syndicus und Secretar.

***) Er starb kurz vor dem Anfange des siebenjährigen Krieges.

er auch auf Vermittelung der Landstände, besonders der größtentheils protestantischen Ritterschaft, wie eben gedacht, die Stelle eines Advocatus patriae.

Es ist ein merkwürdiger Zug an Mösern, daß er von Jugend auf eine Abneigung fühlte, ein richterliches Amt zu übernehmen — vielleicht, weil er nicht gern entschied; und daß er hingegen, wie er selbst oft sagte, mit Leidenschaft Advocát gewesen war — vielleicht, weil er da mehrere Seiten eines Gegenstandes besser untersuchen, entwikkeln, und gegen einander stellen konnte. Diese seine Lieblingsbeschäftigung in seinen besten Jahren hatte gewiß keinen geringen Einfluß auf die in seinen Schriften so auffallende Manier, Gründe und Gegengründe gleichsam einander entgegen aufzuführen, ja wohl gar Gründe für eine Meinung aufzusuchen, welche nicht eigentlich die seinige war. Auch beförderte seine Praxis als Advocat wahrscheinlich bei ihm die Neigung zu Studien, welche ihn nachher so sehr auszeichneten. Wenn er z. B. in einem Rechtshandel deutlich auseinander setzen sollte, in wie fern einem Stande oder einem Gute die Befreiung von einer Steuer oder einer Gerichtsbarkeit zustehe? welche Rechte der Landesherr, oder der Gutsherr gegen den Bauern, der Verfassung gemäß, habe? ob die Geistlichkeit, nach der ersten Einrichtung, statt der unter der Benennung des Zehenten erhobenen Abgabe nunmehr den zehnten Theil aller Naturproducte zu fordern habe? *) u. dergl. m.: so mußte er nothwendig die ältere Geschichte und Verfassung seines Vaterlandes befragen; und dadurch entwickelte sich bei ihm der Keim zu vielen gelehrten Untersuchungen, welche nachher

*) Man sehe Mösers Brief an mich (vom 20. Dec. 1778); und den Auszug eines wichtigen Gutachtens über den letzten Gegenstand in den Phantasien, IV. Th.

in seinen Phantasien und in seiner osnabrückischen Geschichte so herrliche practische Früchte trugen.

Mösers Talente als Advocat, und die Freimüthigkeit, mit welcher er jederzeit, ohne alle Menschenfurcht, das Recht der Unterdrückten vor Gerichte darstellte und vertheidigte, machten, daß die protestantische Partei im Lande, besonders die Ritterschaft, ihn als ihre vorzüglichste Stütze gegen die damals übermächtige katholische Geistlichkeit ansah. So ward er auch dem hannöverschen Ministerium bemerklich gemacht, welches während der Regierung eines katholischen Bischofes natürlich immer geneigt ist, sich der Protestanten anzunehmen. Der berühmte Premierminister G. A. von Münchhausen ward von Mösers juristischen Kenntnissen und Rechtschaffenheit so sehr überzeugt, daß er ihm in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges sogar die wichtige Stelle eines Oberappellationsraths in Celle anbot. Möser aber verbat dieselbe, theils wegen seiner Abneigung vor einem richterlichen Amte überhaupt, theils auf das dringende Bitten osnabrückischer Patrioten, welche damals schon hofften, es würde ihm bei veränderter Regierung ein wichtiger Theil der Landesangelegenheiten aufgetragen werden, welche durch den Krieg schon in so kritischer Lage waren.

Als die Franzosen mit ihrer Armee im Sommer 1757 in's Stift Osnabrück einrückten, nannten sie sich zwar Freunde, aber sie forderten freundschaftlich große Lieferungen und eine Menge Fuhren; und die Winterquartiere zehrten das Land aus. Als diese Truppen darauf, nach der Aufhebung der Convention vom Kloster Seven, der alliirten Armee weichen mußten, wurden auch von dieser dem Hochstifte Osnabrück Lieferungen und Contributionen aller Art aufgelegt *). Hier

*) Wie stark das Hochstift, sowohl durch die französische, als durch die alliirte Armee, mitgenommen worden, zeigt eine mit acten-

ward Möser auf Veranlassung der Stände zu den dahin gehörigen mehrentheils so beschwerlichen als delicaten Geschäften gebraucht. Er mußte deßhalb oft der alliirten Armee nachreisen, und hielt sich zuweilen Monate lang im Winterquartiere auf. Die allgemeine Stimme sagt, daß durch die Art seines Betragens gewiß dem Lande einige hunderttausend Thaler und sehr viel Unannehmlichkeiten gespart worden. Denn seine Einsicht, seine Uneigennützigkeit, seine Art, die wahre Lage der Sachen in's Licht zu setzen, seine simplen Plane, Alles so viel möglich zu wechselseitiger Zufriedenheit bald zu endigen, und das Offene und Gerade in seinen Handlungen, machten ihn allenthalben sehr beliebt, und erwarben ihm das Zutrauen des Herzogs Ferdinand *) und der vornehmsten Generale.

Mit welcher Menge von Menschen, in höchst verschiedenen Lagen, ein Mann, der in Geschäften dieser Art thätig ist, zu verkehren hat, und welchen reichen Zuwachs von Kenntniß menschlicher Charactere und menschlicher Gesinnungen aller Art der erhält, welcher mit Mösers feinem

---

mäßiger Genauigkeit, und zugleich mit vieler Laune geschriebene kleine, jetzt sehr rare Schrift: Lettre d'un Membre des Etats de l'Evechê d'Osnabruc, du 10. Nov. 1759. 4. Doch ward von England nachher ein Ansehnliches wiederbezahlt; die freundschaftlich einmarschirten Franzosen aber vergütigten nichts.

*) Damals, im Jahre 1760, ward das erste Beispiel seines Talents zur launigen Schreibart gedruckt: das Schreiben Joseph Patridgen, Generalentrepreneurs der Winterquartierlustbarkeiten bei der hohen alliirten Armee. Möser kam zwei Tage vor dem Geburtstage des Herzogs im Hauptquartiere zu Marburg an, schrieb in wenig Stunden dies feine Compliment an den großen Feldherrn, und schickte es noch am Tage seiner Ankunft in die Druckerei. Es ward sehr wohl aufgenommen, und that ihm und dem Lande, bei dem verwickelten Geschäfte, das er auf sich hatte, gewiß keinen Schaden.

und schnellem Beobachtungsgeiste versehen ist, braucht nicht erst weitläuftig auseinander gesetzt zu werden.

Aber es war ihm noch eine vorzüglichere Gelegenheit vorbehalten, Welt und Menschen in noch weiterm Umfange kennen zu lernen, und zugleich seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste zu leisten. Er ward im Jahr 1763 gegen das Ende des siebenjährigen Krieges von den Ständen, mit Einwilligung der damals regierenden hannöverschen Commissarien, nach London geschickt, um mit dem engländischen Commissariate wegen der Lieferungen des Landes an die von England besoldete alliirte Armee zu liquidiren, und deren Bezahlung zu betreiben. Die Zeitumstände veranlaßten hier, daß seine Anwesenheit in London seinem Vaterlande indirect noch nützlicher werden konnte.

Als der Bischof und Churfürst Clemens August 1761 gestorben war, und nun, dem westphälischen Frieden gemäß, ein protestantischer Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg der Nachfolger werden mußte, verzog sich die Bestimmung desselben doch noch zwei Jahre lang, weil der Hof zu London unschlüssig war, welcher Prinz zu wählen sei. Man hielt endlich für vortheilhafter, anstatt des Bruders des Königs, der schon bei Jahren war, des Königs zweiten neugebornen Prinzen zum Bischof zu machen, ob sich gleich dabei verschiedene Schwierigkeiten hervorthaten *). Gerade in diesen kritischen Zeitraum traf Mösers Aufenthalt in England. Da er schon vorher dem Ministerium

*) Z. B. der Hof zu London verlangte vom Domcapitel zu Osnabrück, daß es, wenn der Prinz minorenn stürbe, abermals einen Prinzen aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg wählen solle; wozu es sich durchaus nicht verstehen wollte. Das Domcapitel wurde überhaupt unter der Hand vom kaiserlichen Hofe unterstützt; welches sich zeigte, sobald die alliirte Armee zurückgetrieben ward, und die französische Armee sich wieder dem Stifte näherte.

zu Hannover so vortheilhaft bekannt war, so ward es ihm leicht, das Vertrauen des damaligen hannöverschen Ministers in London, Herrn von Behr, zu erwerben, der ihn über manche die Regierung von Osnabrück betreffende Gegenstände zu Rathe zog. Die Geschäfte nöthigten ihn, acht Monate dort zu bleiben; und sein Beobachtungsgeist war nie müßig in London, in der kleinen Welt, wo für einen hellen Kopf so viel zu beobachten ist.

Der große Chatham war damals zwar nicht mehr im Ministerium; aber sein Vaterland empfand noch die wohlthätigen Folgen der weisen Verwaltung des Mannes, desgleichen keiner wiedergekommen ist. Großbritannien fand sich nach dem Frieden auf einem sehr hohen Punkte der Nationalgröße so wie des Nationalwohlstandes; und obgleich Bestechung, Leichtsinn, Ueppigkeit, Verschwendung und Sittenverderbniß schon damals nur allzusehr begannen an dessen vortrefflicher Constitution unbemerkt zu nagen, so genoß Großbritannien doch die Früchte derselben noch reiner und in viel größerm Maße als jetzt. Die Einwohner fühlten ihr Glück, und waren damals weit mehr als jetzt, so wie sie ihr Landsmann Goldsmith schildert:

Stern o'er each bosom reason holds her state.
With daring aims irregularly great,
Pride in their port, defiance in their eye,
I see the lords of humankind pafs by,
Intent on high designs, a thoughtful band,
By forms unfashion'd, fresh from nature's hand,
Fierce in their native hardinefs of soul,
True to imagin'd right, above controul,
While ev'n the peasant boasts these rights to scan,
And learns to venerate himself as man.

Eine solche Nation in ihrer genialischen Kraft, ja selbst
Im Uebermuthe ihres Muthes,
erscheint in unenendlich mannigfaltigen Gestalten. Alles

strebt mit einander und gegen einander, Alles öffnet sich lebendiger Beobachtung. Landesverfassung, Politik, Industrie, Handlung, Litteratur, Schauspiele, Nationalbelustigungen, und vor Allem menschliche Charactere von der interessantesten und verschiedensten Art, beschäftigten Mösers Aufmerksamkeit. Auch das Geringste entging ihm nicht *). Dieser Zuwachs von Kenntnissen hatte auf ihn als Geschäftsmann und als Schriftsteller einen wichtigen Einfluß. Die Menge der Gegenstände, worauf er nachher in seinen Schriften seine Augen richtete, deutet hierauf; und seine unnachahmliche Laune ward hier hauptsächlich, wo nicht erweckt, doch noch mehr entwickelt.

Die Ernennung des jungen Prinzen Friedrich zum Bischofe brachte verschiedene publicistische Fragen in Bewegung. Das Domcapitel meinte der Vormund des minderjährigen Regenten sein zu müssen, weil er ein Bischof war, und verlangte daher bis zu dessen Volljährigkeit, das heißt zwanzig Jahre lang, das Land aus eigener Macht und unabhängig zu regieren. Der Vater glaubte der natürliche Vormund zu sein, weil der neuerwählte Landesherr ein Fürst war, und setzte sich ohne Weiteres in Besitz der Oberaufsicht und Anordnung der Regierung. Beide Theile hatten Gründe für sich, welche sie auch in gar gelehrten Deductionen ausführten. Die Gründe des Königs von England trug Möser mit vieler Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, und mit großem Scharfsinne vor **), sogar aus dem

---

*) In seinen Phantasien (1. Th. Nr. X.) beschreibt er ein Speisehaus für Bettler im Kirchspiele St. Giles in London, wohin ihn der berühmte komische Schauspieler Shutter führte, der zum Behufe seiner Kunst an solchen Orten die Natur im high life below stairs aufzusuchen pflegte.

**) Die Deduction ist betitelt: Rechtliche Behauptung der Gründe, worauf die von Sr. K. M. von Großbri-

canonischen Rechte, wodurch das katholische Domcapitel hauptsächlich zu siegen gedacht hatte; und außerdem war auf Seiten des Königs noch die Macht. Beide Theile schlossen endlich einen Vertrag, wobei der mindermächtige so viel erhielt, als der mächtigere ihm füglich lassen konnte. Ferner war ein großer Streit: ob das Domcapitel, oder der König den Gesandten beim Reichstage zu Regensburg senden, und ob während der zwanzig Jahre die Stimme des minderjährigen Bischofs (der doch gewiß ein Protestant war) auf dem Reichstage für eine protestantische, oder vielmehr für eine katholische müsse gerechnet werden? welches letztere nach der sonderbaren Behauptung des Domcapitels nothwendig sein sollte. Man fand bald den kurzen Ausweg, daß, den Rechten beider Theile unbeschadet, während der zwanzig Jahre die osnabrücksche Stimme am Reichstage ganz ruhen sollte, wo so manche nicht ruhende Stimme wenig entscheidet. Die Regierung des Landes aber war wesentlich, konnte nicht ruhen. Diese dem Könige von England zu lassen, der sie schon übernommen hatte, mußte das Domcapitel zugeben; und Möser, der eines Theils dieser Angelegenheiten wegen schon in London war zu Rathe gezogen worden, bekam vom Könige insgeheim den ehrenvollen Auftrag, daß nichts zur Ausführung beschlossen werden sollte, ehe er sein Gutachten darüber gegeben hätte, die Sachen möchten nun vor den hannöverschen Minister in

---

tannien in Ansehung der osnabrückschen Bischofswahl und der Regierungseinrichtung im Stifte — genommenen Maßregeln gebauet sind. 1767. Fol. In den jetzt gesammelten vermischten Schriften Mösers hat von dieser Deduction nichts eingerückt werden können, weil die Ausführung eines vergessenen publicistischen Streits allzuwenigen Lesern interessant sein würde.

London, oder vor die Regierung, oder vor die Landschaft gehören. *)

Das heißt: Möser war während der Minderjährigkeit des Bischofs, also an zwanzig Jahre lang, nicht dem Titel und Range nach, aber in der That, der erste Rathgeber des Regenten, und hatte unmittelbaren Einfluß in die wichtigsten Regierungsangelegenheiten. Es läßt sich für einen angesehenen Geschäftsmann nicht leicht eine delicatere Lage denken; denn er diente zugleich dem Landesherrn, den der König von England vertrat, und den Ständen; und sollte das so oft entgegengesetzte Interesse zugleich beider Parteien besorgen **). Der Einsichtsvolleste hätte hier scheitern können; und es würde kein Beweis eines wesentlichen Fehlers sein, wenn ein Geschäftsmann in solcher schwierigen Lage, auch bei der unbescholtensten Aufführung, irgend einer der entgegengesetzten Parteien hätte mißfallen müssen. Aber es ist ein Beweis der seltensten Geschäftsgaben, ver-

*) S. Mösers Briefwechsel mit mir, den Brief vom 26. Jun. 1765. Er sagt daselbst ausdrücklich: „Er sei vom Könige dem klei„nen Bischofe zugeordnet, und schlechterdings instruirt, in al„len Sachen sein Gutachten vorher abzugeben." Diese eigenhändige Nachricht Mösers ist um desto merkwürdiger, da Personen, welchen sonst die Geschichte der letzten Regierungsveränderung wohl bekannt ist, nicht wußten, daß Möser schon von Anfang an einen so entschiedenen Einfluß in alle Regierungsangelegenheiten gehabt habe.

Man lese zu dieser Anmerkung Nicolai's die Beilage 7.

**) Dies dauerte viele Jahre lang. In einem Briefe an mich, vom 6. Apr. 1792, schreibt er bei einer Gelegenheit seines Amtsjubiläums: „Ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich in den funfzig „Jahren Vieles erfreuet, Wenig betrübt und Nichts gekränkt hat; „ungeachtet ich in sehr besondern Verhältnissen stehe, indem ich Her„ren und Ständen zugleich diene, für diese die Beschwerden, „und für jene die darauf zu ertheilenden Resolutionen angebe, et „sic vice versa."

bunden mit unerschütterlicher Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit, Klugheit und Billigkeit, daß, bei so manchen vorkommenden äußerst verwickelten Fällen, Jedermann mit Mösern zufrieden war, auch nachdem der Fürstbischof wirklich zur Regierung kam; eine Epoche, wo sich gewöhnlich manche Gesinnungen zu entdecken pflegen, die unter einer vormundschaftlichen Regierung verborgen blieben. Und als damals in vielen Stücken Manches sich änderte, blieb Mösern dennoch fortdauernd das Vertrauen des Bischofs und der Stände.

Im Jahre 1762 war ihm, mit Beibehaltung seiner andern Aemter, von dem während der Sedisvacanz regierenden Domcapitel die mit einem guten Gehalte verknüpfte Stelle eines Justitiarius beim Criminalgerichte *) in Osnabrück verliehen worden. Im Jahre 1768 legte er dieses Amt wieder nieder **), als er die wichtige Stelle eines geheimen Referendars bei der Regierung erhielt, in welcher er zum großen Nutzen des Landes bis an sein Ende verblieb.

Im Jahre 1769 bekam er eine Zulage zu der Pension, welche er schon vorher, für die vielen dem Lande während des Krieges geleisteten Dienste, aus der Landeskasse genossen hatte. Es verdient hier wörtlich eingerückt zu werden, was Möser mit der ihm eigenthümlichen Laune über diese unverlangt erhaltene Zulage auf einen Brief des hannöverschen Ministers eigenhändig geschrieben hat. Es characterisirte beider edle Gesinnungen. Möser sagt:

„So wie mir die neue Zulage ohne mein Wissen, und „ich möchte sagen, wider mein Verlangen zugelegt war, „indem ich auf mehrmaliges Sondiren der Regierungs-

*) Vermöge dieser Stelle hatte er die vorfallenden Inquisitionen zu führen, und das dahin Gehörige zu besorgen.

**) Hier hat Nicolai geirrt. Möser bekleidete die Stelle des Justitiarius bis an seinen Tod. A. d. H.

„räthe erklärt hatte, wie ich in Allem genug hätte, und
„doch nicht mehr als einen Pudding auf den Tisch brin-
„gen lassen wollte, wenn ich auch zehnmal so viel ein-
„zunehmen hätte, eben so hatten sie noch an einen neuen
„Rang und neuen Titel *) für mich gedacht, wie mir
„der Regierungsrath v. d. Bussche eröffnete. Ich schrieb
„deßwegen bei Gelegenheit der Danksagung für die Zu-
„lage an den Minister, daß er mich ja mit Titeln und
„Hörnern verschonen möchte, indem ich das Recht durch
„einen Zaun zu kriechen nicht daran geben wollte. Hier-
„auf antwortete der Herr von Behr:

London, den 18. Juli 1769.

„Die gute Gesinnungsart von Ew. Wohlgeboren be-
„stätigt Deroselben Geehrtes vom 8ten dieses Monats.
„Ich bin allemal davon überzeugt, und das Wenige, was
„der König, Namens des Herrn Bischofs, Denenselben
„gnädigst zugewandt haben, bitte ich nicht als eine Er-
„munterung zu Dero fernern Bemühungen für das ge-
„meine Beste, sondern als ein Zeichen des guten Willens
„anzusehen, den man stets für Dieselben heget. — Was
„den Titel anbetrifft, so denke ich wie Ew. W., daß es
„eine sehr gleichgültige Sache für einen verdienten Mann
„ist. Denenselben wird die Wahl darunter allemal frei
„stehen. Ich mache mir aber eine Ehre daraus, daß
„Ew. W. ich hierunter besser gekannt habe als der Herr

*) Möser hatte bis dahin keinen Titel von der Regierung erhalten; der Titel eines Justizraths, den er von 1762 bis 1783 führte, ward ihm vom Publicum nur zufällig gegeben, weil nämlich sein Vorfahr in der Stelle eines Justitiarius beim Criminalgerichte denselben gehabt hatte. Aber das Domcapitel, welches Mösern die Justitiarstelle ertheilte, kann sede vacante zwar erledigte Aemter vergeben, aber nicht Titel beilegen.

„N. N. v. d. B. Wenn es einst so weit in einem Lande
„kommt, daß die Ehrenstellen danach gerechnet werden,
„wie man sich am meisten um das gemeine Beste ver=
„dient macht, so halte ich es für glücklich.“ — —

Im Jahre 1783, bei dem wirklichen Regierungsantritte des Fürstenbischofs, nahm Möser auf wiederholtes Verlangen der Regierung den Titel als Geheimer Justizrath an *).

Wie große Dienste er dem Hochstifte Osnabrück geleistet hat, läßt sich hier vor den Augen des ganzen Deutschlands nicht deutlich schildern. Möser mag mich selbst entschuldigen, ungeachtet der bescheidene Mann, als er eine allgemeine Wahrheit vortrug, gewiß nicht an sich selbst dachte. Er sagt **):

„Deutschland macht kein recht vereinigtes Ganze aus,
„wie andere Reiche. Es hat keine Hauptstadt, wie Frank=
„reich und England, und folglich stehen diejenigen Per=
„sonen, welche dem Staate und gemeinen Wesen dienen,
„oder auch sonst in stiller Größe leben, nicht auf der
„Höhe und in dem Lichte, worin sie sich in jenen Rei=
„chen befinden. Wir können uns also nie schmeicheln,
„solche Biographien zu erhalten, wie unsere Nachbarn
„haben. Wir können höchstens Helden und Gelehrte (und
„dergleichen Muster brauchen wir so gar viel nicht), aber
„nie den Mann, der dem Staate im Cabinette und auf
„dem Rathhause dienet, zu einem Terray oder Beckford
„machen. Der Minister eines Bischofs oder Reichsgra=
„fen mag seinem kleinen Staate noch so große Dienste
„leisten, und zehntausend Unterthanen glücklich machen;
„sein Ruhm wird mit ihm bald in die Grube sinken,
„wenn er auf einen solchen Biographen warten soll, wie
„die Engländer und Franzosen haben.“

*) S. Beilage 8.

**) S. Phantasien 1. Th. Nr. LXIII.

Meine Leser werden es mir also um so leichter vergeben, daß ich von Mösers Verdiensten als Geschäftsmann hier weiter nichts genauer aus einander setze, selbst verschiedene wichtige Gegenstände betreffend, wovon ich unterrichtet sein könnte. Dies bliebe allenfalls einem Biographen überlassen, der ihn blos für osnabrücksche Leser schildern wollte. Aber es ist leicht einzusehen, daß Mösers Verdienste in seinem Geschäftsleben außerordentlich groß gewesen sein müssen, wenn man sich die oben beschriebene complicirte Verfassung des Stifts Osnabrück deutlich vorstellt, nach welcher bei jedem dortigen Geschäftsmanne, der nahe am Ruder der Regierung steht, manche schwer zu befriedigende Forderungen zusammen kommen müssen, und wenn man dabei bedenkt, daß Möser in einer so langen Reihe von Jahren und unter so mannigfaltigen Veränderungen dennoch ununterbrochen den Beifall aller Parteien, zugleich des hannöverschen Ministers, des Bischofs und der Landstände *), ja des ganzen Publicums Vertrauen bis an sein Ende hatte, und daß besonders auch das Domcapitel, dem er zuweilen entgegenarbeiten mußte, ihm nie die seiner Rechtschaffenheit gebührende Hochachtung versagte **).

Und dieses seltene Vertrauen erhielt Möser nicht etwa durch jene schleichende Politik, welche bei Männern, die sich in wichtigen Staatsbedienungen lange erhalten, nur allzu-

*) Ein Beweis einer ausgezeichneten Hochachtung ist das Fest auf Mösers funfzigjährige Amtsfeier, welches die osnabrücksche Ritterschaft den 17ten Jänner 1792 (zwei Jahre vor seinem Tode) veranstaltete, welches Hr. D. Kleuker in der berlinischen Monatsschrift (März 1792, S. 300) rührend beschrieben hat.

**) S. Beilage 9. Für Landstände hätte hier Ritterschaft stehn sollen. Denn Domcapitel und Städte widersetzten sich seinen guten Absichten oft mit Nachdruck, und oft mit Erfolg.

A. d. H.

oft zu finden sein soll. Er wußte nicht etwa bei jeder Partei sich schlau hinzuzudrängen, kleine Absichten zu errathen, um durch deren Beförderung größere Absichten für sich selbst zu erreichen, ungebührliche Gefälligkeiten zu erzeigen, um gleiche zu erwarten, den guten Namen eines Andern zu untergraben, um dessen Einfluß zu mindern, zwei Parteien zu erwecken, um eine durch die andere zu lähmen, auf geheimen Wegen das zu suchen, was auf öffentlichen ohne Scham nicht zu erlangen wäre, seine wahren Absichten und Handlungsarten unter fremden Schein zu verstecken, um die, welche sie hindern konnten, irre zu führen, den, der seinen Absichten nicht entsprach, insgeheim zu stürzen, damit er nicht schaden könne, und, wo dies nicht Statt fände, allenfalls sich zu rächen, um furchtbar zu bleiben, und was der Künste mehr sind, welche in vielen Ländern die Staatspraxis von jeher an die Hand gegeben hat. Möser kannte sie alle; dafür bürgt seine große Welt- und Menschenkenntniß. Aber sein Character war viel zu edel, als daß er sie selbst jemals hätte brauchen wollen. Zwar besaß er vollkommen die feine Weltklugheit, welche lehret, Menschen und ihre Absichten richtig zu beurtheilen, und schnell die Mittel zu finden, wie man auf sie und durch sie wirken kann. Er wußte, wann er schonen, wann er nachgeben, wann er einen Theil aufopfern mußte, um das Ganze zu erhalten. Er wußte, wann er zu schweigen, und wann er zu reden hatte, und wie mit Jedem zu reden war, um ihn zu dem geneigt zu machen, was ausgeführt werden sollte. Vorzüglich viel wirkte auch das Vertrauen, welches Jeder in ihn setzte; und die Hauptstützen dieses Vertrauens waren die allgemeine Meinung von seiner so oft erprobten Klugheit, die einstimmige Ueberzeugung von seiner großen Einsicht und Erfahrung in allen Landesgeschäften, wodurch er fähig war, Alles leicht einzusehen und auszuführen, sein allgemein erkannter Biedersinn, seine allgemein erkannte offene

und redliche Art zu handeln. Wer etwas Schlechtes suchte, durfte nicht hoffen, ihn seinen Zwecken geneigt zu machen; wer aber etwas Gutes, etwas Billiges, etwas dem Vaterland Ersprießliches auszuführen meinte, dem zeigte er sich immer bereit so viel möglich beizustehen. Doch war es ihm nicht genug, daß gute Absichten auszuführen wären; er ließ die besten Vorschläge ruhen, bis er die Mittel ausgefunden hatte, welche deren Ausführung möglich machten, wohl wissend, daß ohne Ausführung die schönsten Vorschläge wenig werth sind. Zugleich war er weit von dem Eigensinne der theoretischen Staatsmänner entfernt, welche, wenn sie unzulängliche Mittel ausgedacht haben, diese blindlings anwenden, ohne Rücksicht, ob je dadurch der Zweck könne erreicht werden *).

Es giebt nicht wenig Geschäftsleute, die mit den Geschäften beinahe zu Werke gehen, wie die Engländer bei Bezahlung ihrer Ausgaben; die kleinen, welche ihnen eben

*) Mercier sagt sehr treffend von dem durch sein Wohlwollen so schätzbaren, und durch seine Unfähigkeit zur Ausführung der Geschäfte als Staatsminister so unbedeutenden Türgot: „Trop entêté „de ses idées, avec des lumières et des vertus, il n'avait aucune „connaissance des hommes. Demi-économiste, pétri de bonnes „intentions, voulant le bien et le cherchant, son entêtement le „mit de niveau avec l'ignorance, parce qu'il lui ôta la connais„sance détaillée et la vraie conduite de l'homme d'état propre„ment dit.“ (*Tableau de Paris*, T. VIII. Chap. DCXLVI.) Man könnte etwas Aehnliches von Necker sagen, bei welchem Selbstvertrauen und guter Willen ohne Kraft vielleicht ungefähr so wirkten, wie bei Türgot Theorie und Eigensinn. Auch kann man beinahe auf Necker anwenden, was Mercier gleich darauf von Türgot sagt: „Il débuta pár des réformes absolument inutiles, *au „lieu de profiter de l'instant de faveur et d'enthousiasme, qu'il „avait inspiré*, et dont il jouissait, pour frapper avec force et „fermeté un coup régénérateur.“

unter die Hand kommen, werden mit barem Gelde, alle größere aber durch Papier und Anweisungen auf Andere abgemacht. Möser arbeitete in allen wichtigen Geschäften selbst; und wenn er Andern minder wichtige übertrug, so hatte er auch diese reiflich durchdacht, und gab entweder im voraus Anleitung, wie sie auszuführen waren *), oder beurtheilte das, was Jene gearbeitet hatten, nach eigener Einsicht, ohne sich jemals blos auf Andere zu verlassen. Hiezu half ihm sein durchdringender Geist, von jeher gewohnt, jeden vorkommenden Gegenstand ganz durchzudenken, und nichts anzugreifen, was er nicht übersah.

Mösers gründliche Gelehrsamkeit unterstützte seinen natürlichen Scharfsinn, und hinderte oder verwirrte nie den klaren Blick des gesunden Verstandes, welches sonst bei gelehrten Geschäftsleuten eben nicht selten ist. Addison, einer der ersten engländischen Schriftsteller, welcher durch Gunst und durch die große Meinung, die man von seinen allgemein anerkannten Talenten hatte, die hohe Würde eines Staatssecretars erhielt, mußte sie niederlegen, weil er bald selbst seine Unfähigkeit fühlte **). Er konnte im Parlamente nicht reden, ohne daß seine Begriffe sich verwirrten; ja er blieb einmal gleich beim Anfange der Rede stecken; er war

*) Möser legte in den Phantasien (2. Theil, Nr. XLVI.) einem reisenden Franzosen Folgendes in den Mund, das sehr vermuthlich von ihm selbst gelten soll: „Was würde es für eine beschwerliche Arbeit sein, alle Sachen selbst einzusehen, und, so wie euer „Hr. M... thut, bei jedem Ja und Nein, was er auf die eingekommenen Vorstellungen setzt, mit einem Buchstaben noch besonders zu bemerken, ob das Nein solle piano, andante, andantino, „grave, forte, piacevole, grazioso, oder staccato und allabreve „ertheilt werden?"

**) S. *Johnson's* Life of Addison, in Johnsons Works (London 1787. gr. 8.) Vol. III. S. 67 ff.

zurückhaltend, taciturn, und ängstlich, wenn er im Geheimenrathe und sonst über Geschäfte sprechen sollte; er konnte oft selbst mit gemeinen Expeditionen nicht fertig werden, weil er in der Wahl der Ausdrücke künstelte, und immer schön schreiben wollte. Das war bei Mösern gar nicht der Fall, dem Alles leicht ward, was er unternahm, der jederzeit natürlich und zweckmäßig redete und schrieb, und, weil er überhaupt niemals Gelehrsamkeit zeigen wollte, sich auch nie einfallen ließ, nach Gelehrsamkeit oder zierlicher Schreibart da zu haschen, wo sie nicht hingehören.

Ein Engländer, welcher über Gelehrte und gelehrtes Wesen ein zwar nicht schlechtes, aber doch auch nicht classisches Buch geschrieben hat, behauptet *): „Gelehrte können „ten Staatsmänner, aber Staatsmänner nicht leicht Ge„lehrte werden.“ Dies mag wahr und falsch sein, nachdem man es nimmt, wie mehrere allgemeine Sätze. Staatsmänner werden freilich nicht leicht eigentliche Gelehrte werden können oder wollen, weil Gelehrsamkeit, so wie wir sie nun einmal jetzt durch Bücherlesen erlangen und durch Bücherschreiben anwenden, von Jugend auf ein anstrengendes Studiren erfordert; daher schwerlich jemand im reifern Alter ein solches Studium erst wird anzufangen Lust haben, wenn er nicht etwa gelehrt war, ehe er zu den Geschäften kam, wie z. B. Thuanus, Grotius und Bolingbroke. Daß aber zum Geschäftsmanne andere Talente gehören als zur Gelehrsamkeit, davon ist schon Addison ein sehr auffallendes Beispiel, ein Mann, der noch dazu nicht ein bloßer Stubengelehrter war, sondern in der großen Welt lebte. Noch weniger wird also der Gelehrte, welcher blos in seiner Studirstube mit Büchern umzugehen gewohnt ist, und am allerwenigsten derjenige, bei dem

*) S. Essay on the manners and Genius of the litterary character, by *J. d'Israeli.* (London 1795. 8.) S. 182.

selbst das, was er practische Vernunft nennt, wenig mehr als theoretisches Formenspiel genannt zu werden verdient, der Gelehrte, der an einer todten politischen Theorie klebt, womit er doch meint den Staat regieren, oder gar umformen zu können, auch nur in den untern Geschäftsstellen je ein mäßig brauchbarer, geschweige ein vorzüglicher Mann werden; er müßte denn die unter den Weisen a priori so seltene Klugheit besitzen, seine speculative Weisheit auf der Studirstube zu lassen, wenn er in die wirkliche Welt tritt. Denn in jedem Staate, ja in den kleinsten oft am meisten, kommt Alles blos auf Wirkung und Gegenwirkung an, wobei die todte formale Speculation so gut wie gar nichts hilft; weil bei dieser Alles auf einförmigen einseitigen Gang eigener Ideen, Nichts auf Gegenwirkung berechnet berechnet ist, welche doch in der Welt nirgend fehlt und fehlen kann *). Daher wird, um in allen Geschäften, besonders aber in Staatsgeschäften brauchbar zu sein, hauptsächlich erfordert eine lebendige Kenntniß der Menschen, ihrer Charactere, ihrer Gesinnungen, besonders des großen Hebels aller menschlichen Geschäfte, der Leidenschaften und Neigungen der Menschen, und der Art auf diese Neigungen zu wirken. Diese Kenntniß erwarb sich Möser schon

*) Ich kann nicht umhin, hiebei auf Herrn Büsch's Erfahrungen zu verweisen, besonders im 1sten Bande auf die überaus schöne Abhandlung über die Einförmigkeit, und auf die eben so trefflichen Gespräche über den gesunden Menschenverstand, worin diese und andere von der Menge unserer Stubengelehrten oft verkannte Wahrheiten mit vielem Scharfsinne auseinandergesetzt sind. Besonders S. 134, S. 169 ff., S. 209, S. 214, S. 217, S. 258, 271. Dieses höchst schätzbare Buch wird bei weitem nicht so allgemein gelesen, als es verdiente. Es sollte in jedes jungen Mannes, der zur Gelehrsamkeit oder zu Geschäften erzogen wird, besonders aber auch in den Händen der Prinzen und ihrer Lehrer sein.

2**

sehr früh, und benutzte mit hellem Sinne seine zufällige Lage, um sie leicht erwerben zu können, wie oben ist angeführt worden. Dies machte ihn vorzüglich geschickt zu allen Weltgeschäften überhaupt, und zu Staatsgeschäften insbesondere.

Ob aber Möser gleich in einer langen Reihe von Jahren in Staatsgeschäften, bei Kriegsheeren, und überhaupt in dem großen vermischten Cirkel des Weltlebens zubrachte, so ward dadurch doch nie sein Herz verhärtet oder unempfindlich gemacht *). Nie verlor er im geräuschvollen Weltleben weder den innigen Sinn für Moralität und Tugend, die Frucht reifen Nachdenkens im einsamen Studirzimmer, noch den Sinn für häusliche Glückseligkeit, für Menschlichkeit, für Theilnahme am Wohle Anderer, für Mitleiden und für alle feine Empfindungen und gesellige Tugenden, die vorzüglich seinem eigenen häuslichen und freundschaftlichen Cirkel eigen waren.

Der Vorsatz, solche für die Menschheit und die bürgerliche Gesellschaft wohlthätige Gesinnungen unter seinen Mitbürgern zu befördern, gab Gelegenheit zu den Aufsätzen, welche ihn in der zweiten Hälfte seines Lebens am meisten beschäftigten. Sie wurden nachher unter dem Titel: Pa-

*) Tout homme, qui vit beaucoup dans le monde, me persuade, qu'il est peu sensible; car je ne vois presque rien, qui puisse y intéresser le coeur, ou plutôt rien, qui ne l'endurcisse; ne fut-ce que le spectacle de l'insensibilité, de la frivolité et de la vanité, qui y regnent. S. *Oeuvres de Chamfort* T. IV. p. 85. So war das Weltleben im ehemaligen Frankreich; in Deutschland ist's hoffentlich nicht völlig so arg. Doch giebt auch bei uns das Weltleben, ob es gleich nicht zu vermeiden ist, und nicht vermieden werden muß, dem denkenden und wohlwollenden Manne Gelegenheit genug, sich in seine Hütte zu wünschen, wo er sich selbst leben kann.

triotische Phantasien in vier Bänden zusammen gedruckt; und er ward dadurch hauptsächlich in ganz Deutschland als einer der vorzüglichsten Schriftsteller bekannt.

Im October des Jahres 1766 fingen nämlich die Osnabrückschen Intelligenzblätter *) unter Mösers Aufsicht an, und blieben unter seiner Aufsicht bis in die Mitte des Jahrs 1782. Er hatte im Sinne, in diesen Blättern den Einwohnern des Landes von den Landtagsverhandlungen, von den Gesetzen und der Verfassung des Landes Nachricht zu geben, wozu er die Materialien aus seinem eigenen Geschäftskreise nahm; aber eine andere Absicht, welche er weniger öffentlich ankündigte, war: verkannten Wahrheiten unter einer angenehmen Hülle unvermerkt Eingang zu verschaffen, und „nützliche Wahrheiten, die ihm „von seiner Erfahrung aus dem täglichen Leben in die Hand „gegeben wurden, auf eine dringende Art einzuprägen **)," menschlichere Gesinnungen mehr zu verbreiten, häusliche Frugalität zu befördern, selbst für feinere Empfindungen und bessern Geschmack mehr Raum zu gewinnen, dadurch die Einwohner, worunter mehrere, selbst vornehmen Standes, noch ziemlich roh waren, einer bessern Cultur näher zu bringen, und eine gewisse Vereinigung der cultivirten Menschen unter sich zu bewirken. Hiezu wendete er seinen Geschäftskreis, seine Gelehrsamkeit, seinen Witz, seine Welterfahrung und seine ernsthafte und Erholungs-Lectüre an. Er war gleich einer arbeitsamen Biene, welche, ihrem kleinen wohlgeordneten Staate dienend, Zelle an Zelle gebauet hat,

*) An den Osnabrückschen Unterhaltungen, welche der jüngere D. Lodtmann zu Osnabrück herausgab, hat Möser nie Antheil gehabt, ob dies gleich im Gelehrten Deutschlande vermuthet wird.

**) Möser sagt dies wörtlich in einem Briefe an mich vom 20. Febr. 1775

und sodann ausfliegt in anmuthige, von der Sonne beschienene Gefilde, Honig aus den schönen Blüthen zu saugen, aber mit dem Honige Stoff zu neuen Zellen einbringt, und also selbst durch ihre angenehme Wanderung das allgemeine Wohl befördert.

Daher sind viele von diesen höchst schätzbaren, durch den Abdruck der Phantasien in ganz Deutschland bekannt gewordenen Aufsätzen eigentlich nur local für Osnabrück. Es geht dabei für uns Leser außer diesem Lande freilich etwas verloren. Sollten wir aber diese edlen Trauben gar nicht kosten wollen, weil sie einen gout de terroir haben? Jeder bewundert gewiß immer in Mösers patriotischen Phantasien seine weitläuftige Gelehrsamkeit, welche er auf eine bisher kaum irgendwo bemerkte Art zum allgemeinen Besten anzuwenden wußte, seinen Reichthum von Einkleidungen, um oft gesagten Wahrheiten den Reiz der Neuheit zu geben, die unerschöpfliche Laune, womit er ernsthafte Gegenstände aufheiterte, und die über das Ganze ausgebreiteten milden Gesinnungen des Wohlwollens, der Gutherzigkeit und der Menschlichkeit *).

Freilich war es hiebei etwas unbequem, daß mehrere Gegenstände, welche sich auf die innere Verfassung von Osnabrück beziehen, ungeachtet der gelegentlichen Erklärungen, zuweilen von auswärtigen Lesern nicht genug gefaßt wurden, und daß er wegen der Art, wie er sich über manche Gegenstände wegen der localen Lage in Osnabrück ausdrükken mußte, auch hin und wieder mißverstanden ward. Dahin gehört besonders, was er in den Phantasien an mehrern Orten über Leibeigenschaft sagt. Es ist Alles mit richtiger historischen Entwickelung und mit seltenem Scharfsinne ausgeführt; aber es fiel sehr auf, daß Möser die Leibeigenschaft zu vertheidigen schien. Um zu sehen, daß er

*) S. Beilage 10.

hierüber und über andere Gegenstände nicht anders schreiben konnte, wie er schrieb, verdient seine Vorrede zum dritten Bande der Phantasien nachgelesen zu werden. Er sagt darin unter andern:

„Mir war mit der Ehre, die Wahrheit frei gesagt zu „haben, wenig gedient, wenn ich nicht damit gewonnen „hatte; und da mir die Liebe und das Vertrauen „meiner Mitbürger eben so wichtig waren als das Recht „und die Wahrheit, so habe ich, um jenes nicht zu „verlieren, und dieser nichts zu vergeben, manche Wendung nehmen müssen, die mir, wenn ich für ein großes Publicum geschrieben hätte, vielleicht zu klein „geschienen haben würde. — Der wahre Kenner wird „sich durch diese Blendungen nicht irre machen lassen. „— Das Sonderbarste aber ist, daß man mich daheim „als den größten Feind des Leibeigenthums, und auswärts als den eifrigsten Vertheidiger desselben angesehen hat."

Wie er hier verstanden sein wolle, erklärte er noch deutlicher in einem Briefe an mich vom 24sten Jänner 1778, da er in einem freundschaftlichen Briefe offenherziger sprechen konnte, als öffentlich. Folgendes sind seine Worte:

„Ich wünschte nicht gern in dem Verdacht zu sein, „daß ich das Pro und Contra über viele Gegenstände „hie und da mit bloßem Muthwillen behauptet hätte. „Sehr wichtige Localgründe haben mich dazu genöthigt; und ich würde gewiß dem Leibeigenthume „einen offenbaren Krieg angekündigt haben, „wenn nicht das hiesige Ministerium und die ganze Landschaft aus lauter Gutsherren bestände, deren Liebe „und Vertrauen ich nicht verscherzen kann, ohne „allen guten Anstalten zu schaden."

Es möchte freilich wohl wehe thun, daß ein edler Möser über das Leibeigenthum nicht in eben dem hohen men-

schenfreundlichen Tone schreiben konnte, mit welchem Voltaire die Leibeigenen auf dem Jura vertheidigte, und mit welchem Wilberforce noch jährlich im engländischen Parlamente für die Freilassung der Neger spricht. Daß aber der edle Möser nicht aus Heuchelei und Mantelträgerei so schrieb, wie er schrieb, werden billige Leser einsehen, welche bedenken, daß wir nirgend in Deutschland wahre, das heißt uneingeschränkte Freiheit haben, über Gegenstände, welche auf Mißbräuche von Landesverfassungen deuten, ohne weitere Umstände so zu schreiben, wie ein Voltaire schrieb und ein Wilberforce spricht. Es scheint zuweilen als wäre diese Freiheit in Deutschland da, und die Gelehrten, welche gern auf die Wirkung ihrer Schriften einen großen Werth setzen mögen, bereden es sich selbst; aber wirklich ist dem nicht so. Auch Möser mußte sich begnügen, wenig Gutes zu stiften, wenn er nicht vieles stiften konnte. Wollte er die oben bemerkten allgemeinen Zwecke seiner Blätter erreichen, wollte er das Vertrauen und die Liebe des aus Gutsherren bestehenden Ministeriums und der Landschaft behalten, so konnte er manche Wahrheiten nicht gerade heraus sagen, so mußte er sich hüten zu beleidigen; und es wird leicht für Beleidigung geachtet, wenn man Vorurtheile geradezu angreift, die mit dem Nutzen der Mächtigen verknüpft sind.

Um Mösers Aufsätze über das Leibeigenthum nicht unrichtig zu beurtheilen, muß man auch immer vor Augen haben, daß er local von dem im Hochstifte Osnabrück noch bestehenden Leibeigenthume spricht, welches allerdings von andrer Beschaffenheit und an sich viel milder ist, als in manchen andern Ländern, und dadurch, daß die Rechte des Gutsherrn und des Leibeigenen bestimmt sind, und daß der Leibeigene gegen seinen Herrn Recht erlangen kann, weit erträglicher wird; wobei auch nicht vergessen werden muß, daß mit dem freilich immer an sich harten Zustande der Leibeigenschaft zufällige Vortheile verknüpft sein

können *). Möser gehörte nicht zu den theoretischen Politikern, welche sich mit Träumen über ein leicht zu entwerfendes, nie aber auszuführendes Ideal einer vollkommenen Staatsverfassung herumtreiben; sondern er lebte in der wirklichen Welt, und suchte darin zu wirken. Er wußte sehr wohl, daß ein Uebel, welches in eine gegebene Verfassung tief eingreift, nicht allemal ganz gehoben, sondern oft nur gemildert werden kann; und zur Milderung dessen, was die Leibeigenschaft Hartes hat, war Möser in seinem Geschäftsleben, sonderlich durch Beförderung einer unparteiischen Rechtspflege, äußerst thätig.

Mösers verschiedene Aufsätze über das Leibeigenthum in den Phantasien haben überdies mannigfaltigen Nutzen. Er hat zuerst den Ursprung des Leibeigenthums historisch auseinander gesetzt, und zugleich die Spuren und Folgen desselben in einer noch bestehenden Verfassung gezeigt, welches die Begriffe davon berichtigt, und für die alte deutsche Geschichte, für die Verfassung und die Rechte mehrerer deutschen Länder, für die menschenfreundliche Philosophie selbst, welche gern den Leibeigenen helfen wollte, gleich wichtig ist. Z. B. sein Aufsatz: Ueber den Unterschied der Hörigkeit und Knechtschaft **), desgleichen die Gedanken vom Ursprunge und Nutzen der sogenannten Hyen, Echten oder Hoden ***) sind Meisterstücke, wodurch eine Menge allgemeiner Vorurtheile und Irrthümer in dieser Materie vertilgt, und ganz neue Aussichten geöffnet werden. Seine übrigen Aufsätze über den Ursprung (oder, wie er es zuweilen nennt, über die Naturgeschichte) des Leibeigenthums †), wenn gleich Man-

*) Man sehe z. B. Mösers Phantasien, 4. Theil, Nr. LXIII.
**) S. Phantasien, 3. Theil, Nr. L.
***) S. den 3. Theil. Nr. LXVI.
†) Z. B. Phantasien, 3. Th. Nr. LX., 4. Th. Nr. LXI.

ches mehr scharfsinnig als ganz genau historisch richtig sein sollte, indem der Eigennutz, der Druck und die Herrschsucht mächtiger Grundbesitzer über Aermere und Schwächere noch weit mehr in Anschlag hätte kommen können, *), zeigen doch die unstreitige Wahrheit, daß ehemals oft das Leibeigenthum zum Besten der Leibeigenen eingeführt, und mehrentheils von ihnen selbst gewählt worden, daß daher leibeigen zu sein ehemals ein Vortheil sein konnte, und es noch bis jetzt in gewissen Verfassungen unter gewissen Umständen sein kann. Nur sollten menschenfreundliche und billige Landesherren und Gutsbesitzer bedenken, daß die Umstände, worunter das Leibeigenthum vortheilhaft war, fast allenthalben sich völlig geändert haben. Es ist mit der Leibeigenschaft beinahe eben so als mit dem Leibzolle der Juden. Die Juden selbst bewirkten ehemals im Mittelalter, daß sie auf allen Heerstraßen einen Leibzoll gaben, um bei ihren Handlungsreisen sicher für ihr Leben und ihre Güter zu sein. Aber jetzt, bei ganz veränderten Umständen, ist der Leibzoll der Juden nichts als eine schimpfliche Erniedrigung und eine unwürdige Gleichsetzung eines Menschen mit einem Stücke Vieh oder einem Stücke Waare. So wie dieser Zoll, sollte auch das Leibeigenthum aufgehoben werden. Daß dieses nicht geschehen sollte, wird dadurch nicht bewiesen, daß fast in allen Ländern, wo Leibeigenthum seit undenklichen Zeiten herrschet, der Bauer nicht von demselben entbunden sein, und für sich selbst sorgen mag. Dies zeigt nur entweder stupide Unthätigkeit und Sorglosigkeit, oder auch so viel, obgleich groben, doch gesunden Verstand, um einzusehn, daß bei einer blos nominalen Freiheit, ohne Mittel sie zu gebrauchen, ein schlechter Zustand noch schlechter werden kann. Und wenn im Hochstifte Os-

*) Man sehe unter andern Schmids Geschichte der Deutschen, 1. Band, S. 433, 434.

nabrück, so wie in manchen andern Ländern, Fälle vorkommen, daß Bauern sich selbst in's Leibeigenthum sogar einkaufen, so deutet dieses nur auf höchst fehlerhafte Einrichtung in Absicht auf die nöthige und ehrwürdige Klasse der ackerbauenden Menschen: daß nämlich diese ihr dem Staate so unentbehrliches Geschäft nicht treiben kann oder darf, bis sie ihrer körperlichen Freiheit entsagt; so wie ehemals bei einer fehlerhaften Verfassung, welche die Landstraßen unsicher machte, die Juden das Recht ihren Leib zu verzollen auch wohl erkaufen mochten, weil sie sonst ihren Leib und ihre Güter gar verloren. Es ist aber in der Natur der Sache, daß Leibeigenschaft die mehrere Hervorbringung der natürlichen Producte und die mehrere Bevölkerung hindert. Da nun bessere Einsichten in die Regierungskunst und in die Staatswirthschaft die Wichtigkeit beider Gegenstände zeigen, so wird eine zweckmäßige, nicht tumultuarische Aufhebung immer wünschenswürdig bleiben; und die Art ihrer Entstehung nebst der Art ihrer jetzigen verschiedenen Beschaffenheit muß an jedem Orte zu einer vernünftigen Aufhebung den Weg bahnen, wobei beiden Theilen so wenig als möglich zu nahe geschieht. Möser sah dies ein, und hat in verschiedenen Aufsätzen ziemlich angedeutet, und in verschiedenen andern unverholen angezeigt, daß das Leibeigenthum könne und müsse aufgehoben werden, und hat auch geradezu Vorschläge zur Art der Freilassung in Osnabrück gethan *). Ich weiß nicht, ob ein osnabrückscher Gutsherr es versucht hat, einen von diesen Möserschen Vorschlägen **) auszuführen. Rühmlich würde es ihm sein;

*) Z. B. im 3. Theile, Nr. LIV. und im 4. Theile, Nr. LXIII. LXIV.

**) Wie mir zuverläßig versichert worden, hat die Landesregierung in Osnabrück die Aufhebung der Leibeigenschaft in einzelnen Fällen gern, und hält sie also doch für nützlich; und wenn der Guts-

denn von oben herab muß solche Verbesserung kommen; der Bauer kann und soll nicht den Anfang machen; daß dabei zweckmäßig zu Werke gegangen werden müßte, versteht sich von selbst; und das von Mösern entworfene Formular zeigt, wie reiflich er alle dazu nöthige Umstände erwogen hatte.

Diesem Menschenfreunde war zwar, es ist nicht zu leugnen, durch die besondere osnabrücksche Verfassung, welche er beständig nicht nur im gemeinen Leben, sondern auch im Geschäftskreise vor Augen hatte, der Begriff der Leibeigenschaft gewöhnlicher geworden; und nachdem sein Scharfsinn aus der Geschichte die Entstehung entwickelt hatte, lebte er in Gedanken mehr in der alten Zeit, wo Hörigkeit und Leibeigenthum noch wohl überwiegende Vortheile waren, und der Besitz des Grundes allein die Nation formirte. Er konnte daher von Heloten und Leibeignen, welche nothwendig in die Brüche fallen müßten, wenn sie keine Actie in der Gesellschaft, die das Land unter sich theilte, hätten erlangen können, mit mehr Gleichgültigkeit reden, als in der jetzigen Lage der Dinge eigentlich schicklich sein möchte, wo das, was eine Nation bildet, noch auf andern Gegenständen beruhet als auf der ursprünglichen Theilung des Bodens, und wo man nicht mehr als ein Wehr in den Krieg ziehet. Freilich, die Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge veranlasset, daß in jedem Staate mehrere Menschen in die Brüche fallen. Denjenigen aber, denen dies wiederfährt, ist es nicht gleichgültig, daß sie so fallen, und wie sie fallen; und dem Menschenfreunde kann es auch nicht gleichgültig sein. Wenn gleich also vielleicht ein etwas einseitiger Gesichtspunkt zuweilen Mösers Scharfsinn zu stark in Bewegung setzte, so schlug doch sein Herz warm für die Menschheit. Er wußte sehr wohl, und fühlte auch recht innig das Elend, das den Leibeignen, wenn

---

herr mit seinen Bauern einig ist, hat kein Dritter etwas dabei zu erinnern.

auch vielleicht in Osnabrück nicht so sehr, doch gewiß an vielen andern Orten *) mannigfaltig drückt. Er wußte wohl, es

Gehn Viele da gebückt und welken
In Elend und in Müh',
Und Andre zerren drän und melken,
Wie an dem lieben Vieh.

Und ist doch nicht zu defendiren,
Und gar ein böser Brauch;
Die Bauern gehn ja nicht auf Vieren,
Es sind ja Menschen auch.

Aber freilich wußte Möser auch, daß mit der bloßen Wärme eines Menschenfreundes wenig ausgerichtet wird, und daß die Großen und Mächtigen, welche sich im Besitze alter Rechte befinden, die durch die gänzliche Veränderung der Umstände dem allgemeinen Wohle schädlich und für ihre Nebenmenschen äußerst drückend geworden sind, erst müssen, wo nicht großmüthig, doch billig handeln wollen, wenn Hülfe geschafft werden soll; er deutete also gern alle Mittel an, welche dazu führen können, ohne eine nicht zu ändernde Verfassung umzustoßen. Mehrere Aufsätze in den Phantasien **) zeigen genugsam, wie gern Möser, der

*) Man lese z. B. nur ein mit Verstande und warmer Menschenliebe geschriebenes Buch, das traurige Wahrheiten hierüber enthält: Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts, von G. Merkel (Leipzig 1797. 8.).

**) Z. B. „Also sind die unbestimmten Leibeigenthumsgefälle „zu bestimmen", im 3. Theile, Nr. LXV. „Gedanken über den „Stillestand des Leibeigenen", im 3. Theile, Nr. LXVIII. „Also „sollte jeder Gutsherr seine Leibeigenen vor Gerichte vertreten, und „den Zwangdienst mildern", im 4. Theile, Nr. LXVI. „Ueber die „osnabrückschen Zehnten", im vierten Theile, Nr. LXVII. u. a. m. Ueber die letztern s. Beilage 11.

edle Menschenfreund, alle Unbilligkeiten und Bedrückungen rügte, worunter zuweilen auch in Osnabrück, so wie anderwärts, der Landmann noch seufzen mag, und daß er sie wenigstens zu lindern suchte, da noch keine Hoffnung zu sein scheint, sie ganz abgestellt zu sehen *).

Ferner hat Möser viel dazu beigetragen, den Schulunterricht, soweit er auf die Religion, das Schreiben und Rechnen geht, im Stifte Osnabrück zu verbessern. Er veranlaßte es auch, daß das Kloster Berßenbrück aufgehoben, und die Hälfte von dessen Einkünften zur Besoldung der Schulmeister auf dem Lande bestimmt wurde. Es gehörte indeß zu seinen Eigenheiten in Absicht auf den Landmann, daß er bei den neuern Bemühungen, die Landleute durch Unterricht aufzuklären, nicht ganz in das allgemeine Lob einstimmte. Theils mochte er hier auch wohl den osnabrückschen Schulunterricht zunächst vor Augen haben, und der Meinung sein, daß jener von diesem nicht viel zu erwarten hätte; theils überhaupt hielt er nicht viel von theoretischem Unterrichte, der durch Lehren und Anhören erlangt wird, und nicht zur Erfahrung und zum Selbsthandeln führt, sondern wollte — besonders bei Landleuten, welche handeln, nicht lesen sollen — Alles practisch betrieben, und die Jugend früh auf die wirkliche Welt aufmerksam gemacht, und dahin geführt wissen. Nun ist's freilich wohl wahr, wenn der Bauer allenthalben durch das Beispiel seines Gutsherrn, Amtmannes und Predigers practisch zu Fleiß, Frugalität und zu allen moralischen Neigungen erzogen würde, wäre es unendlich besser. Es könnte auch wohl sein, daß in Deutschland einige scharfsinnige und menschenfreundliche Männer nicht nothwendig auf die neue Wissenschaft, jetzt Pädagogik genannt, hätten denken dürfen, wenn wir in Verfassungen lebten wie in England, wo die Jugend durch die Nation und durch die Verfassung

*) S. Beilage 12.

selbst erzogen wird. Möser konnte sich bei der Idee, Landleute durch Schulunterricht zu verbessern, von der Idee des gewöhnlichen Schulunterrichts voll unnützer Lehren und vergeblicher Zergliederungen *) nicht ganz losmachen. Er hatte die rekansche Landschule und die potsdamsche Garnisonschule nicht gesehen. Doch nahm er mit größtem Beifalle die Idee auf, die Dorfschulen so einzurichten, daß in denselben hauptsächlich der gesunde Verstand der Bauerkinder entwickelt würde; ob sein Scharfsinn gleichfalls auch sich Zweifel machte, wie es den Kindern gehen möchte, wenn sie hernach im gemeinen Leben so viel dem gesunden Verstande Zuwiderlaufendes finden würden. Hierüber mag freilich dem Menschenfreunde überhaupt wohl ein Seufzer entfahren; wobei aber doch die Ueberzeugung fest sein kann, daß nicht bei Bauerkindern allein, sondern auch bei Kindern aller Stände in den Schulen hauptsächlich der gesunde Verstand entwickelt werden sollte **).

Ich habe mich über diese Gegenstände etwas umständlich herausgelassen, weil es mir scheint, es sei Möser hierüber am meisten mißverstanden worden. Was ich darüber gesagt habe, kann auch dienen, manche Stellen in Mösers Schriften zu erklären, die man für Paradoxie hielt, und die eher Ironie waren, worunter seine durch die locale Lage nöthig gemachte Behutsamkeit gute Absichten versteckte ***).

---

*) Man sehe im Briefwechsel sein Schreiben an Herrn Rath Becker zu Gotha. Es ist auch abgedruckt in Schlichtegrolls Necrolog, 4ten Bandes 2s St.

**) S. Beilage 13.

***) In dem obengedachten Briefe an mich sagt Möser darüber: „eine sehr kitzliche Sache war es immer für mich, wenn ich „entweder den Präsidenten meines Collegiums, oder den Herrn Land„marschall, deren Stellen der Localleser kannte, öffentlich zur „Schau stellte, und über Sachen, worüber ich in den Collegien „vortrug, meine Meinung in's Publicum schrieb. Hiezu gehört eine

Zwar sprach sich der gutmüthige Mann in vertrauter Unterhaltung selbst nicht von aller Neigung zur Paradoxie frei. Nihil enim humani a se alienum putabat. Doch hatte bei ihm Vieles, das wie Paradoxie aussah, noch einen besondern Zweck, der ebenfalls aus seiner Lage zu erklären ist.

Man erlaube mir hier etwas von meiner eigenen gelehrten Bildung zu sagen, weil Mösers Art manche Gegenstände in seinen Phantasien darzustellen, dadurch kann erläutert werden. Zwischen mir und meinen verewigten Freunden Lessing und Moses Mendelssohn war von der ersten Zeit unserer Freundschaft das stillschweigende, und hernach das ausdrückliche Uebereinkommen, daß wir jeder in seinen Principien dogmatisch, in der Untersuchung aber skeptisch sein wollten. Ueber Dinge, von welchen wir wußten, daß wir in Principien nicht einig waren, disputirten wir nicht leicht; es wäre denn, daß wir in der Folge unsers beständigen Gedankenwechsels übereingekommen wären, einer des andern Grundsätze ausdrücklich zu prüfen. Sonst war es uns gewöhnlich, über Gegenstände, womit wir entweder noch nicht ganz im Reinen zu sein glaubten, oder die wir zur nähern Prüfung von mehrern Seiten betrachten wollten, Gründe und Zweifel für und wider alle Meinungen unparteiisch aufzusuchen, und oft lebhaft einer gegen den andern auseinander zu setzen; blos der Untersuchung wegen, ohne Rücksicht auf eines jeden sonstige Ueberzeugung. Da ich hierüber, so wie über Manches, meine verewigten Freunde betreffend, mich mit Mösern oft unterhielt, so hatte es seinen vollkommensten Beifall, als das beste Mittel, die

„ganz eigene Behutsamkeit. — Zur Stelle wußte man meine „wahre Meinung recht gut; und diejenigen, die ich zum Besten „hatte, lachten mit mir, ohne böse zu werden, weil sie wußten, daß „ich es gut meinte.“

Beurtheilungskraft zu schärfen, und sich parteiloser zu machen, indem alle Seiten eines Gegenstandes betrachtet, und die Gründe abgewogen würden, die Wahrheit genauer zu erforschen, indem sie in mannigfaltigen Gesichtspunkten gesucht würde, Widerspruch ertragen zu lernen, und sich in eines Andern Stelle zu setzen fähig, tolerant gegen Anderer Meinungen, und eben dadurch weniger einseitig und absprechend zu werden. Er gestand, daß er in seinen Schriften öfter für eine Meinung Gründe gesucht habe, die nicht eigentlich die seinige war *). „Ich mußte dies", sagte er, „schriftlich thun, weil ich keinen Lessing und Moses zum „mündlichen Gedankenwechsel hatte." Und wie oft haben wir in Pyrmonts schattigen Gängen auf gleiche Weise über wichtige Wahrheiten wechselseitige Zweifel aufgeworfen, und durch wechselseitige Gründe zu lösen gesucht, oder sie auch ungelöset gelassen, zufrieden mit dem Gewinne für Geist und Herz, der durch die unparteiische Untersuchung der Wahrheit erlangt wird!

Mösers zweites noch wichtigeres Werk ist seine Osnabrücksche Geschichte; ein Buch, welches für die Geschichte des ganzen Deutschlands eine neue Epoche macht, aber als ein solches vielleicht noch nicht bekannt genug ist. Er ließ es im Jahr 1765 zuerst bogenweise drucken, hernach ward es sehr verändert und verbessert, und mit einem zweiten Theile vermehrt im Jahre 1780 neu gedruckt **).

Ich habe schon bemerkt ***), daß Mösers Geschäftskreis ihn bei Untersuchung vieler rechtlichen Fragen natürlich auf diplomatische Forschungen brachte. Die diploma-

---

*) Man sehe oben S. 25.

**) Das Nähere über Entstehung und weitere Gestaltung der Osnabrückischen Geschichte findet man in Stüve's Vorrede zum dritten Bande derselben. A. d. H.

***) S. oben S. 16, 25.

tischen Sammlungen seines Freundes Lodtmann gaben ihm dazu noch nähere Veranlassung, wie er selbst in der Vorrede erzählt. Aber es ward sein weit umfassender Geist erfordert, um in der Geschichte eines kleinen Landes, bei dem er zur richtigen Darstellung der neuern Zeiten bis in die ältesten Zeiten zurückgehen mußte, den Keim zu den wichtigsten Aufschlüssen in der allgemeinen deutschen Geschichte zu finden. Er überzeugte sich nämlich, daß man jede alte Geschichte auf die Beschaffenheit und Verfassung der gemeinen alten Einwohner gründen müsse, worunter die gemeinen Landeigenthümer die wahren Bestandtheile der Nation wenigstens so lange waren, als noch nicht durch den mehr verbreiteten Gebrauch des Geldes der Boden aufhörte ausschließend Werth zu haben. Bis auf Mösern hatte die alte deutsche Geschichte nur in der Geschichte der Könige und ihrer Kriege bestanden, und die ältesten Nachrichten des Cäsar, des Tacitus u. s. w. waren sehr mißverstanden worden, weil man die natürliche Beschaffenheit des Landes und die eigentliche Verfassung seiner Einwohner aus der Acht ließ und Zeiten und Einrichtungen auf eine unverantwortliche Art verwechselte.

Die Wohnung und Verfassung des gemeinen Landeigenthümers im Hochstifte Osnabrück und in einem großen Striche von Westphalen ist zum Theile noch ganz eben so wie im Mittelalter, zum Theile trägt sie die deutlichsten Spuren dessen, was sie damals war; ja man wird veranlaßt zu muthmaßen, sie gebe ein ziemlich genaues Bild von der Verfassung der sassischen gemeinen Landeigenthümer zu Cäsars Zeiten. Die Bauern in Osnabrück wohnen noch in abgesonderten durch Wall und Graben befriedigten Höfen *); und von vielen der ältesten deutschen Rechte und Einrich-

*) Hier irrt Nicolai; nur ältere adlige Schlösser waren damals, und finden sich noch mit Gräben umgeben. A. d. H.

tungen, welche in andern Ländern beinahe völlig aus der Uebung gekommen und veraltet sind, findet man hier noch ganz frische Spuren. Daher konnte auch Möser, wie er ebenfalls in der Vorrede seiner Geschichte erwähnt, den Anfang dieses Werk zu schreiben, welches eine unermeßliche Belesenheit voraussetzt, auf seinen Reisen im siebenjährigen Kriege machen, und die Beweise aus den ersten Quellen erst nachher zusammenlesen, welches sonst ein unerklärliches Wunder wäre. Es war aber vorher von ihm, durch seine practischen Geschäfte und Studien, der Hauptfaden der Geschichte schon sehr genau gefaßt; und je mehr er nun las, desto deutlicher mußte Alles werden, weil er die Hauptanlage richtig gemacht hatte. Indeß, nach seiner unumschränkten Wahrheitsliebe, änderte und besserte er unermüdet, so wie er in den historischen Quellen fand, daß er irgend worin möchte geirrt haben; wovon besonders die zweite Ausgabe sehr viele Beweise liefert.

In der alleraltesten deutschen Geschichte, welche bis zu den Zeiten Cäsars hinaufgeht, giebt Mösers Werk die wahrscheinlichsten Aufschlüsse, da es zuerst auf die wichtige Bemerkung führt, wie wesentlich die Völker, welche ihrer Verfassung nach Sassen waren (auch noch ehe dieser Name selbst aufkam), die Völker nämlich, wo jeder gemeine Landeigenthümer auf seinem Hofe saß und seinen Acker baute, von den Sueven, die keine abgesonderte Landeigenthümer waren, unterschieden gewesen, und warum diese natürliche Feinde von jenen sein mußten. Da aber die Verfassung der Sassen Mösern so deutlich vor Augen schwebte, hingegen die ehemalige suevische Verfassung *) ihm weniger

*) Möser meint §. 6, 7. seiner Einleitung: Die suevische Einrichtung setze schon eine Revolution voraus, und sei in der größten Noth vorgenommen worden. Er behauptet nämlich (§. 8): die Verfassung der Sassen, „wo jeder Hof gleichsam ein unabhän-

deutlich war, so beurtheilte er die letztere vielleicht noch nicht ganz richtig, so treffliche Fingerzeige er auch gab, und hat einem künftigen deutschen Geschichtschreiber noch Raum gelassen, die von ihm eröffnete Bahn weiter zu verfolgen; zumal da sie gewiß in alten oberdeutschen Rechten einige

---

„giger Hof war", sei die erste Anlage der Natur. Mir scheint diese sassische Verfassung keinesweges die erste oder älteste zu sein; sondern ich halte die suevische für viel älter, und obgleich für viel kriegerischer, doch für viel unvollkommener. Die sassische setzt schon einen Landfrieden und Ackerbau voraus. So weit waren die ohne Landeigenthum in Stämmen lebenden Sueven noch nicht, da in jedem Stamm der Ackerbau höchst unbeträchtlich, und Krieg und Jagd, höchstens Viehzucht nebst Müßiggang Alles war. Tacitus sagt: (Germ. cap. XV.) Quoties bella non ineunt, multum venatibus, plus per otium transigunt, dediti somno ciboque. Fortissimus quisque ac bellicosissimus nihil agens, delegata domus et penatium et agrorum cura feminis senibusque et *infirmissimo cuique* ex familia, ipsi hebent; mira diversitate naturae, cum iidem homines sic ament inertiam et *oderint quietem*. Das waren gewiß keine für ihren Hof besorgte Sassen! Seneca (de ira, lib. I. cap. 11.) sagt von den Germaniern seiner Zeit, nämlich von denen zwischen dem Rheine und der Donau, welche den Römern bekannt waren: Armis innascuntur innutriunturque, quorum *unica cura est*, alia negligentibus. Ich habe im 11. Bande meiner Reiseschreibung in der Beilage XII. 1. die Verfassung der Sueven, — welche in Stämmen lebten, so wie die Clans in Schottland, und ungefähr in dem Grade der Cultur sein mochten wie die kriegerischen Wilden in Amerika, — im Gegensatze der Sassen, wie es mir scheint, deutlich auseinander gesetzt. Der Keim zu Allem diesen liegt schon in Mösers Osnabrückscher Geschichte; und ich habe ihn nur weiter entwickelt. Es ist sonderbar, daß er selbst nicht einen Schritt weiter ging. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, oder eigentlich nicht daran gedacht, mündlich mit ihm darüber zu reden, weil die Ideen, welche ich schon lange hatte, und die ich jetzt nur bei Gelegenheit bekannt machte, mir in seiner Gesellschaft nicht beifielen.

Spuren der ältesten suevischen Verfassung finden werden, obgleich freilich gewiß nicht so deutlich als im nördlichen Deutschlande von der sassischen Verfassung; eben weil die suevische älter ist und nothwendig eher untergehen mußte, da in Oberdeutschland sich viel früher Alles verbürgerte *). Schmid hat diesen weitern Schritt nicht gethan. Denn so schätzbar auch sein Werk in Absicht auf die älteste deutsche Geschichte ist, und ob man gleich deutlich sieht, daß er Mösers Osnabrücksche Geschichte zur Hand hatte, so begriff er doch gar nicht den wesentlichen, in der Geschichte so sehr fruchtbaren Unterschied zwischen Sueven (oder in gewissem Verstande Germanen **)) und Sassen, worauf Möser deutet ***), ohne ihn genau anzugeben. Daß Schmid Mösers Idee nicht ganz begriff, kam wohl theils daher, daß er sich die sassische Verfassung, wovon jetzt in Oberdeutschland kaum eine Spur übrig ist, nicht deutlich genug vorstellte, theils auch daher, weil Möser in seiner

*) Ueber diese lichtvolle Idee Mösers sehe man im Briefwechsel, im Briefe an mich vom 5. April 1767, seine vortrefflichen Ideen über die Art, wie man die älteste Geschichte schreiben sollte. Sie ist ganz genau sowohl auf die älteste deutsche als auf die älteste römische Geschichte anzuwenden. Man sehe auch was er in dem Briefe vom 14. Dec. 1778 über den angehenden amerikanischen Staat sagt.

**) Man sehe von der Heermannie: Osnabr. Geschichte, 1. Th. 1. Abschn. §. 20. 25.

***) Z. B. Osnabrücksche Geschichte, 1. Band, 3. Abschn. §. 4. 5. Man sehe auch in den Phantasien (1. Th.) den Aufsatz: warum die alten Sassen sich der Bevölkerung widersetzt haben. Wenn man darüber weiter nachdenkt, so wird man finden, daß die alten Sueven gar keine Ursache hatten, die Bevölkerung nicht zu begünstigen, daß also selbst ihre zunehmende Anzahl sie zu Auswanderung und Krieg geneigter machen, und ihnen im Kriege durch die Anzahl solcher Leute, die zu Hause nichts zu verlieren hatten, ein großes Uebergewicht geben mußte.

Geschichte in der That Manches als bekannt voraussetzt, was den Lesern außer Westphalen, wenn auch nicht ganz unbekannt ist, doch wenigstens nicht so deutlich vor Augen stehet.

Mösers Werk ist voll von feinen, gleichsam nur beiläufig hingeworfenen Bemerkungen, welche ganz neue Aufschlüsse in der alten Geschichte geben *) demjenigen, welcher dar-

---

*) Dahin rechne ich, besonders in Absicht auf die älteste Geschichte, zwei Bemerkungen: 1) Im 1sten Theile, 1. Abschn. § 27. „Daß, als Cäsar in Gallien ankam, die Nation schon in dem Privatgefolge einiger Fürsten steckte." Davon finden sich in den alten Schriftstellern Spuren, und es ist hierin wohl der hauptsächlichste Unterschied zwischen Galliern und Germanen zu finden, welche sonst in Absicht auf Verfassung und (wie ich wenigstens, aus guten Gründen, glaube) auch in der Sprache so viel Aehnliches hatten. Es gewinnen alle damalige Kriege und die ganze Geschichte der damaligen Zeit ein ganz anderes Ansehen, wenn man sich die Gallier als im Gefolge, und die Germanen als in einer Heermannie vorstellt; wenn man nämlich vorher bei Möser den Begriff des Gefolges und einer Heermannie recht deutlich gefasset hat. Ariovists Heer, dessen bloße Avantgarde (Harudes, Har-ud; s. meine ebengedachte Beilage zur Reisebeschreibung im 11ten Bande S. 33. und im 12ten Bande S. 132) 24,000 Mann stark über den Rhein ging, war gewiß kein Privatgefolge. Aber, wie man aus Cäsars Geschichte siehet, die gallischen Aedui und Arverni und Sequani hatten Fehden, wo Gefolge Statt fanden. 2) Im ersten Theile Abschn. 3, §. 3, N. f.: „daß ein Germanier sehr wohl dreier„lei zugleich sein konnte: ein Bojer von seiner Nation, ein Mark„mann, weil er im Gränzbanne stand, und ein Hermundur, weil „er im Gränzbanne den Vorposten hatte." Hier liegen die Grundzüge zu der in der ältesten Geschichte sehr weitgreifenden Wahrheit, daß ein großer Theil der Namen, welche wir in den alten Schriften als Völkernamen finden, oft ganz andere, theils einzelne, theils collective Bedeutungen hat. Ich habe diese Wahrheit, wie es mir scheint, dadurch noch einleuchtender gemacht, daß ich in den oben

auf zu achten weiß. Daher will dasselbe aber auch nicht sowohl gelesen, als vielmehr studirt sein. Es wäre daher auch zu wünschen, daß der vortreffliche Mann mehrere seiner herrlichen fruchtbaren Ideen etwas näher auseinander gesetzt und deutlicher gemacht hätte. Noch mehr aber wäre zu wünschen, daß er die Geschichte hätte weiter fortsetzen wollen. Daß er in der deutschen Geschichte des Mittelalters etwas Außerordentliches würde geleistet haben, ist gewiß, da er die wichtigsten Quellen mit so großer Sorgfalt und philosophischer Uebersicht gelesen hatte, sie so genau beurtheilen konnte, sich daraus die wahre Beschaffenheit der deutschen Verfassung im Mittelalter so deutlich auseinandergesetzt hatte, und den Faden, an den er die Geschichte knüpfte, so fest hielt. Dies zeigt auch sein neuer Plan der deutschen Reichsgeschichte, in den Phantasien (4. Theil), welcher mit Rücksicht auf Schmids Geschichte der Deutschen entworfen ist, mit welchem Buche Möser, so sehr er es auch von einer gewissen Seite, wie billig, schätzte, dennoch im Ganzen gar nicht zufrieden war. Und in der That, so viel auch der würdige Schmid vor andern ehemaligen deutschen Geschichtschreibern voraus hat, so würde er, Mösers trefflichen Aussichten folgend, noch viel mehr haben leisten können.

Ich komme nun zu Mösers vermischten Schriften, welche ich jetzt gesammelt habe und auf's neue herausgebe. Ich will kurz davon Rechenschaft ablegen. Sie sind in vier Abtheilungen getheilt.

---

gedachten Beilagen zu meiner R. B. die Bedeutungen mehrerer Namen aus den keltischen Sprachen zu erklären gesucht habe. Alles, was ich darüber seitdem gelesen habe, bestätigt mich in dieser Entdeckung. Haben aber Möser und ich Recht, so bekömmt Vieles in der ältesten Geschichte eine ganz andere Gestalt.

I. Die bereits gedruckten Schriften.

Sie waren theils einzeln, theils in periodischen Schriften erschienen. Die Jugendarbeiten rechne ich nicht dazu, welche ganz wieder zu drucken nicht dienlich sein würde; daher in der vierten Abtheilung nur auszugsweise einige Proben davon gegeben werden. Ich habe nur wegen folgender Schriften und Aufsätze etwas zu erinnern.

Der Werth wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften. Diese Schrift erschien zuerst im Jahre 1756, und ward 1777 in Bremen wieder gedruckt. Sie hält gleichsam das Mittel zwischen den oben schon angeführten Jugendarbeiten und zwischen den reifern Schriften. In der Schreibart merkt man hin und wieder den jungen Mann an einer gewissen Wortfülle, wovon Möser nachher weit entfernt blieb. Aber sie ist voll schöner Gedanken, und mit Theilnehmung, mit Würde, und zuweilen mit einem hinreißenden Feuer geschrieben, welches Mösers bester Zeit Ehre machen würde. Sie handelt den Satz ab: Man dürfe in seine Tugend kein Mißtrauen setzen, wenn sie gleich nur durch natürliche Güte und durch Neigungen gewirkt werde; ein Satz, welcher zu jetziger Zeit auch wohl zu beherzigen ist, da eine neue strenge Philosophie die Neigungen von der Moral ganz ausschließen, und die letztere beinahe blos zur Logik machen möchte. Diese Schrift war übrigens dem Andenken seines vertrauten Freundes, des schon oben angeführten Herrn J. F. von dem Bussche gewidmet. Möser ward der Vormund von dessen sechs nachgelassenen Kindern. Unter denselben war einer, der an Mösern lebenslang mit unumschränktem Vertrauen hing, und im reifern Alter nur auf dessen Vorstellung die wichtige Stelle als Geheimerrath annahm, worin er dem Hochstifte Osnabrück ganz vorzügliche Dienste leistete.

Die launige Vorstellung Joseph Patridgen ist oben schon erwähnt. Auch hievon erschien im Jahre 1777 eine neue Auflage.

Harlequin, oder Vertheidigung des Groteske-Komischen, erschien zuerst im Jahre 1761 zu Hamburg, und ward 1777 zu Bremen wiedergedruckt. Diese kleine Schrift voll Laune und Menschenkenntniß zeigte Mösern zuerst als einen Schriftsteller von nicht gemeiner Art. Sie ward vermuthlich dadurch veranlaßt, daß damals verschiedene Schriftsteller die Verbesserung der deutschen Schaubühne auf gut Gottschedisch darein setzen wollten, daß die lustige Person verbannt würde *), aber dagegen Stücke auf die Schaubühne brachten, elender als alle Harlequinaden. Diese Veranlassung ist jetzt nach mehr als dreißig Jahren in dieser Schrift kaum merklich; denn Möser spielte nur leicht auf die Dummköpfe seiner Zeit an. Er zeigte mit unnachahmlicher Laune, daß dem Weisen auch Frohsinn und Lachen nicht unziemlich ist; und auch jetzt noch wird seine Schutzschrift des Possenspiels treffend und nicht veraltet sein, da die heitere Laune **) von der deutschen Schau-

*) Man sehe die Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 11. T. S. 306 ff.

**) So wie überhaupt die deutsche Sprache, bisher blos gebildet von einem kleinen unter dreißig Millionen lebender Menschen schreibenden und lesenden Völkchen von Schriftstellern und Lesern, immer noch in Ausdrücken des geselligen Lebens und besonders der Conservation am ärmsten ist, so haben wir auch kein Wort, das französische gai zu bezeichnen. Es begreift mehr als Munterkeit, und weniger als Lustigkeit. Eben so wenig haben wir Wörter für die engländischen Begriffe arch oder fun oder wag. Selbst humour wird durch Laune nur unvollkommen ausgedrückt. Figaro ist gai in seiner ganzen Rolle; auch habe ich wenigstens diese Rolle noch von keinem deutschen Schauspieler so spielen sehen, wie sie eigentlich gespielt werden sollte. Vielleicht wollen oder können wir Deut-

bühne gewichen zu sein scheint, da die meisten Lustspiele platte Schilderungen ganz gemeinen Lebens und ganz gemeiner Charactere enthalten, hingegen im Tragischen so sehr oft sich nichts als nur plumpe und platte Caricatur findet, und vielleicht kein einziger Schauspieler vorhanden ist, der den goffo grazioso spielen wollte — oder könnte!

Möser entwarf auf seiner Reise nach England im Jahre 1763 ein Nachspiel mit Harlequin, betitelt: die Tugend auf der Schaubühne, gleichsam einen Beleg zu seiner Vertheidigung des Groteske-Komischen. Er sendete es mir aus London mit einem ernsthaften Schauspiele; und dies war der Anfang unserer Correspondenz, welche den ersten Grund zu der vertrauten Freundschaft legte, deren Andenken mich noch glücklich macht. Ich gab beide Stücke dem Schauspieler Döbbelin, der sie aufzuführen versprach, nach vielen Jahren sie nicht aufführte, und sie mir, ich mochte anfordern so viel ich wollte, auch nicht wiedergab. Blos das Nachspiel ward durch die Bemühungen eines eifrigen Liebhabers der Litteratur endlich wiedergefunden. Ich glaube, ob es gleich als theatralisches Stück wenig Verdienste hat, wird doch den Lesern nicht unangenehm sein, daß ich es als den Nachlaß eines Mannes abdrucken lasse, der bei der gründlichsten Gelehrsamkeit und bei dem unbescholtensten moralischen Character das dulce desipere in loco gar nicht unter seiner Würde hielt, und den Vorschlag, den alten Geckorden wieder zu erneuern, nicht etwa blos

---

schen nicht gai sein, sobald wir über fünf und zwanzig Jahr alt sind; und vor dem fünf und zwanzigsten Jahre können es auch so wenig Jünglinge. Unsere Jugend, von seinsollendem poetischen Genie aufgeschwollen, oder von theoretischer Schulweisheit ausgedörrt, ist ja oft so exemplarisch gesetzt und solenn, daß sie im dreißigsten Jahre vor lauter Weisheit und Genie schon alt und kindisch wird. Die gaieté eines sechszigjährigen Franzosen, den eine muntere Jugend gern zwischen sich hat, kennt man in Deutschland fast gar nicht.

im Scherze that. Es würde dies eine wichtige Verbesserung vieler jetzigen, theils sehr hochweisen, theils sehr hochsteifen, theils sehr hochnaserümpfenden, theils sehr hochspielenden, allemal aber hochlangweiligen Gesellschaften sein. Ich bitte nachzulesen, was Möser darüber sagt, wie es zugegangen, „daß unsere Vorfahren so gesund, so hungrig, „so aufgelegt zur Freude gewesen" *); doch auch seine feine Cautel, daß die Geckheit zünftig, nicht aber unzünftig sein müsse, dabei wohl zu beherzigen.

Harlequin gab übrigens Gelegenheit, daß Abbt Mösers Bekanntschaft suchte**), welche bald in zärtliche Freundschaft überging. Abbt kam mit Mösern in die genaueste Verbindung, und war in dessen Hause zu jeder Zeit willkommen. Möser schätzte Abbts Talente und Herz, und würde zu dessen Bildung noch viel mehr beigetragen haben, wenn Abbt nicht so früh gestorben wäre; und wahrscheinlich hätte er länger gelebt, wenn er Mösern gefolgt, und nicht an einen Hof gegangen wäre ***).

Das Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen, abzugeben bei dem Herrn Johann Jacob Rousseau, erschien zuerst 1765, und 1777 zum zweitenmale. Es ist eine durch den sel. Abt Jerusalem veranlaßte scharfsinnige und sehr fein gewendete Vertheidigung des Satzes: daß eine blos natürliche Religion für große Gesellschaften nicht hinreichend sein würde. Die Anmerkungen, welche Abbt über diese kleine Schrift machte †), verdienen nachgelesen zu werden.

*) In dem Aufsatze: den alten Geckorden sollte man wieder erneuern, in den Phantasien, 2. Band.

**) S. Abbts Werke, 3. Theil, S. 60.

***) Man sehe Mösers vortreffliches Urtheil über Abbt in seinem Briefe an mich vom 11. Febr. 1767; desgleichen auch Abbts Werke, 6. Theil, S. 7.

†) S. Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 24. Theil, S. 37.

Das Schreiben an Herrn Aaron Mendez da Costa, Oberrabbinen zu Utrecht, über den leichten Uebergang von der pharisäischen Secte zur christlichen Religion, erschien zuerst im Jahre 1773, blos als Manuscript für Freunde, und ward durch eine neue in Bremen 1777 erschienene Auflage öffentlich bekannt. Es enthält eine sehr sinnreich vorgetragene Hypothese, nach welcher ein Jude von der pharisäischen Secte ganz natürlich zur christlichen Religion geführt werden müßte. Die Veranlassung war eine Aeußerung Moses Mendelsohns in einem Briefe an Abbt, über einige Wahrheiten der christlichen Religion *). Dieses Schreiben von Moses ist nicht vorhanden, und man weiß also nicht, was er darin geäußert haben mag. Da aber im Jahre 1777 Mösers Schreiben an den Oberrabbinen öffentlich bekannt ward, so konnte es fast nicht fehlen, daß es mußte mißverstanden werden, da der Leser weder Veranlassung noch Zweck wußte. Es fand sich daher unter Mösers nachgelassenen Schriften ein Aufsatz, welcher, ohne die eigentliche Veranlassung anzugeben, den Sinn dieser kleinen Schrift näher zu bestimmen suchte. Er war vermuthlich für eine neue Ausgabe bestimmt, und findet am Ende des jetzigen Abdrucks seinen gehörigen Platz.

Das Sendschreiben an Voltaire über den Character D. M. Luthers ließ Möser französisch drucken. Aus einem Schreiben an mich **) sieht man, daß seine Absicht zugleich gewesen, Voltairens Manier nachzuahmen. Wenn er auch zugesteht, daß ihm dieses nicht gelungen, so ist doch der Aufsatz geistvoll, und vertheidigt Luthers Reformation sehr gut wider einige leichtsinnige Einfälle Vol-

---

Desgleichen seinen Brief an Möser, in Abbts Schriften, 6. Band, S. 10. und S. 17.

*) Man sehe im Briefwechsel, Brief an mich vom 3. Nov. 1773.

**) Vom 17. Dec. 1785.

taireng. Einen französischen Abdruck habe ich aller Mühe ungeachtet nicht auftreiben können; genau weiß ich auch deshalb das Jahr der Originalausgabe nicht anzugeben. Beim Abdrucke in dieser Sammlung ist das Jahr 1765 genannt; allein wahrscheinlich erschien das Original schon früher; denn die Uebersetzung, welche ich hier abdrucken lasse, kam zu Lübeck, und zwar, wie der Titel sagt, 1765 zum zweitenmale heraus. Uebrigens mag wohl diese Uebersetzung freilich dem Originale nicht ganz Gerechtigkeit wiederfahren lassen; einige offenbare Nachlässigkeiten sind verbessert *).

Das Schreiben über die deutsche Sprache und Litteratur erschien im Jahre 1781. Es ward durch den bekannten Brief K. Friedrichs II. an seinen Minister Herzberg über die deutsche Sprache und Litteratur veranlaßt. Diese kleine Schrift zeigt, mit welchen hellen Augen Möser unsere Litteratur übersah, und wie scharfsinnig er das besondere Verdienst jedes der vorzüglichsten Schriftsteller unterschied; ein gleich deutliches Zeichen, wie sehr er seinen geistigen Genuß vermannigfaltigte, und wie fein er wählte. Dieses Schreiben ist unter allen Schriften, welche bei dieser Gelegenheit herauskamen, die kürzeste, und bei weitem die beste. — Unter Mösers Papieren findet sich eine französische Uebersetzung dieses Schreibens; man weiß nicht, von wessen Hand.

Möser hat zur allgemeinen deutschen Bibliothek nur eine einzige Recension geliefert **), welche in gewisser Rücksicht eine zweifache genannt werden kann, da sie zwei

*) Später erhielt Nicolai das Original; sein Enkel fand es in dessen Nachlaß; und so erscheint es in dieser Sammlung.
A. d. H.

**) Abgedruckt in des 6ten Bandes 1sten Stücke.

Bücher beurtheilt. Sie betrifft hauptsächlich ein nun vergessenes Büchlein: Von dem deutschen Nationalgeiste, welches im Jahre 1765 ein Mann herausgab, gegangen durch böse und gute Gerüchte, der damals in mehrern Schriften, besonders in dieser und in zwei andern, betitelt: Reliquien, und Was ist gut kaiserlich? seine Gelehrsamkeit und Einsicht auf die niedrigste Art zu hämischem und politischem Parteigeiste mißbrauchte *). Es kam damals unter dem Titel: Noch etwas zum deutschen Nationalgeiste, ein mit vielem Geiste geschriebenes Büchlein heraus, das zu den guten deutschen prosaischen Schriften gehört, und jetzt noch gelesen zu werden verdient. Der Verfasser war Hofrath Bülow in Zerbst, ein Mann von trefflichen Talenten, der nur zu früh starb. Er beleuchtete die Schrift: vom deutschen Nationalgeiste mit vieler Gelehrsamkeit und Munterkeit, und zeigte, die Schrift hätte eigentlich betitelt sein sollen: Von der Unterthänigkeitspflicht der deutschen Reichsstände gegen den Kaiser. Möser beurtheilte in der Allgem. Deutsch. Biblioth. beide Schriften mit seiner originalen Laune; daher ich glaube, dieser Aufsatz werde billig in dieser Sammlung aufbehalten. Es scheint, der Verfasser der ersten Schrift habe seitdem seine Meinung geändert, und betrachte wenigstens jetzt das politische Unding, deutscher Nationalgeist genannt, von einer etwas andern Seite **).

II. Bisher ungedruckte Schriften.

Das Nachspiel: die Tugend auf der Schaubühne, habe ich schon oben angeführt. Das Uebrige sind meist un-

*) Man sehe die Allgemeine deutsche Bibliothek, 9. Band. 1. St. S. 227. 9. B. 2. St. S. 96.

**) S. v. Mosers Mannigfaltigkeiten (Zürich 1796. 8.), IIr Band, S. 14, verglichen mit dem 1sten Bande, S. 153.

vollendete erste Entwürfe, wovon aber keiner eines Möser unwürdig ist. Ich will hier eine kurze Nachricht davon geben.

Vom Anticandide, oder der Fortsetzung des Voltairischen berühmten Candide ist nur der Plan und das letzte Capitel vorhanden, nebst wenigen Fragmenten. Schade, daß dieser philosophische Roman nicht ganz vorhanden, und, wie es scheint, auch nicht ganz ausgearbeitet worden ist! Das wenige Vorhandene zeigt, was es unter Mösers Händen geworden sein würde.

Zwei Fragmente zu einer Bauerntheodicee sind in Mösers gewöhnlicher launigen Manier.

Mehrere Fragmente, voll der mannigfaltigsten Ideen, zu einer Abhandlung über des berühmten Kant Aufsatz: Ueber die Theorie, lassen gleichfalls bedauern, daß diese Abhandlung nicht geendigt worden.

Fragmente zu zwei ganz verschiedenen Abhandlungen, die eine: Ueber den Leibeigenthum *), und die andere Gegen den Leibeigenthum. Mösern lag diese Materie sehr am Herzen; und da die Praxis seines Landes ihm genugsam zeigte, daß das Leibeigenthum dort schwerlich werde aufgehoben werden, so war er immer bereit, auf mancherlei Art zu deduciren, wie das Leibeigenthum ehemals ganz natürlich habe entstehen müssen.

III. Briefwechsel.

Der erste Abschnitt enthält aus meinem acht und zwanzigjährigen Briefwechsel mit Mösern dasjenige, was das Publicum interessiren kann. Es sind sehr viel Züge

*) Möser schrieb allezeit der Leibeigenthum, so wie man etwa schreibt, der Reichthum. Ich schreibe, mit Adelung, das Leibeigenthum; denn dies Wort ist ja eine Zusammensetzung des Worts Eigenthum, welches den Artikel das erfordert.

darin, welche den herrlichen Mann schildern, so wie er war. Dabei finden sich manche interessante gelehrte Anmerkungen und Ideen; es findet sich Manches, das zur Geschichte seiner Schriften gehört, und man wird es mir hoffentlich auch verzeihen, daß ich viele Beweise seiner wahren Freundschaft gegen mich und der Sympathie mancher seiner Gedanken mit den meinigen abdrucken lasse. Es ist wohl eine unbescholtene Ruhmredigkeit, nicht zu verbergen, daß man eines Mannes, wie Möser, vertrauter Freund war. Von meinen Briefen sind nur ein Paar abgedruckt, welche dienen, etwas in Mösers Briefen zu erläutern.

Der zweite Abschnitt enthält den vermischten Briefwechsel. Er ist nur klein, doch nicht unwichtig. Es ist ein Brief Mösers an Abbt, ein Paar ungedruckte Briefe von dem Minister Grafen Herzberg an Möser, einer vom Geschichtschreiber Schmid an denselben, zwei Briefe von Möser an Hrn. Geh. R. Ursinus in Berlin, Balladen und Minnelieder *) betreffend. Die letztern beiden Briefe zeigen, wie sich Mösers biegsamer Geist in alle Arten der Litteratur schmiegte. Ein schon gedruckter **) Brief an Hrn. Rath Becker in Gotha ist merkwürdig durch Mösers Gedanken über den Unterricht des Landmannes.

IV. Jugendarbeiten.

Davon ist etwas Weniges beibehalten, das Mösers nicht unwürdig ist. Es sind einige Stücke aus den Gemälden der Sitten und der deutschen Zuschauerin, zu zeigen, wie der Mann in seiner Jugend schrieb, der nachher allgemein den Ruhm eines der ersten deutschen prosaischen

*) Die darin erwähnten Fragmente von Westphälischen Minneliedern sind abgedruckt in den Phantasien, III. Theil; desgleichen in der Allg. d. Bibl. XXXVII. Band S. 370.

**) In Schlichtegrolls Necrolog.

Schriftsteller erlangt hat. Ferner ein großer Theil der Vorrede des Trauerspiels Arminius, welches zeigt, wie gut Möser schon damals die alte deutsche Geschichte studirt hatte. Das Trauerspiel selbst, da es aus der gottschedschen Zeit, nach französischer Manier geformt, in gereimten Alexandrinern geschrieben ist, würde jetzt nicht interessiren *). Möser war kein Dichter; aber wer macht in der Jugend nicht Verse? und zu zeigen, daß er dazu wohl einiges Talent hatte, ist auch ein kleines Gedicht zur Probe abgedruckt.

Möser, als Schriftsteller überhaupt genommen, war nicht in der Lage, Plane zu weitläuftigen Schriften zu entwerfen und auszuführen. Seine Osnabrückische Geschichte, ein Werk voll Gelehrsamkeit und Scharfsinn, welches das entscheidendste Talent voraussetzt, entwarf er anfänglich gleichsam nur zum häuslichen Gebrauche **). Erst, indem sein weit umfassender Geist die Gegenstände entwickelte, bildete sich das Resultat zu ganz neuen fruchtbaren Aussichten in die allgemeine deutsche Geschichte überhaupt.

So entstanden auch alle seine herrlichen Aufsätze entweder aus dem Cirkel seines Geschäftslebens, oder aus der Begierde, die Sitten der zunächst um ihn lebenden Gesellschaft zu bessern.

In tenui labor, tenuis non gloria!

Denn er brachte zu diesen kleinen Aufsätzen Talente, welche auch zu größeren Werken hinlänglich gewesen wären: Erfindungskraft, verbunden mit Scharfsinn, ächtem Witze und

*) S. Beilage 14.

**) In seinem Briefe an mich vom 1. Juli 1776 versichert er, die Endigung dieses Werks liege ihm am Herzen: „weil der (damals noch minderjährige) Bischof mit der Zeit von der Verfassung des Landes, was er regieren soll, unterrichtet werden muß." Ob und in wie fern der Bischof dies Werk studirt hat, ist mir nicht bewußt.

munterer Laune, vor Allem aber eine Menschenkenntniß und eine Philosophie des Lebens, welche nur in der wirklichen Welt erlangt wird. Daher findet man in Mösers Schriften nie weder den Dünkel, noch die Einseitigkeit unserer vielen theoretischen Stubengelehrten, welche Nichts an sich und Anderen beobachten mögen, sondern ohne Erfahrung, deren Werth sie nicht kennen, Alles aus ihrem Gehirne herauszuklügeln vermeinen, und daher weit suchen, ohne zuweilen sogar nur das zu treffen, was vor Augen liegt. Man findet bei Mösern gründliche Gelehrsamkeit, selten aber in gelehrter Gestalt, nie die trockene Schulweisheit des Katheders, nie die beredtseinsollende Wortfülle der Kanzel, oder den steifen Resolutionsstyl der Kanzlei, sondern allenthalben die Stimme der reifen Erfahrung, vereint mit dem schlichten gesunden Verstande, wodurch allein die menschliche Gesellschaft besteht und regiert wird. Alles lebt in diesen Aufsätzen, allenthalben sehen wir die mannigfaltige wirkliche Welt vor uns, Alles können wir auf uns anwenden, Alles ist uns nahe, ohne gemein zu sein; und wo auch der Gegenstand gemein wäre, wird er gehoben durch die Wichtigkeit des Einflusses, den uns der Schriftsteller mit großer, aber versteckter Kunst vor die Augen zu bringen weiß, und durch die mannigfaltige Art der Einkleidung, die dem Gegenstande so natürlich zusagt, daß sie nicht für Einkleidung, sondern für einen Theil des Gegenstandes selbst zu gelten scheint. Möser hatte die Gabe, anmuthig zu sein, doch nicht fade, munter zu sein ohne Gernwitz, freimüthig zu sein, ohne zu beleidigen, viel zu sagen ohne Prätension, belehrend zu sein ohne Lehrerton, ausführlich ohne Langeweile, deutlich ohne Seichtigkeit, gründlich ohne Dunkelheit und Steifsinn.

Möser mußte durch diese Talente bei uns um so mehr glänzen, je seltener sie von jeher in Deutschland bei den Schriftstellern waren, welche für die Welt zu schreiben vermeinten. Sie schrieben oft nur für sich und ihren engen

Gesichtskreis. Es möchte von nicht wenigen deutschen Schriftstellern, auch von denen, welche uns ihre eigene reine transscendentale Vortrefflichkeit selbst auseinander zu setzen bemühet sind, wohl mit Recht heißen können: „Cet homme „a bien du merite, mais c'est du baume dans un vilain „vase. S'il est savant, tant mieux pour lui, mais non „pas tant mieux pour les autres" *). So war Möser nicht.

Möser als Schriftsteller ist schon sehr richtig mit Franklin verglichen worden **). Allerdings findet sich in allen Aufsätzen beider Schriftsteller „ein Anstrich von Sonder„barkeit, verbunden mit thätiger gesunder Vernunft und „Menschenliebe". Bei beiden sind „Originalität, Eifer zur „Verbreitung heilsamer gemeinnützlger Wahrheiten, Witz „und Laune" beinahe in gleich großem Maße anzutreffen. Indeß da Franklins gelehrte und politische Laufbahn ganz anders gerichtet war als Mösers, so scheint mir, unter den Ausländern, Niemand als Schriftsteller Mösern näher zu vergleichen wie Addison, der ihm an Fähigkeit zu Geschäften so ganz unähnlich war; obgleich der Geschäftskreis beider Schriftsteller einige Aehnlichkeit hatte. Beiden war die feine Weltkenntniß, die ungesuchte Eleganz, der Sinn für das Schickliche, die mannigfaltige Einkleidung und die Gabe, ganz kleine Gegenstände zu wichtigen Folgen anzuwenden, gemein. Der Zuschauer und die Phantasien stehen in gleichem Range.

Unter den Deutschen ist Möser an reifer Weltkenntniß und an Eifer, sie zum Besten seiner Mitbürger anzuwenden, Büsch ***) am meisten zu vergleichen; nicht in der Ein-

*) S. Sturz Schriften, I. Th. S. 125.

**) S. Berlinische Monatsschrift, 1783. Jul. S. 37. 38.

***) In Büsch's Erfahrungen, besonders in der meisterhaften Abhandlung über die Einförmigkeit, im I. Bande.

kleidung, welche bei Büsch, nach seiner Absicht, milde Belehrung sein sollte, die nie in Lehrerton ausartete, so wie auch bei Knigge in seiner Schrift vom Umgange. Engel und Lichtenberg sind in Absicht auf Sinn und Einkleidung Mösern, jeder auf eine andere Art, gewissermaßen mehr congenial. Lessing und Wieland, deren Gesellschaft Möser sonst nicht unwürdig ist, haben Gegenden der Litteratur angebauet, die von der seinigen zu weit entfernt sind.

Sturz *) ist ihm gewissermaßen am ähnlichsten, aber doch sehr wesentlich von ihm unterschieden. Beide besitzen die reife und mannigfaltige Weltkenntniß, die unter den Gelehrten aller Nationen nicht so gar gemein ist, unter den Deutschen aber am seltensten gefunden wird; beide haben Menschen aus allen Ständen kennen lernen, und schildern sie mit gleich großem Talente nach dem Leben und mit lebendigen Farben. Aber jeder von diesen Schriftstellern sah Welt und Menschen aus ganz verschiedenem Standpunkte, beurtheilte sie also auch anders.

Sturz lebte am Hofe und unter Hofleuten; Möser im Geschäftskreise und in der bürgerlichen Gesellschaft. Möser kannte die feine Gesellschaft auch, wenn nicht durch den Hof, doch durch die, welche an den Hof gehen, und trug auch das Seinige bei, den Ton des Mittelstandes unbefangener und feiner zu machen. Da aber die bürgerliche Gesellschaft weitumfassender ist und höhere Zwecke hat als blos den Ton, so sind auch Mösers Absichten weitumfassender und gehen mehr auf's Nützliche. Sturz amüsirte sich selbst, und suchte Andere zu amüsiren, freilich mit einer Feinheit, mit einer Weltwissenschaft, mit einer Kenntniß der Conve-

*) Im deutschen Museum, im October 1781, S. 309., und im Februar 1781, S. 178., sind über Möser und Sturz als Schriftsteller sehr feine Bemerkungen, welche nachgelesen zu werden verdienen.

nienzen der Lebensart in der großen Welt und in einer leichten Schreibart, dieser Convenienz selbst angemessen, dergleichen vor ihm bei keinem deutschen Schriftsteller zu finden war. Sturz, wie ein Hofmann, sah an Menschen und Gegenständen vorzüglich die äußere Seite, sowie sie sich in der feinen Gesellschaft mit Vortheile oder Nachtheile zeigt; Möser, immer den Mittelstand und die bürgerliche Gesellschaft vor Augen, wußte in's Innere der menschlichen Charactere und Handlungen zu dringen, und stellte sie vor in der Absicht, das menschliche Leben überhaupt zu bessern und angenehm zu machen. Jener, als ein Hofmann, hat immer etwas Gemächliches in Beobachtung und Schreibart, und fast beständig die höfliche Wendung, die das Widrige, was zu sagen ist, verschleiert, und, wie von ohngefähr, etwas Verbindliches einfließen läßt. Dieser, beständig in thätigem Leben, kennt auch die sehr nöthige Schonung; aber indem er äußerlich schont, vergiebt er der innern Energie nichts. Sturz war sehr oft, und wie man merkt, sehr gern, in dem, was die große Welt Gesellschaft heißt, wo — um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen*) — „wo Alle schwatzen, „Niemand sich unterhält, — im Gedränge, wo man einsam ist". Möser kannte die große Welt auch, war oft in großer Gesellschaft, und hatte dergleichen nicht selten in seinem Hause, nicht aus Neigung, sondern Anstandes wegen; und dennoch war er in solchem Gedränge weniger einsam als ein Hofmann, sondern gleichsam immer zu Hause, weil seine Menschenkenntniß vielseitiger war. Er konnte also Jeden tiefer beurtheilen, und selbst an dem alleruninteressantesten Menschen, wenn er mit einem solchen in Gesellschaft sein mußte, eine interessante Seite finden**); und

*) Sturz's Schriften, I. Theil. S. 104.

**) Es kam mehrere Jahre nach Pyrmont ein Mann, mit welchem fast Nichts zu reden war, und den also Leute von Geiste eben

mit der Gutmüthigkeit, welche am Hofe und in der polirten Welt so selten ist, wußte er Menschen an Menschen zu knüpfen. Sturz sah das menschliche Geschlecht vom Hofe aus und aus den glänzenden Weltgesellschaften, welches eben nicht der erfreulichste Gesichtspunkt ist. Er sagt mit Bitterkeit: „Lernt euer brüderliches Geschlecht an Höfen, lernt „euern Nebenbuler im Amte, im Verstande, im Glücke kennen; erhebt euch durch irgend ein Verdienst, und glaubt „in der Unschuld eures Herzens, daß man euch liebt und „schätzt, weil man euch umlächelt und umarmt. Wenn endlich unter euch der Boden wegsinkt, durch freundliche Mörder untergraben — dann seht, wie sich eure Freunde retten, als vergiftetet ihr die Luft, wie eure Clienten euch „für genossene Wohlthaten anspeien; ertragt der Glücklichen „stolzes, niedertretendes, erwürgendes Mitleid, und liebt die „Menschen, wenn ihr könnt." *) Möser hingegen schrieb die herrliche Politik im Unglücke**), worunter er hauptsächlich rechnete, „das Leere der glänzenden Freuden zu erkennen". Wäre er unglücklich geworden, würde es ihm leicht gewesen sein, diese Politik selbst auszuüben, ihm, der

---

nicht suchten, und sich zuweilen wohl gar unvermerkt von ihm wendeten. Möser entdeckte seine einzige vorzügliche Seite, daß er ein guter Whistspieler war, und spielte fast täglich ein Stündchen mit ihm. Mösers vortreffliche Tochter sagt (in der Vorrede des IV. Bandes der Phantasien) von ihrem Vater: „Er hasse die Schreiber, wie „die Spieler, ob er gleich sehr gern schreibe und spiele." Er war aber weise im Spielen wie im Schreiben. Da ich gar nicht spiele, sagte er mir oft im Scherze: Wer ein rechter alter Deutsche nach dem Tacitus (Cap. XXIV.) sein wolle, müsse, wie unsere Vorväter, ernsthaft und hoch, lucrandi perdendive temeritate, spielen. Er liebte auch hoch zu spielen; doch wendete er nie mehr Zeit und Geld auf's Spiel, als er sich vorgesetzt hatte.

*) Sturz Schriften, I. Band, S. 134.

**) S. Phantasien, III. Band, Nr. VIII — XIII.

ganz andere Freuden kannte. Er würde, hätte er unglücklich werden sollen, leicht „der Glücklichen stolzes, niedertretendes Mitleid" ertragen haben, welches Sturz auch ertrug, aber mit trauriger Anstrengung. Möser hätte freilich verzweifelt, diese verächtliche Menschen lieben zu können, aber nicht, überhaupt die Menschen zu lieben; denn er kannte die Menschen mannigfaltiger; und wirklich erscheint die Menschheit viel liebenswürdiger, im Gesichtspunkte des thätigen und häuslichen Lebens betrachtet, als in dem Gesichtspunkte des Hofes und der großen Welt. Sturzens Schilderung ist schrecklich wahr, aber nur von wenigen der Menschen, „die im Leeren der glänzenden Freuden leben". Der Hof kann sehr leicht eigensüchtig und fühllos machen, sowie die Macht den Fühllosen im Kriege hart und übermüthig, und die äußerste Noth den Unterdrückten grausam. So sind aber nicht die Menschen überhaupt. Der thätige Mittelstand, der sich beständig wechselseitig braucht, ist sittsamer und milder, und man darf nicht so leicht an ihm verzweifeln; auch hebt sich eher seine Moralität wieder durch eigene Kraft; und dieser schätzbare Mittelstand war Mösers eigentlicher Wirkungskreis als Schriftsteller. Die verschiedene Art, Menschen von verschiedener Art zu betrachten, hat auf beider Schriftsteller so verschiedenes — es ist kein deutsches Wort da; die Franzosen nennen es *faire* — den sichtbarsten Einfluß. Doch geht zuweilen einer unvermerkt in des andern Manier über. Sturzens: Wer ist glücklich? und dessen berühmte Reise nach dem Deister *) sind beinahe Möserisch, und Mösers: Ein kleiner Umstand macht Vieles **), ist beinahe Sturzisch.

Die Lage, worin Möser seine Lebenszeit zubrachte, er-

*) S. Sturzens Schriften, I. Band S. 241 und S. 252.

**) S. Mösers Phantasien, IV. Band Nr. XVI.

klärt zwar genugsam, warum sich Vieles in seinen Schriften auf eine gewisse Art bildete und modificirte; aber manche deutsche Leser einer Biographie wollen mehr wissen. Es soll ihnen psychologisch gezeigt werden, wie ein Schriftsteller gerade das geworden ist, was er war; eine Forderung, welcher sogar manche Lebensbeschreiber Genüge zu thun dachten, ohne recht zu wissen, was sie eigentlich wollten. Bei dem Manne, der seine Brodwissenschaft zunftmäßig erlernt, oder sein System nach der Schulmethode begriffen hat, um es methodisch wieder mündlich oder schriftlich von sich zu geben, kann man auch recht methodisch zeigen, wie er dazu kam. Man kann im Hauskalender genau annotiren, wann und wie der Garten mit einer blühenden Dornenhecke umzogen, und wann sie schadhaft geworden, und wieder geflickt ward. Aber du fragst, wie es zugeht, daß dieser Obstbaum vor allen andern, die um ihn stehen, so schlank gewachsen ist, daß Stamm und Zweige so gesund, daß dessen Früchte so vorzüglich schön sind. Ich sage: er ist so gewachsen aus eigener innerer Kraft; setze dich in seinen Schatten, und geneuß die edlen Früchte. Wer Mösers Schriften nicht fleißig und con amore gelesen hat oder lesen will, wird wenig von dem verstehen, was ich darüber sagte.

Der persönliche Character eines Mannes läßt sich für den, der nicht persönlich mit ihm umging, selten recht anschaulich, noch weniger individuell schildern; und derjenige, der mit ihm umging, bedarf der Schilderung nicht. Und doch mag der Leser von einem geliebten Schriftsteller gern, so wie jeden Lebensumstand, so auch jeden Characterzug kennen, wenn es auch unvollkommen wäre! — Und nur sehr unvollkommen kann der edelste Character geschildert werden, der, dessen Eigenheit nicht im mindesten an Caricatur gränzt, der, wo alle Fähigkeiten des Verstandes und alle gute Eigenschaften des Herzens im vollkommensten Eben=

maße stehen, sich wechselseitig dergestalt erleuchten, daß sie ein großes, vollkommenes, in sich zusammenströmendes Licht ausmachen.

Daß Mösers Character vorzüglich gewesen sei, erhellet schon daraus, daß er bei den schwierigsten Geschäftsführungen viele Jahre lang das allgemeine Vertrauen bis an sein Ende genoß, in einem Lande und in einer Verfassung, wo das allgemeine Vertrauen zu erhalten eben nicht leicht ist; aber wie vorzüglich sein Character gewesen, wer wagt es so auseinander zu setzen, daß es ganz deutlich wäre? Der Mann war redlich, bieder, patriotisch, uneigennützig im höchsten Grade, menschenfreundlich, wahr, zuverläßig, fest ohne Eigensinn, nachgebend ohne Schwachheit, unverzärtelt ohne Rauhigkeit, gutherzig ohne Unbesonnenheit, froh und munter ohne Leichtsinn, gleichmüthig ohne Gleichgültigkeit, seines Werths sich bewußt ohne Egoismus, frugal ohne Geiz, mildthätig ohne Prahlerei, gastfrei ohne Verschwendung. — Alles höchst wahr; im Allgemeinen! Der du damit nicht zufrieden bist, der du genauer geschildert verlangst, wie alle diese herrliche Eigenschaften sich individuell zu einem noch herrlichern Ganzen vereinigten, sage mir erst, wie der schneeweiße Honig schmeckt, den Preußens Bienen aus den vollen Blüten hundertjähriger Linden saugen, und mit deren Süßigkeit auch den holden Duft in ihren Honig übertragen. Oder, hast du ihn gekostet, vergeistige das Bild, wenn du kannst; und du hast Mösers Character! *)

Er war glücklich im häuslichen Leben mit einer Gattin voll Verstand, Theilnehmung und allen wirthschaftlichen Tugenden. Er hatte das Unglück, daß sein einziger sehr hoffnungsvoller Sohn im zwanzigsten Jahre auf der Universität zu Göttingen starb. Aber dieser Verlust ward ihm

*) S. Beilage 15.

ersetzt durch die unbeschreibliche Liebe seiner einzigen Tochter, einer Frau, an Geist und Herz ihres Vaters ganz würdig. Sie hing fast mit noch mehr als kindlicher Liebe an ihm, und war auch wieder die Freude seines Lebens. Nach dem Tode seiner Gattin *) widmete seine Tochter sich ihm ganz; und alle Sorgfalt, alle Pflege, alle geistige Unterhaltung, welche die zärtlichste Liebe gewähren kann, wendete sie an, sein Leben zu versüßen. Nächst ihr war ihm der Enkel seines ehemaligen vertrauten Freundes, Herr Kanzleirath von Bar **), der ihn bis in den Tod mit ununterbrochner Ergebenheit liebte, vorzüglich zugethan. Diesen, und seiner geliebten Schwester Kinder, welche in Osnabrück verheirathet sind, sah er wie seine eigene Kinder an, und liebte sie väterlich ***). Ihnen und seinen dortigen Freunden, welche den Cirkel seines Umgangs ausmachten, dankte er die glücklichsten Stunden seines Alters. Er erwähnte ihrer oft gegen mich bei unserm Aufenthalte in Pyrmont, wenn er sich seines zufriednen Lebens in seiner Vaterstadt freute. Mit welcher innigen Freundschaft ich selbst an ihm hing, sowohl ehe ich ihn persönlich kannte, als nachdem ich ihn im Jahre 1781 persönlich hatte kennen lernen, wie vieles Vertrauens er mich würdigte, an wie vielen Seiten unsere Gesinnungen sich berührten, hier zu beschreiben, würde vielleicht anmaßend aussehen, und doch meinem Herzen nicht genug thun; meinen Lesern aber würde jede Beschreibung nur schwach scheinen; denn die Innigkeit der Empfindungen vertrauter Freundschaft und der Liebe können ihrer Natur nach dem großen Publicum nie ganz offen sein.

---

*) Sie starb im Jahre 1787.

**) Später Land-Drost zu Osnabrück; seit dem 30. Mai 1835 Jubilarius und Geheimer Rath. A. d. H.

***) S. Beilage 16.

Mösers Person war von mehr als gewöhnlicher Größe, so sehr, daß sich sein Vater nicht traute, ihn vor dem Jahre 1740 außer Landes auf eine hohe Schule zu schikken, bis König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gestorben war, welcher bekanntlich glaubte, auf alle Jünglinge, höher als fünf Fuß sieben Zoll, ein göttliches Recht zu haben, sie seiner großen Grenadiergarde einzuverleiben. Er war stark von Gliedern, alle im äußersten Wohlverhältnisse. Sein Gang war fest, nicht schwankend, nicht stattlich, nie übereilt. In seinem Angesichte war eine Uebereinstimmung von Treuherzigkeit und Würde ohne Anmaßung, von Verstande, vereinigt mit Fülle und Feinheit der Empfindung, die sich nicht beschreiben läßt, aber Jedem Zutrauen zu diesem Gesichte einflößte. Ich wünschte, es möchte das Bildniß, was vor dem Titel steht *), diesen unnachahmlichen Ausdruck, den es nicht verfehlt, ganz haben fassen können. Er ist beinahe erreicht in der herrlichen Zeichnung, wonach er gestochen worden, gezeichnet von einem Frauenzimmer voll Geist, welche hohe Charactere würdigen und empfinden kann, und welcher die Freundschaft und Verehrung Mösers ihre ohnedies schon sichere Reißfeder zu noch innigerm Ausdrucke führten. Der Umriß im Profile am Ende dieser Lebensbeschreibung **) ist geätzt nach einem Wachsbilde in gleicher Größe von Hrn. Wessel, einem geschickten Bildhauer in Osnabrück, der sich in seiner Kunst in England vervollkommnete. Die Münze auf dem Titel ***) ließen einige Freunde Mösers im Jahre 1779 zu seinem sechszigsten Geburtstage prägen. Sie hat blos Werth als ein Denkmal der Freundschaft.

*) Statt des Bildnisses ist dem ersten Bande dieser neuen Ausgabe ein Stahlstich von Eichens, nach dem in Osnabrück errichteten Standbilde Mösers, beigegeben worden. A. d. H.

**) Steht jetzt zu Anfang der Lebensbeschreibung in einem Holzschnitte von O. Vogel. A. d. H.

***) Ein Abdruck derselben befindet sich auf dem innern Titel dieser Lebensbeschreibung, S. 1. A. d. H.

In seinem ganzen Wesen war Ernst mit Freundlichkeit verbunden. Sein Mund lachte selten; aber fast beständig schwebte auf seiner heitern Stirn und auf seinem ganzen Antlitze das unauslöschliche Lachen, das Homer seinem Göttern zuschreibt. Er war gastfrei, und hielt ein ansehnliches Haus; er selbst war mäßig. Der Vorfall in seinen Kinderjahren, da er sich selbst in die Lage gesetzt hatte, Jemanden um eine Gabe ansprechen zu müssen, hatte in ihm den Entschluß hervorgebracht, niemals einem Bettler eine Gabe zu versagen. Da ich bei unsern jährlichen Zusammenkünften in Pyrmont gemeiniglich bei ihm blieb, bis er abreisete, so habe ich ihn oft gesehen, ehe er wegfahren wollte, eben wie Yorick in Montreuil *), umringt mit Bettlern, denen er mit zutraulicher Miene und oft mit theilnehmenden Worten einem nach dem andern mit größter Geduld austheilte, so lange noch einer da war.

Er war nichts weniger als habsüchtig; aber er ist in jüngern Jahren eine ziemliche Zeit lang daran gewesen, Gold machen zu wollen; worüber er auch mit dem bekannten Metallurgen Kramer in Braunschweig correspondirte, der ebenfalls an die Möglichkeit des großen Werks glaubte. Die Liebe zu seinem jüngern Bruder Joh. Zacharias, welcher, um das Geheimniß, den Stein der Weisen zu erfahren, sich Ein Jahr in Algier und Tripolis aufgehalten hatte, bewog ihn, an diesen kostbaren Versuchen Theil zu nehmen. Er lächelte selbst darüber, wenn er im Vertrauen davon erzählte, und setzte hinzu: Was wäre man für ein Mensch, wenn man nicht einmal einen vergeblichen Wunsch gehabt hätte! Dies war bedeutend gesagt von dem Manne, der immer in weiser Zufriedenheit lebte, der sich nie von Mißvergnügen plagen ließ, daher sich auf solche Wünsche einschränkte, deren Erfüllung er in seiner Gewalt hatte **).

---

*) S. Yoricks empfindsame Reisen, 1. Band, S. 95.

**) S. Einleitung S. 45. A. d. H.

Möser gehörte auf keine Weise zu den Männern, die im Rufe mehr gewinnen, und dagegen verlieren, wenn man sie in der Nähe sieht. Er gewann vielmehr sehr, man mochte ihn in kleiner oder großer Gesellschaft sehen. Sein Character war wahr, aber nicht von der rauhen Wahrheit, welche Andern lästig wird. Er trug in Gesellschaft jeden Andern, und drückte Niemand. Er wußte das Eigenthümliche und das Beste jedes Characters, der ihm in Gesellschaft vorkam, bald zu entwickeln, und suchte ihn dem gemäß zu unterhalten. Man erzählt von Hume, er sei still und trocken gewesen, wenn ihn die Gesellschaft, in welcher er war, nicht interessirt habe. Möser, obgleich in ungewünschter Gesellschaft etwas ernsthaft, war immer aufmerksam und für jede Unterredung gegenwärtig, nie abwesend oder zerstreut. Doch bemächtigte er sich, selbst unter Freunden, nie herrisch des Gesprächs, vertheidigte nie seine Meinungen hartnäckig, hatte nie das Ansehen, belehren zu wollen, sondern nur Gedanken zu wechseln; und da belehrte er oft am meisten, wegen des Werths seiner Gedanken. Er kannte seinen eigenen Werth, trug ihn aber nie zur Schau, von Stolz oder Dünkel ganz rein. Sein Witz war treffend, aber urban, so wie sein Scherz, seine Satire milde, nie bitter. Er urtheilte nicht nach Laune, aber oft skeptisch. Seine Urtheile von einzelnen Menschen waren weder heftig noch hämisch, aber treffend wahr, sobald es sich thun ließ, seine Meinung ganz zu sagen. Er sprach nie beleidigend, und hielt sich durch Worte oder Widerspruch nie beleidigt; und Wenige hätten auch einen solchen Menschen beleidigen können, der gegen Alle, die er um sich sah, indulgent, nur gegen sich selbst streng war.

So lebte er in beständiger Beobachtung seiner Pflichten und in ungestörtem Geistesgenusse, glücklich in seinem Hause, in der Stadt und im Lande verehrt und geliebt, seinem eigenen Ausdrucke nach, erfreut durch Vieles, betrübt durch Weniges, gekränkt durch Nichts. Er war meist

gesund, und vorbeigehende Beschwerden ertrug er gleichmüthig; er ging daher auch jährlich nach Pyrmont, nur um sich mit seinen Freunden zu unterhalten, und um die heitere Luft zu genießen, brauchte aber weder Brunnen, noch Bad.

Bei herannahendem Alter empfand er öfter eine Art von Krämpfen, die einige Tage anhielten. Es war dieses vielleicht blos eine der gewöhnlichsten Unbequemlichkeiten des Alters; er schrieb es aber einem kalten Bade zu, das er einst genommen hatte, und erklärte diese innern Spannungen durch eine sehr sinnreiche Hypothese, vermöge welcher er zu deduciren wußte, die Natur arbeite von innen heraus, um nach und nach das Gleichgewicht der körperlichen Oeconomie wieder herzustellen *). Diese Gedanken, bei ihm zu einer festen Ueberzeugung gediehen, machten, daß er, sobald er seine Beschwerden verspürte, sich ganz ruhig auf's Bette streckte, um die vermeinten wohlthätigen Bemühungen der Natur abzuwarten, selbst schlaflose Nächte nicht achtete; denn das Uebel brachte gewöhnlich Schlaflosigkeit mit sich, und er war nicht zu bewegen, Mittel zu nehmen, welche die Schmerzen gelindert, und vielleicht endlich die Krankheit ganz gehoben hätten. Er scherzte oft mit seinen Freunden über seine eigene Beharrlichkeit; aber diese gründete sich auf die feste Ueberzeugung, daß die Natur das Uebel durch das Uebel selbst heben werde, welches er ganz gewiß hoffte; um so mehr, weil die Krämpfe von Zeit zu Zeit aufhörten, er sich zu bessern glaubte, sich auch wirklich besser befand, welches bei so dauerhaftem Körper und so gleichmüthigem Geiste nicht zu verwundern war **).

---

*) Man sehe im Briefwechsel seinen Brief an mich vom 17. Dec. 1785, und das hinter demselben abgedruckte, in Mösers Nachlasse gefundene Blatt; desgleichen den folgenden Brief.

**) S. Beilage 17.

Er empfand im Anfange des Jahres 1794 einen unbedeutenden Katarrh, der ihm nicht ungewöhnlich war, wobei er sich leidlich befand, und zuweilen bei ziemlich munterer Laune war. In der Nacht vom siebenten zum achten Jänner empfand er ängstliche Bewegungen. Er hielt sie anfänglich, nach seiner gewöhnlichen Art, für eine Wohlthat der Natur, den Körper von innen heraus von dem alten Uebel zu befreien. Bald aber merkte er seinen Irrthum, fühlte, daß es Todesschweiß war, und sagte, eingedenk seines Streits mit seinen Freunden über die Richtigkeit seiner Hypothese, mit größter Gleichmüthigkeit: „Ich habe den Proceß verloren!" Er gab ruhig noch einige Aufträge *), ließ seiner vortrefflichen Tochter, der zweiten Hälfte seines Herzens, für alle Beweise ihrer Zärtlichkeit danken, und sagte: Er sei nun müde, und wolle schlafen. — So entschlief er, ruhig, so wie er lebte.

Noch mehr über den Mann und den Freund zu sagen, erlaubt mir meine Empfindung nicht, die mich übernimmt, indem ich schreibe.

Seine Beerdigung war äußerst feierlich, nicht des Pomps wegen, sondern wegen der herzlichen Theilnehmung, da eine große Anzahl Menschen aus allen Ständen dazu freiwillig und ungebeten kamen, sogar Bauern vom Lande, um einem allgemein verehrten Manne das letzte Zeichen ihrer Zuneigung zu geben **).

Es gilt von ihm, was Tacitus vom Agricola sagt: Finis vitae ejus nobis luctuosus, patriae tristis, extraneis etiam ignotisque non sine cura fuit.

---

*) Man sehe Herrn D. Kleukers Nachricht von Mösers Tode in der Berl. Monatsschrift, 1794. Mai, S. 489.

**) S. Beilage 18.

Beilagen.

1.

Es scheint vielen Männern sehr leicht geworden zu sein, ihr eigenes Leben zu beschreiben; mir aber wird es schwer; nicht sowohl, weil ich nicht eben so gut als ein Anderer schreiben kann, ich sei den 14. December 1720 geboren, und von meinen lieben Aeltern fleißig zur Schule gehalten worden, als weil ich die Aufrichtigkeit in Allem liebe; und da ich von mir selber reden soll, solche nicht allemal beachten kann. Die Eigenliebe triumphirt unter allen guten und bösen Eigenschaften, die ich von mir anzugeben weiß; und ihr Triumph ist dann am vollkommensten, wenn ich mich in den höchsten Grad der Aufrichtigkeit versetzt habe. Ich habe auch die Schwachheit der menschlichen Tugenden zu genau kennen gelernt; und wenn ich mich nicht unterweilen mit dem Gedanken beruhigte, daß die reine Tugend überall in keiner menschlichen Seele anzutreffen sei, so würde ich manchen verdrießlichen Augenblick haben, anstatt daß ich jetzt sehr oft über die schlauen und künstlichen Wendungen lache, wodurch mich meine Eigenliebe zu ihrem Zwecke führt.

Mein Glück ist dabei, daß mich die Natur mit einem sehr ehrbaren Gesichte und gerade mit so viel Phlegma beschenkt hat, als nöthig ist, um meine lebhafte Empfindung aller Gegenstände zurück zu halten. Nur in meinem Lehnstuhle, oder an meinem Schreibtische lache ich oft ungesehen und ungehört; aber in Gesellschaften, und selbst unter meinen besten Freunden schützt mich mein Phlegma wider alle bittere Ausbrüche meines Herzens. Daher habe ich auch sehr selten Jemanden mit einem Worte, oder mit einer Miene beleidiget, so lange er ein Thor für sich blieb.

Indessen mag ich doch früh schon viele Gefälligkeit gegen mich selbst gehabt haben; denn ich schrieb schon im vierzehnten Jahre meines Alters meinen Lebenslauf. Die Gelegenheit dazu gab, daß ich, aus Furcht vor einer wohlverdienten Strafe, meinen Aeltern entlaufen und nach Münster gegangen war, wo ich hungrig ankam, und, weil ich kein Geld mitgenommen hatte, mein Brod vor den Thüren suchen sollte. Ich ging von dem Morgen bis zum Abend die Stadt im Kreise herum, wollte immer Jemanden um eine Gabe ansprechen, und konnte kein Wort hervorbringen. Endlich aber brach mir der Hunger den Mund, und ein Mann, dem ich stammelnd meine Noth eröffnete, gab mir sechs Pfennige und den Rath, geschwind wieder zurück und zu meinen Aeltern zu gehen. Wie reich war ich nicht mit dieser Summe! ich kaufte mir Brod, und ging vor das Thor, was nach meiner Vaterstadt führte. Hier setzte ich mich müde an einen Bach nieder, um zu trinken; und eine Weibsperson, die, wie ich nachher erfuhr, eine Landstreicherin war, ward mein Engel. Ich erzählte ihr meine Noth, und weil sie eben den Weg wollte, welchen ich zu gehen hatte, so nahm sie mich mit, brachte mich Nachts in eine Bauernscheune, und versorgte mich des andern Tages von dem Brodte, was sie bettelte; doch lernte ich auch von ihr zum erstenmal ein Ei in der Asche kochen. Nachdem ich aber vier Meilen mit ihr zurückgelegt hatte, begegnete mir schon mein Lehrmeister, den meine Aeltern bei mir hielten, und der mir, sobald er meine Flucht vernommen, zu Fuße nachgeeilt war. Ich mußte also meine getreue Gefährtin verlassen, und dieses geschah ohne Thränen. Meine Aeltern waren froh, ihren verlornen ältesten Sohn wieder zu haben, und auf Vorbitte meines Großvaters, des Bürgermeisters Elberfeld, ward mir die Strafe geschenkt. Die Schicksale auf dieser Reise füllten meinen vierzehnjährigen Lebenslauf.

Doch war derselbe nicht ganz von gelehrten Streichen leer. Der nachherige Senior Bertling in Danzig, der helmstädtsche Professor Lodtmann und ich, wir hatten im zwölften Jahre unsers Alters eine gelehrte Gesellschaft errichtet, worin wöchentlich allerhand Abhandlungen, deren eigentlicher Werth darin bestanden haben würde, daß sie in einer selbst gemachten Sprache geschrieben waren, verlesen werden sollten. Wir waren aber damit nicht viel weiter gekommen, als daß wir eine Grammatik und ein Wörterbuch dazu verfertigt hatten, und, wie sich das versteht, eine gelehrte Zeitung darin schrieben. Hiemit schieden wir aus der Schule des Cantors, der uns in diesem Spielwerke nicht gestört hatte; aber unser folgender Lehrer, dem mein Lebenslauf, welchen ich in jener Sprache geschrieben hatte, in die Hände fiel, nöthigte uns mit Schlägen zu unserer Muttersprache.

Oft habe ich nachher gewünscht, daß er unsern Trieb genutzt, und uns, weil wir doch weiter nichts als etwas ganz Besonderes suchten, im Hebräischen, oder Arabischen zu schreiben aufgemuntert hätte. Dafür quälte er uns mit der lateinischen Poesie, und ärgerte sich, daß wir die Aufgaben, welche er uns in Prosa gab, sofort in Versen niederschrieben, und ihm dieselben sodann vorlasen, um ihn zu vermögen, uns etwas Mehreres zuzumuthen. Aber es half nichts; wir wurden mit Schlägen angehalten, die Aufgaben erst in Prosa aufzuschreiben. Doch war er der beste Lehrer für langsame Köpfe.

So sehr uns dieser unterdrückt hatte, so flüchtig machte mich sein Nachfolger, der Conrector Ponat. —

2.

Es ist noch ein Büchelchen, ein Manuscript, aus Mösers sechszehnten Lebensjahre vorhanden: Protocollum ju-

diciale Societatis Crescentis, scriptum ab Ernesto Augusto Bertlingio. 1736, welches ein Tagebuch, Acten u. s. w. einer Gesellschaft enthält, die sich in der Form eines Gerichtshofes bildete. Sie hat einen Director, Con-Director, Confirmator, Assessores, Quaestor, Secretarius, und aus dem Tagebuche geht hervor, daß die Knaben das Gerichts- und Advocatenwesen sich zu Spiel und Unterhaltung appretirt. Durchaus herrscht in demselben der Kanzleistil; in den gebräuchlichen lateinischen Formeln wird citirt, ab instantia losgesprochen, condemnirt; dies Alles aber, wozu gewöhnliche Knabenstreiche Anlaß gaben, geht unter den Gliedern der Gesellschaft vor, zu der außer Möser, der bald Director ist, Lodtmann, Bertling und Berghoff, nachmals, als Bürgermeister von Osnabrück, in vielen Dingen Mösers heftiger Gegner, gehören. Eine Kasse wird gebildet, deren Bestand das Tagebuch errathen läßt, indem es unter dem 15. Febr. anführt: „Legte der Hr. Berghoff, als Quaestor, die Rechnung ab, und der Hr. Director bekam 5 Liards, der Hr. Con-Director, Confirmator u. s. w. 4 Liards." Auch ein eigener Kalender wird geschaffen, worin die Jahre viel kürzer als in dem üblichen. Doch dauert es nicht lange, so entstehen Zwistigkeiten in der Gesellschaft, die am Ende dahin führen, daß sich dieselbe trennt; worauf die eine Partei eine neue unter dem Namen Societas proficiens, Lodtmann an ihrer Spitze, bildet. Möser schreibt einen „Spott-Brief" an jenen, dessen Ende: „Valete, et plaudite cum vestris 8 grossis", dem Bestand der Kasse, in die sich jedoch hernach die beiden Parteien theilen. Mösers Societät, die sich die Florentische nennt, blüht indeß so sehr, daß Lodtmann in einer langen, wohlgesetzten Rede auf Wiedervereinigung anträgt. Damit schließt das Tagebuch. Das Ganze ist ein Spiel, ein Scherz, aus dem aber ein zeitiger Beobachter wohl geschlossen haben würde, daß diese Knaben einst das Leben und ihren Beruf mit Ernst

und Kraft ergreifen und durchführen, daß sie vor Zersplitterung ihrer Kräfte sicher sein werden.

3.

Ueber das hier von Nicolai Mitgetheilte äußerte sich ein Freund Mösers so: Mösers wissenschaftliche Bildung hatte eine ganz andere Richtung genommen als die in seiner Jugendzeit gewöhnliche. Er hatte zwar auch Jurisprudenz studirt, und wandte die dahin gehörige Kenntniß als Advocat an; allein Kritik des Textes, Exegese, Conjecturen, Controversen, und was sonst zur römischen jurisprudentia elegantiori gerechnet wird, war seine Sache nicht. Er forschte lieber nach den alten Einrichtungen, Gewohnheiten und Rechten des Landes, um dieses anzuwenden, geltend zu machen und das Alte möglichst zu erhalten. Auch liebte er, so sehr er sich auch stets als ein wahrer Weiser bewiesen hat, das Studium der Philosophie, so wie dieselbe in Büchern und nach Systemen gelehrt wird, nicht. Wenn in seiner Gegenwart von der Geisterwelt und dem, was dahin gehört, die Rede war, schwieg er, und man bemerkte höchstens ein Lächeln auf seinen Lippen. In den späteren Lebensjahren äußerte er über religiöse Ansichten und Lehren nur die tolerantesten Gesinnungen. Dagegen zeigten seine Gespräche, daß er sich schon in der Zeit vor dem siebenjährigen Kriege viel mit schöner Literatur, besonders mit der französischen und englischen, aber auch mit deutschen Schriften dieser Art aus jener Periode beschäftigt hatte. Marivaux, Voltaire, Shakspeare und Gottsched (letzterer jedoch nicht ohne ein ironisches Lächeln) wurden oft von ihm genannt; so auch die Romane von Richardson und Fielding. Er hatte eine unendliche Menge von Romanen, besonders französischen, gelesen, und las die neuern auch noch im Alter gern.

4.

Sie war auch eine Frau von einem energischen Character, blieb nicht ohne Einfluß auf den Gatten als Geschäftsmann; und bei Besetzung von Aemtern soll Möser mannigmal mehr dem Willen seiner Frau als der eigenen Ansicht gefolgt sein. Schwerlich in bedeutenden Fällen. Wie gewissenhaft Möser in solchen war, bezeugt ein Brief an einen seiner Neffen, Friderici, den wir auch deßhalb mittheilen, weil er dem Vorwurf, den man Mösern gemacht hat, und dessen unsre Einleitung (S. 50) gedenkt, begegnet.

Liebster Herr Vetter.

Wenn ich könnte, was ich wollte, so sollte Ihnen, lieber Vetter, leicht geholfen werden. Aber Gott ist mein Zeuge, daß ich dazu hier im Lande kein Mittel weiß. Gleich zu Anfang der jetzigen Regierung war man besorgt, daß sich viele Hannoveraner beim Herzoge melden, und in die hiesigen Landesbedienungen eindringen würden. Die Landstände nahmen daher von einigen Vorfällen Gelegenheit, Beschwerde darüber zu führen, und Se. Königl. Hoheit zu bitten, den Einheimischen die Landes-Bedienungen nicht zu entziehen. Man untersuchte diese Beschwerden von Seiten der Regierung, und der Herzog versicherte, daß die Stände deßhalb unbesorgt sein möchten. Ja man hat sogar nachmals, da Se. Königl. Hoheit, dieser Versicherung uneingedenk, Einen und Andern zur Beförderung empfohlen hatten, Höchstdieselben an Ihr eigenes Versprechen erinnert, und ist damit selbst der höchsten Empfehlung bei der Regierung ausgewichen. Und nun soll ich derjenige sein, der einen Ausländer in Vorschlag bringt? ich soll die Landstände dem Landesherrn unwillig machen? ich soll die Aeltern und Bedienten dieses Landes, die für ihre Kinder eine Bedienung wünschen, mir zu Feinden machen? dadurch

meine Liebe und Achtung, wodurch ich Alles zum Vortheil meines Herrn lenken muß, auf's Spiel setzen? und wenn ich, wie jeder Andre, der Negotiationen zu führen hat, der Hülfe guter Freunde bedarf, nur Feinde und Verfolger in meinem Wege finden? Das geht in Wahrheit so nicht, wie man will, und die Herrn, welche mir einen so großen Einfluß zuschreiben, überlegen nicht, was sie sagen.

Indessen will ich gern darauf denken; ich habe Herrn R. Lodtmann und Ihren Hrn. Bruder gebeten, mir den Fleck zu zeigen, worauf ich Sie setzen kann; und Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß es mir an gutem Willen für meiner Schwester Kinder fehle.

An Ihren Herrn Vater schreibe ich noch wegen eines andern Projects; man muß auf mehrere Büsche klopfen, um Wild zu finden.

Leben Sie wohl, und sein Sie versichert, daß es mir sehr nahe gehe, Ihnen nicht so helfen zu können, wie ich wohl wollte.

Osnabrück, den 10. Febr. 1787.

5.

G. B. von Bar war den 3. Januar 1701 geboren, mithin zu der Zeit, als Möser die Universität verließ, 41 Jahre alt, fast zwanzig Jahre älter als jener. Er verließ 1744 Osnabrück, und lebte bis 1754 in Hamburg; von da bis 1757 in Wien; dann bis zum 6. August 1767, da er starb, wohnte er auf Barenaue, dem Stammgut der Familie, ohnweit Osnabrück. Der genauere Umgang mit Möser kann daher vor dem Jahre 1757 nicht angefangen haben, und wird nicht nur durch Mösers Abwesenheit bei den Kriegsheeren oft unterbrochen, sondern auch nach dem Frie-

den und nach Mösers Rückkehr aus England dadurch behindert worden sein, daß beide nicht an einem Orte wohnten, und sich nur sehen konnten, wenn Möser — was doch auch nicht oft geschehen konnte — einen oder mehrere Tage auf Barenaue verweilte. Hieraus scheint zu folgen, daß der Herr von Bar keinen großen Einfluß auf Mösers Bildung gehabt haben kann. Dasselbe gilt auch von der Tochter, welche Möser vor dem Jahre 1758 nicht gesehen haben wird. Von dieser Zeit an pflegte sie bei den schriftlichen Unterhaltungen des Vaters die Feder zu führen.

Ein Schreiben des Herrn von Bar an den Verfasser des Harlequin befindet sich in Th. Abbts vermischten Werken, Th. 3, S. 63. Ein in demselben Buche aufbewahrtes Schreiben der Tochter an denselben theilen wir, als sehr characteristisch für Möser, hier mit.

La critique des Berlinois est nécessaire pour relever l'éloge, qu'ils donnent avec une économie, qui leur paroit propre. Cependant elle a droit de Vous flatter. Le rendez-vous donné pag. 355 au Spectacle d'Arlequin n'est pas un éloge moins sensible, que la preference adjugée à Arlequin sur Caton. Mais pour la comparaison d'Arlequin avec jenem lustigen Thiere (que pour la majesté du sujet je crois être un écureuil, et non un singe), das die Rolle vergaß, und klaubte, plus jolie que bien juste, puisqu'il me semble que Vous alléguez Aristote même d'une façon convenable à Arlequin et non à un pédant. La remarque: 'Wenn die Deutschen einen National-Character haben, so ist 'die philosophische Ernsthaftigkeit unstreitig ein Hauptzug derselben, ne serait point faite à Votre sujet, si les Berlinois avoient l'honneur de Vous connoître personnellement, et si même ils avoient bien examiné Vos autres ouvrages, où je crois qu'ils pourroient trouver bien des traits fort graves et sérieux, assaisonnés du badinage le plus enjoué. En critique sévère on pourroit

Vous taxer à ce sujet d'inadvertance, que je suppose provenir de ce que Vous êtes un peu vif et universel. Les gens de goût ne Vous condamneront jamais de ne point borner le génie et l'imagination, dont le ciel Vous a doué. Vous savez en faire usage avec succès. J'en dis autant de la diversité de Votre lecture, qui ne brille pas mal dans Votre Arlequin; mais elle est si naturellement parsemée, qu'il n'y paroit ni dessein ni déplacement, surtout puisque Vous ne sortez pas du but, que Vous Vous êtes proposé. Hagedorn fut moins heureux à faire usage de sa vaste littérature dans l'occasion de son Ode sur le Vin. On lui reprochoit finement: Vous nous promettez par Votre tître de nous mener à la cave, et Vous nous entrainez dans une bibliothèque.

6.

„Es ist sehr schwer, sich jetzt noch die Lage der Dinge im Bisthum Osnabrück vor dem Kriege deutlich vorzustellen. Die Unwissenheit, Rohheit, der Uebermuth des Adels und der Geistlichkeit, die Kriecherei, Schlauheit und Gewinnsucht der Andern ging sehr weit. Alles verachtete und unterdrückte den Landmann, der bei dem Gutsherrn noch Schutz und Hülfe gegen Beamte, Gerichte und Advocaten, die ihn ausplünderten, suchte. Ein Advocat, der ein ehrlicher Mann war und es mit dem Volke in der That gut meinte, hatte nothwendig die Zuneigung des letztern.“

Bemerkung eines jener Zeit Kundigen.

7.

Zu dieser Stelle macht der oft erwähnte Freund Mösers folgende Bemerkung:

„Der Auftrag ist unklar und auch nicht richtig dargestellt. Zuvörderst ist zu bemerken, daß Angelegenheiten, die vor die Landschaft gehörten, nicht Regierungs-Sachen waren, und daß, umgekehrt, Landstände keine Regierungs- oder Verwaltungs-Behörden sind, daß beide vielmehr als verschiedene Parteien einander gegenüber stehen. Wenn Möser, höchst seltsamer Weise, die Geschäfte beider Parteien zu behandeln hatte, so kam dies daher, daß er die beiden an sich völlig incompatiblen Aemter des Geheimen Referendarius und des Ritterschaftlichen Syndicus mit einander verband; eine Anomalie, von der man wohl nie ein Beispiel in ganz Deutschland gesehn hat, und über welche sich schon bei seinem Leben Jeder verwunderte, der darauf aufmerksam wurde. Wegen desjenigen, was Möser als Syndicus thun mußte, hatte er so wenig vom Könige als von dem Minister Aufträge zu empfangen; hier stand er allein im Dienste der Ritterschaft.

Hiernächst waren der Minister in London und die Regierung in Osnabrück nicht zwei coordinirte Behörden, sondern letztere war jenem subordinirt; so daß die Regierung über alle erhebliche Sachen, z. B. wenn eine Dienststelle vergeben, ein Gesetz erlassen, eine Veränderung bei den Domainen gemacht werden sollte, nach London berichten mußte; worauf denn der König, später der Herzog von York, nach dem Vortrag des Ministers, entschied. Möser hatte hier alle Regierungs-Anlegenheiten den Regierungs- oder Geheimen Räthen vorzutragen, und er trug Alles, was nicht ganz unerheblich war, schriftlich vor, und sein Vortrag blieb bei den Acten. Es ist aber allenthalben Sitte, daß der, welcher den Gegenstand und die Anträge der Parteien referirt, dem Vortrage seine mit Gründen unterstützte Meinung, oder sein Votum, beifügt, und den Entwurf der danach zu erlassenden Verfügung (Entscheidung, Resolution, Rescript, oder Bericht an die obere Behörde) anhängt. So geschah es auch hier. Sind dann die Räthe mit dem

Referenten einverstanden, so verfährt man nach dessen Antrag; tritt aber eine Verschiedenheit ein, so können zwar in der Regel die votirenden Mitglieder nach Mehrheit der Stimmen, ohne Rücksicht auf die Ansicht des Referenten, verfahren oder berichten; allein da bei der osnabrückischen Regierung kein Collegium bestand, sondern nur einer oder zwei Räthe cum voto angestellt waren, so war verfügt worden, daß in diesem Falle dem Bericht der Räthe Mösers Relation beigelegt werden solle. Dies war nichts Außerordentliches, und bedurfte auch des Geheimnisses nicht, sondern war nöthig, wenn der Minister in London die Sache sollte beurtheilen können, da die Acten nicht, wie sonst geschieht, dem Bericht beigelegt werden konnten."

Die Note, die Nicolai zufügt, widerlegt die mitgetheilte Ansicht nicht. Das Vorher in ihr ist in Bezug auf die Regierungsräthe zu verstehen, denen ein sachkundiger Mann vom Fach zur Seite stehn mußte.

Inzwischen ist gewiß, daß Möser von 1765 oder 68 bis zu seinem Tode in allen Regierungs-Angelegenheiten den wichtigsten Einfluß hatte. Dies war unausbleiblich mit der Stelle des Geheimen Referendarius verbunden; und daher hatte auch Mösers Nachfolger denselben Einfluß.

8.

Im Jahre 1778 war die Regierung zu Osnabrück abermals auf einen höhern Titel und Rang für Möser bedacht, und wendete sich deßhalb an den königlichen Vormund. Wie Möser auch jetzt ablehnte, geht aus dem Schreiben hervor, welches wir hier mittheilen.

Postscript.

Auch würden Wir gnädigst geneigt gewesen sein, dem Rath Möser die für denselben unterm 4. huj. von euch

vorgeschlagene Distinction widerfahren zu lassen, wenn sie nicht von ihm mittelst eines mit eurem Vorschlag zugleich eingelaufenen Privat-Schreibens, mit Anführung der dazu habenden Ursachen, verbeten worden wäre. Wir bleiben also dabei bestehen, besagten Rath Unsers gnädigsten Wohlwollens und vollkommener Zufriedenheit über seine dem Bischof, Unserm Prinzen, und dem Lande mit eben so vieler Geschicklichkeit als unverdrossenem treuen Eifer leistende nützliche Dienste bei dieser Gelegenheit zu versichern, wovon ihr ihn benachrichtigen, und zu dem Ende ihn dieses Unser Postscriptum lesen lassen werdet. Ut in rescripto. St. James, den 22. Decembris, 1778.

George R.

v. Alvensleben.

An
die Regierung zu
Osnabrück.

Auch das Patent, wodurch Mösern im Jahre 1783 der Titel Geheimer Justizrath zu Theil ward, den er nun nicht mehr mit Schicklichkeit ablehnen konnte, hat sich erhalten.

Wir Friedrich von Gottes Gnaden Königlicher Prinz von Großbritannien, Frankreich und Irland, Bischof zu Osnabrück, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg u.s.w. Urkunden und bekennen hiemit, daß Wir Uns bewogen gefunden haben, Unsern Rath und Referendarium bei Unsrer Regierung in Osnabrück, Justus Möser, zu Bezeugung Unsrer besondern und vorzüglich gnädigen Zufriedenheit über die Uns und Unserm ganzen Lande geleisteten treuen und ersprießlichen Dienste zu Unserm Geheimen Justiz-Rath und Geheimen Referendarium zu ernennen.

Thun das auch Kraft dieses also und dergestalt, daß Wir ihm zugleich den Rang Unsers Vice-Canzlers dergestalt bei-

legen, daß beide solchen nach ihrem Dienstalter zu nehmen haben sollen. Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und Insiegels. Gegeben Hannover, den 16. August 1783.

Frederick.

Patent
für den Geheimen Justiz-
Rath Möser.

Noch ehe dieses Patent abgefaßt wurde, schrieb der junge Bischof (unter dem 10. August) an Möser, und theilte demselben seine Absicht, ihm jenen Titel zu verleihen, mit. Auch dieses Schreiben ist noch vorhanden.

La connoissance, que j'ai, Monsieur, du zèle et des succès généralement reconnus, avec lesquels vous avez travaillé jusqu'ici dans les différens départements, dont vous êtes chargé, m'ayant fait désirer de vous donner un témoignage du cas, que Je fais de votre merite, Je viens de charger Monsieur le Ministre de Bussche de vous remettre la patente de Geheimter Justiz Rath. Je souhaite, que cette démarche de ma part vous cause autant de satisfaction, que J'en ai à reconnoître ainsi publiquement Vos services, et que Votre santé Vous permette de les continuer encore bien des années.

Je suis avec une parfaite estime

Monsieur

Votre affectionné

A Hannover, ce 10. Aout 1783. Frédérick.

Der ganze Brief, selbst die Adresse, eigenhändig geschrieben.

9.

Zeugnisse für Möser.

Aus einer Rede des Herrn Geheimenrath von Bar,

gehalten bei der Einweihung des Möser-Denkmals, am 12. September 1836.

— „In seinem öffentlichen Leben erhielt Möser als Advocat und Syndicus der Ritterschaft sowohl im In- als im Auslande einen großen Ruf, und ein solches Zutrauen, daß damals hier kein erheblicher Rechtsstreit geführet worden ist, in dem sein Rath nicht gefordert wäre, und daß, als die für dieses Land höchst unglücklichen Zeiten des siebenjährigen Krieges eintraten, alle Einwohner nur auf ihn, als auf den Mann sahen, der Milderung in den Forderungen der Krieger und Schonung des Landes bewirken könne. Er hatte oft das Glück, durch seine Umsicht, durch seine gerade Offenheit und schnelle Art zu handeln, das Vertrauen der Feldherrn zu gewinnen; und das Land erkannte damals mit Dankbarkeit, daß durch seine Bemühungen große Anforderungen erlassen oder gemindert, und manche Drangsale abgewendet waren. Wesentlicher Gewinn aber wurde den Landeseinwohnern durch Mösers uneigennütziges und den Umständen angemessenes Benehmen zu Theil, als nach beendetem Kriege es darauf ankam, für die der englischen Armee gemachten Lieferungen Vergütung in England zu erhalten, wo er durch kluges und zweckmäßiges Unterhandeln seine Absicht viel früher und besser erreichte als die mit gleichen Aufträgen Abgeordneten anderer norddeutschen Länder.

Recht segensreich in seinen Folgen aber wurde dieser

Aufenthalt in England für Osnabrück dadurch, daß Möser dem um das Wohl seiner Völker stets väterlich besorgten Könige Georg III. persönlich bekannt wurde, und diesem so großes Vertrauen in seine Einsicht und Rechtlichkeit einflößte, daß er ihm eine Stelle übertrug, welche Einfluß auf alle Regierungsangelegenheiten des Fürstenthums gab, der ihm bis zu seinem Tode blieb.

Wie viel Möser von dem an zum Besten des Vaterlandes that und wirkte, davon enthalten die vorhandenen Gesetze, die Verhandlungen mit den Landständen und Behörden und andere Denkmäler unzählige Beweise, davon genießen wir noch die Früchte, und es kann nie vergessen werden. Sein Streben war stets dahin gerichtet, Jedem die Rechte zu erhalten, welche Gesetze ihm zugesichert hatten, oder durch alten Brauch und Besitz geheiligt waren. Er bestand nicht eigenwillig darauf, daß nur das geschehen solle, was nach seiner Ansicht das Bessere war, sondern er achtete auch Anderer Meinungen; ja er nahm selbst auf Vorurtheile schonende Rücksicht, und bemühete sich, die, welche Abstellung des Alten und Neuerungen forderten, über die früheren Verhältnisse und die Vortheile des Bestehenden zu belehren.

Es leben nur noch wenige von denen, die es selbst gesehen und erfahren haben, wie sehr Möser von Allen, die ihm nahe standen, geliebt und verehrt wurde. Ich kann die vielen Abendstunden, in welchen ich während der letzten fünf Jahre seines Lebens an seiner Seite saß und ihm zuhörte, nicht vergessen, und schätze mich glücklich, da mir vergönnt ist, meine unauslöschliche Dankbarkeit für die von ihm erhaltenen Belehrungen öffentlich auszusprechen." —

Vor hundert Jahren, wenn man einen Autor, namentlich einen Classiker herausgab, pflegte man Testimonia andrer bedeutender Autoren vorauszuschicken, um jenen zu em-

pfehlen und in seinem Gewicht darzustellen. Unwillkürlich sind wir in der Einleitung zu Mösers Werken dieser Sitte gefolgt; doch nicht, um den Werth desselben durch Zeugnisse darzuthun. Er bedarf deren nicht. Aber etwas Schönes und Bedeutendes liegt in Zusammenstellung solcher Zeugnisse, wenn sie von Zeitgenossen und von solchen Männern ausgehn, auf die der Autor zunächst eingewirkt. So dienen sie zu dessen Characteristik, und bewähren und beurkunden die eigentliche Größe des Mannes, das Thun und Wirken desselben für seine Zeit, den Eindruck, den er auf die Tüchtigsten der Zeitgenossen gemacht. Und

wer den Besten seiner Zeit genug
gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

In diesem Sinne fügen wir jenen Zeugnissen noch einige bei.

„Seit 1764 war Justus Möser das eigentliche Haupt der Verwaltung, und sein klarer Geist wußte die Bedürfnisse und die Mittel so hervorzuheben, daß auch die Stadt Osnabrück, auf die er nur mittelbar wirkte, die Frucht nicht entbehrte. Er wußte die Streitsucht der Behörden zu unterdrücken; der Proceß über den Zuchthausbau wurde verglichen. Dann erweckte er den Sinn für Beförderung des Gewerbfleißes, eines größeren Handels; die grundlos verdorbenen Wege wurden hergestellt, das gemeinschädliche Hausiren beschränkt, und den Handwerkern Mittel zur Vervollkommnung geboten. Vor Allem erstreckte sich seine Sorge auf das Land; hier den Ackerbau zu befördern, die Leinwandweberei zu heben, durch zweckmäßige Gesetze den Rechtszustand zu sichern und gute Gewohnheiten zu schützen, das waren seine Lieblingssorgen. Und wenn auch Manches erfolglos versucht ist — wer kann es verkennen, wie viel hier bewirkt worden!"

Geschichte der Stadt Osnabrück, von C. Stüve. Th. 3, S. 311.

„Der edle Möser, der in seiner nicht vollendeten, aber bis jetzt unübertroffenen Geschichte von Osnabrück auf die altgermanischen Zeiten zurückgehend, zuerst an einer einzelnen Provinz gezeigt hat, wie man die teutsche Geschichte dem Volksleben näher bringen, oder dieses vielmehr in seinen Grundzügen aufspüren müsse, hat in seinen Patriotischen Phantasien darauf hingewirkt, das Begreifen der äußeren Lebensverhältnisse in der Verfassung, im Recht, im Geschäfte zu erleichtern, und die Gegenwart aus der Vergangenheit verstehen zu lernen. Mit natürlicher Beredsamkeit hat er den Mittelstand gelehrt, das viele Gute, das ihm gehöre, richtig zu schätzen, und in den altheimischen Tugenden der Mäßigkeit und der Genügsamkeit die Vermehrung des Wohlstandes zu begründen. Die Blätter fanden viele dankbare Leser. Wie ganz anders als das gleichzeitige Leben in Frankreich! wo bei zunehmendem Verderbniß der Regierung und der Sitten der Großen die Unzufriedenheit des Volks vermehrt, und durch die Schriftsteller die allgemeine Gegenbewegung immer sichtbarer vorbereitet wurde."

Geschichte der Teutschen, von J. C. v. Pfister. Bd. 5. S. 465.

„Den Untergang seines lieben Hochstifts Osnabrück sah J. Möser nicht mehr. In den ersten Jahren des Revolutionskrieges endigte er sein den Wissenschaften und den Geschäften gleich unermüdet gewidmetes Leben im vier und siebenzigsten Jahre. Zu Jena und Göttingen in die academische Laufbahn eingeführt, zu einer Zeit, da selbst die letztere noch nicht bedeutend war, ist er durch eigene Erfahrung und Studien durch alle Stufen der indessen fortgeschrittenen Aufklärung mit vorangegangen, ohne seine originellen teutschen Grundzüge aufzugeben. Von seinem öffentlichen Leben ist es genug zu sagen: er war Advocatus patriae bei den osnabrückischen Ständen, und zugleich Vormund des

jungen Bischofs, eines englischen Prinzen, ohne den Titel zu haben. Die Beschwerden, die er in jener Namen aufsetzte, entschied er unter diesem, und behielt beider Theile gleich hohe Achtung; einfacher als Spittler, der nach dem wohl erworbenen Ruhme seines göttingischen Lehrstuhls in sein Vaterland als würtembergischer Minister berufen wurde. Fast in allen Fächern der Wissenschaften hat Möser Zeugnisse seines lessing-skeptischen Untersuchungsgeistes gegeben, und einen eben so ausgedehnten Briefwechsel geführt. Die Abhandlung von Kant über den Gemeinspruch: „das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis", und besonders die Behauptung desselben: „wie es unmöglich sei, daß ein ganzes Volk einer gewissen Klasse von Unterthanen den Vorzug des Herrenstandes erblich einräumen sollte", beschäftigte ihn noch in seinem letzten Jahre und gab ihm Veranlassung zu einer Erläuterung „über Theorie und Praxis". Möser hat das Leibeigenthum nach Zeit und Ort vertheidigt; aber Niemand hat freisinniger darüber gedacht als er. Die beste Berichtigung zu Friedrichs II. Schrift über teutsche Sprache und Litteratur hat Möser in einem Schreiben über denselben Gegenstand gegeben. — Endlich hat er den Anfang der großen Veränderung, welche die Revolutionszeit in die Denkart, in die Lebensweise und Sitten auch der Teutschen gebracht, recht wohl in's Auge gefaßt. Die Darstellung des ganzen Ergebnisses aber mag einem zweiten Möser überlassen bleiben."

Derselbe, daselbst S. 634 bis 36.

„Ein hauptsächliches, nie genug zu preisendes Verdienst ist es, daß Möser (in den Patriotischen Phantasien) mit aller Kraft der Beredsamkeit, des Verstandes und Witzes, oft bis zu Thränen rührend, Enthaltsamkeit, Mäßigkeit, Weisheit lehrt, daß er den Menschen mittleren Standes das große, viele Gute, das ihnen gehört, zeigt, sie vor Ei-

telkeit und Mißvergnügen mit ihrem Zustande bewahrt, und, fern von Empfindsamkeit und Schöngeisterei, das Achtungswerthe an einem Handwerker, einer Hausmutter, einer Bauerfrau, einem Vogte u. s. w. lobt. Mit Entzücken erinnert sich der Recensent, dies Buch in den Händen von Landleuten gesehen zu haben, die sich daran labten, im Stillen den Verfasser segneten, und von ihm lernten."

Biester, in einer Recens. der Patriotischen Phantasien. Allgemeine deutsche Bibliothek, Band 33. Seite 9.

Worte des Herrn von Goethe über Justus Möser und dessen Schriften.

Siehe von Goethe's Leben, dritter Band.

Mißfiel es nun dem jungen Autor keineswegs, als ein literarisches Meteor angestaunt zu werden, so suchte er mit freudiger Bescheidenheit den bewährtesten Männern des Vaterlands seine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen Andern der herrliche Justus Möser zu nennen ist. Dieses unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze staatsbürgerlichen Inhalts waren schon seit einigen Jahren in den Osnabrücker Intelligenzblättern abgedruckt, und mir durch Herder bekannt geworden, der nichts ablehnte, was irgend würdig zu seiner Zeit, besonders aber im Druck sich hervorthat. Mösers Tochter, Frau von Voigts, war beschäftigt, diese zerstreuten Blätter zu sammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten, und ich setzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Theilnahme zu versichern, daß die für einen bestimmten Kreis berechneten wirksamen Aufsätze, sowohl der Materie als der Form nach, überall zum Nutzen und Frommen dienen würden. Sie und ihr Vater nahmen diese Aeußerung eines nicht ganz unbekannten Fremd-

lings gar wohl auf, indem eine Besorgniß, die sie gehegt, durch diese Erklärung vorläufig gehoben worden.

An diesen kleinen Aufsätzen, welche sämmtlich in Einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes ausmachen, ist die innigste Kenntniß des bürgerlichen Wesens im höchsten Grade merkwürdig und rühmenswerth. Wir sehen eine Verfassung auf der Vergangenheit ruhn, und noch als lebendig bestehn. Von der einen Seite hält man am Herkommen fest, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht hindern. Hier fürchtet man sich vor einer nützlichen Neuerung, dort hat man Lust und Freude am Neuen, auch wenn es unnütz, ja schädlich wäre. Wie vorurtheilsfrei setzt der Verfasser die Verhältnisse der Stände auseinander, sowie den Bezug, in welchem die Städte, Flekken und Dörfer wechselseitig stehn! Man erfährt ihre Gerechtsame zugleich mit den rechtlichen Gründen; es wird uns bekannt, wo das Grundkapital des Staats liegt, und was es für Interessen bringt. Wir sehen den Besitz und seine Vortheile, dagegen aber auch die Abgaben und Nachtheile verschiedener Art, sodann den mannigfaltigen Erwerb; hier wird gleichfalls die ältere und neuere Zeit einander entgegengesetzt.

Osnabrück, als Glied der Hanse, finden wir in der ältern Epoche in großer Handelsthätigkeit. Nach jenen Zeitverhältnissen hat es eine merkwürdige und schöne Lage; es kann sich die Producte des Landes zueignen, und ist nicht allzu weit von der See entfernt, um auch dort selbst mitzuwirken. Nun aber, in der spätern Zeit, liegt es schon tief in der Mitte des Landes; es wird nach und nach vom Seehandel entfernt und ausgeschlossen. Wie dies zugegangen, wird von vielen Seiten dargestellt. Zur Sprache kommt der Conflict Englands und der Küsten, der Häfen und des Mittellandes; hier werden die großen Vortheile derer, welche der See anwohnen, herausgesetzt, und ernstliche Vorschläge

gethan, wie die Bewohner des Mittellandes sich dieselben gleichfalls zueignen könnten. Sodann erfahren wir gar Manches von Gewerben und Handwerken, und wie solche durch Fabriken überflügelt, durch Krämerei untergraben werden; wir sehen den Verfall, als den Erfolg von mancherlei Ursachen, und diesen Erfolg wieder als die Ursache neuen Verfalls in einem ewigen, schwer zu lösenden Zirkel. Doch zeichnet ihn der wackere Staatsbürger auf eine so deutliche Weise hin, daß man noch glaubt, sich daraus retten zu können. Durchaus läßt der Verfasser die gründlichste Einsicht in die besondersten Umstände sehen. Seine Vorschläge, sein Rath, nichts ist aus der Luft gegriffen, und doch so oft nicht ausführbar; deßwegen er auch die Sammlung Patriotische Phantasien genannt, obgleich Alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält.

Da nun aber alles Oeffentliche auf dem Familienwesen ruht, so wendet er auch dahin vorzüglich seinen Blick. Als Gegenstände seiner ernsten und scherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriciren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewundernswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem Jeden von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannigfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte, und die gewiß in dem besten Sinn für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben, und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben; bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigner Person sprechend, immer vollständig und er=

schöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig; und dieses Alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Character des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als frohen Humor wüßte ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen.

Ein solcher Mann imponirte uns unendlich, und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte, und im Begriff stand, es zu erfassen. In die Formen seines Vortrags glaubten wir uns wohl auch finden zu können; aber wer durfte hoffen, sich eines so reichen Gehalts zu bemächtigen, und die widerspenstigsten Gegenstände mit so viel Freiheit zu handhaben?

Doch das ist unser schönster und süßester Wahn, den wir nicht aufgeben dürfen, ob er uns gleich viel Pein im Leben verursacht, daß wir das, was wir schätzen und verehren, uns auch wohl möglich zueignen, ja aus uns selbst hervorbringen und darstellen möchten.

10.

Die wöchentlichen Osnabrückischen Intelligenz-Blätter oder Anzeigen erschienen auf Veranstaltung der Regierung und unter Mösers Aufsicht und Redaction zuerst im Jahre 1766, wo das erste Blatt am 4. October ausgegeben wurde. Sie enthielten Ausschreiben der Regierung, Edictal-Citationen, gerichtliche Urtheile und anderweitige den bürgerlichen Verkehr betreffende Anzeigen;

zugegeben wurden jeder Nummer, ohne weitere Abzeichnung und bei fortlaufender Seitenzahl, Aufsätze verschiedenen Inhalts. Möser selbst machte mit ihnen den Anfang, indem die vier ersten Blätter eine Abhandlung von dem Verfall des osnabrückischen Linnenhandels und den Mitteln, solchem wieder aufzuhelfen, das fünfte eine von der nothwendigen Anlage eines spanischen Wollmarkts in hiesiger Stadt enthält. Man sieht sofort, welche Richtung Möser diesen Blättern geben wollte. Die sechste Nummer brachte die Spinnstube. Anfangs unterzeichnete sich Möser mit einem J. M., was später unterblieb, wogegen er andre Signaturen wählte, oder solche ganz wegließ. Vom Jahre 1768 an erschienen die Aufsätze, die, wie vorher, mit den Anzeigen wöchentlich ausgegeben wurden, von denselben getrennt, unter dem Titel: Nützliche Beilagen zum Osnabrückischen Intelligenzblatt; welcher Titel im Jahre 1773 in: Westphälische Beiträge zum Nutzen und Vergnügen verwandelt wurde. Die Vorrede zum vierten Theil der Patriotischen Phantasien giebt an, die Intelligenzblätter mit den Beiträgen seien bis in die Mitte des Jahres 1782 unter Mösers Aufsicht geblieben. Doch lieferte er noch Manches für die letztern; wie denn der Aufsatz: Schreiben eines Edelmanns ohne Gerichtsbarkeit an seinen Nachbar mit der Gerichtsbarkeit, das letzte aus den Beiträgen in die Patriotischen Phantasien aufgenommene Stück, unter dem 26. Juli 1783 in jenen erschien. Dann erfolgten die Mittheilungen spärlicher, jedoch bis in das Jahr 1792 hinein, da die französische Revolution Mösern anregte, seine Landsleute zu belehren und zu warnen. Diese Stücke nahm Nicolai in die Vermischten Schriften auf; in unsrer Ausgabe finden sie sich im fünften Bande.

Es ist von Interesse, Mösern selbst die Grundsätze aussprechen, von der Weise reden zu hören, in der er das Ge-

schäft des Redacteurs eines vaterländischen Wochenblattes übte. Deßhalb theilen wir eine Anmerkung wegen der Intelligenz=Blätter mit, wie sich dieselbe unter dem 17. October 1767 in ihnen findet. Man wird aus ihr auch erkennen, daß es ihm an den Leiden eines Redacteurs auf diesem Felde nicht fehlte, daß er sich aber mit guter Laune und Bonhommie in sie zu finden wußte.

„Wir müssen, sagt er, bei den einlaufenden Aufsätzen bemerken: daß

1. viele darunter nicht local sind. Die Absicht dieser Intelligenz=Blätter ist nicht, allgemeine Abhandlungen einzurücken. Es müssen daher alle moralische, physicalische, öconomische, historische, antiquarische und sonstige Abhandlungen, welche hierin einen Platz haben wollen, so viel immer möglich, hiesiges Land betreffen, und nicht zu sehr aus der engen Sphäre fallen, worin diese Blätter gelesen werden.

2. sind oft einige satyrisch, und wohl gar beleidigend gewesen; weßwegen man sie hat unterdrücken müssen. Da nur zu viel Welt und Kunst dazu gehört, Satyren für das feinere Publicum zu schreiben, so ist einem Jeden wohlmeinend zu rathen, sich damit nicht leicht abzugeben.

3. wissen Einige ihre Aufsätze nicht recht anzufangen, und verfallen daher auf geistreiche Capriolen, oder überflüssige Lobsprüche dieser Blätter. Beides ist dem Leser ekelhaft. Daher kann Jeder seinen Aufsatz nur mit einigen Punkten . . . anfangen, und dann sich sogleich in die abzuhandelnde Materie versetzen. Der Leser denkt zu den Punkten das beste Compliment hinzu; man ersparet Zeit und Raum, und kommt gleich zur Hauptsache.

4. sind oft Leute von gesunder Vernunft und reifer Einsicht zu furchtsam, um sich öffentlich auszudrücken. Diese können versichert sein, daß man ihren Aufsätzen, wenn sie eine wichtige Wahrheit enthalten, die gehörige Wendung und Einrichtung gern geben werde.

5. ist bemerkt worden, daß zu wenig von dem hiesigen Landhaushalt und Ackerbau darin vorkomme; weßwegen man wünscht, daß erfahrene Landwirthe, die das Eigene der hiesigen Wirthschaft kennen, oder sonst einen glücklichen Versuch gemacht haben, etwas von ihrer Arbeit liefern mögen.

6. geben sich oft Einige mit Widerlegungen ab, welche blos niederreißen. Auch diese werden nicht leicht eingerückt, weil sie selten interessant sind, und ein Jeder ohnehin wohl weiß, daß das Widerlegte ein problematischer Vorschlag gewesen. Eine Widerlegung muß zugleich etwas Neues liefern, sich durch eine gute Wendung unterscheiden, und mit Geschmack geschrieben sein."

Es entsteht eine eigenthümliche Empfindung, wenn man die Westphälischen Beiträge durch die achtzehn Jahre, während deren Möser sie redigirte, verfolgt, dann dieselben an Interesse und Gewicht verlieren, bald sich Schöngeisterei und oberflächliches Vielwissen einschleichen sieht; späterhin Mösern hie und da auftauchend, zum letztenmal unter dem 12. Mai im Jahre 1792; das nächste Jahr ohne eine Spur von ihm; endlich unter dem 11. Januar 1794 die einfache Todesanzeige von seiner Tochter; worauf dann am 25sten das vortreffliche Gedicht Broxtermanns: Empfindungen bei Mösers Tode, uns den Werth des Geschiedenen noch einmal mit einem Blicke überschauen läßt.

Im Jahre 1774 entschloß sich Möser, eine Sammlung von Aufsätzen aus den Westphälischen Beiträgen unter dem Namen Patriotische Phantasien herauszugeben, und in demselben Jahre erschien deren erster Theil, dem sofort ein zweiter folgte (s. die Briefe an Nicolai vom 2. April 1774 u. ff.). Möser sagt zwar, seine Tochter habe alles in ihnen Enthaltene ausgesucht; wie sie sich denn auch als Herausgeberin nennt, und Vorreden zu den einzelnen Theilen geschrieben hat. Was aber auch der Grund gewesen sein mag, weßhalb Möser ihren Namen verschob — das ist gewiß,

daß er seine Aufsätze für die Sammlung revidirte, besserte, abkürzte oder mehrte, kurz, die eigentliche Redaction besorgte. Einige Anmerkungen, die wir den Patriotischen Phantasien zugefügt haben, und die auf Veränderung der Ueberschriften, auf Abkürzung, zugefügte Noten u. s. w. hinzeigen, beweisen dieses hinlänglich. Wie wenig bekümmert Möser, bei seinem Reichthum, um einzelne seiner Arbeiten war, geht aus einem Briefe von Nicolai vom 15. October 1776 und einem von Möser vom 21. October 1780 hervor. Dieser Umstand unter anderm ließ den Herausgeber nicht zu ängstlich sein in Mittheilung einer Nachlese aus den Westphälischen Beiträgen und aus Mösers literarischem Nachlaß. Noch muß bemerkt werden, daß einige wenige Aufsätze der Patriotischen Phantasien, zum Theil früher in andern Journalen erschienen, zum Theil Resultate von Regierungs-Verhandlungen, nicht den Westphälischen Beiträgen entnommen sind.

11.

Es macht dem Herausgeber große Freude, hier eine Bemerkung eines Sachkundigen über Mösers Schrift von den Osnabrückischen Zehnten und die Wirkung, welche dieselbe gehabt, mittheilen zu können.

„Durch sein Gutachten über die Zehnten hat sich Möser eins seiner schönsten Denkmale als Rechtsgelehrter, Rechtshistoriker, als Staatswirth und Cameralist im wahren Sinne des Worts gesetzt. Es ist nur zu beklagen, daß das Gutachten noch immer blos Manuscript ist; der Aufsatz in den Patr. Phantasien (Th. 4, 67) ist nur ein magerer Auszug, wobei die wichtigen, dem Original als Beläge dienenden Documente fehlen.

Im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts hatte sich unter den Germanisten die Lehre ausgebildet, daß die Vermuthung stets dafür streite, ursprünglich sei alles Land dem Natural-Zehntzuge unterworfen gewesen, feste Abgaben aber an Geld oder an Korn für den Zehnten haben nicht die Natur von eigentlichen Realabgaben angenommen, sondern seien nur als ein Pacht-Aequivalent des Natural-Zehntens zu betrachten; mithin stehe es dem Zehntherrn frei, jederzeit den Zehnten wieder vom Felde zu ziehen, sofern die Pflichtigen nicht den Beweis der erworbenen Freiheit vom Natural-Zehnten liefern könnten. Zu dieser strengen Schule gehören vorzüglich Pufendorf, Bülow und Hagemann, Runde u. m. a. Eichhorn, in der Einleitung in das deutsche Privatrecht, §. 254, verwirft schon wieder die strenge Theorie, und neigt sich zu den Möserschen Ansichten hin.

Im Osnabrückischen, wo wegen localer Verhältnisse mit wenigen Ausnahmen keine zehntpflichtige Fluren, sondern nur zehntpflichtige Grundstücke vorkommen, wurde die strenge Lehre erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in die Praxis eingeführt; und als sie sich der Gerichtshöfe bemeisterte, war es Möser, der auf Veranlassung der Regierung durch sein Gutachten der Sache den Wendepunkt gab, und das alte wahre Recht herstellte. Sein Ansehn und seine gründliche Abhandlung bewirkten, daß es späterhin keinem Zehntherrn mehr einfiel, den Versuch der Einführung eines neuen Rechts zu wagen.

Erst i. J. 1820 fand sich die K. Kloster-Kammer in Hannover bewogen, einen neuen Versuch zu machen, die Stadt-Zehntpflichtigen zu Hoyel, Amts Gröneberg, zu Anerkennung ihres vermeintlichen Rechts auf die Natural-Zehnten gerichtlich zu vermögen. In den beiden ersten Instanzen hatten ihre Bemühungen aber keinen Erfolg, weil hier die Möserschen Ansichten und Belehrungen zu tief Wurzel geschlagen hatten; in der dritten Instanz, beim Oberappel-

lations-Gerichte in Celle, wo die Mösersche Theorie bis dahin anscheinend unbekannt geblieben war, fand sie keinen Eingang, wurde vielmehr von den Lehren der ältern Germanisten, die fortwährend Praxis des Gerichts geblieben waren, besiegt. Trotz dem ist die Kloster-Kammer im Jahre 1840 noch nicht dahin gekommen, ihren Sieg gegen die Zehntpflichtigen verfolgen zu können, indem die definitive Entscheidung der Sache durch mancherlei Nebenstreitigkeiten hingehalten wird. Anscheinend ist aber die Hauptsache der Beendigung nahe, und die Pflichtigen werden bald nicht mehr umhin können, das formale Recht der Zehntherrschaft auf Natural-Auszehntung anzuerkennen. Es ist aber dennoch zu erwarten, daß die Kloster-Kammer nie zu Ausübung ihres erstrittenen Rechts und zur Benutzung ihres Sieges werde gelangen können, indem sie nur das Recht erstritten hat, die zehntpflichtigen Grundstücke, nicht aber das ganze Areal der Feldmark von Hoyel in natura auszuzehnten, und sie, in Ermangelung einer Zehntrolle, eines Zehntrecesses, oder einer Zehntbeschreibung, wie mit Sicherheit vorauszusehen ist, nicht im Stande sein wird, gehörig zu beweisen, welche einzelne Grundstücke in der Feldmark ursprünglich die zehntpflichtigen gewesen sind.

Die Veröffentlichung des Möserschen Gutachtens bleibt für die Rechtswissenschaft immer sehr zu wünschen. Freilich wird bei dem jetzt existirenden Ablösungs-Gesetze künftig die Streitfrage weniger practisches Interesse haben, als sie früher hatte. Hätte bei dem Entstehen des Processes mit den Hoyelschen Zehntpflichtigen ein Abdruck des Gutachtens existirt, so wäre vielleicht die Sache in der letzten Instanz anders entschieden; wenigstens hätte der Sachführer der Kloster-Kammer, der anscheinend das vollständige Gutachten und die Documente so wenig als der Sachführer der Pflichtigen kannte, die Mösersche Theorie nicht für eine bloße Hypothese ausgeben, und nicht die Behauptung

wagen können, daß die beigebrachten Documente nur Auszüge und aus dem Zusammenhange gerissene Sätze seien."

Welches Gewicht Möser selbst auf diese Schrift legte, geht aus einem Briefe an Nicolai vom 20. December 1778 hervor.

12.

Der Mann, dem ich bei der Herausgabe der Möserschen Schriften so manche Belehrung und Berichtigung verdanke, theilte mir folgende Bemerkung mit:

„Das, was in der Nicolai'schen Biographie von der Leibeigenschaft oder Hörigkeit gesagt ist, ist zur Antiquität geworden. Mösers Schriften, besonders sehr viele Aufsätze in den Patriotischen Phantasien, zeigen, daß er sehnlichst und aufrichtig eine Aenderung wünschte; wenn gleich auch oft verschiedentlich gezeigt worden ist, daß das Loos der Bauern hier nicht schlimmer, oder wohl besser als in andern Ländern war. Die Denkungsweise aller Klassen der Landeseinwohner machte eine Aufhebung des Leibeigenthums zu jener Zeit so gut als unmöglich; sowohl eine Aufhebung durch Gesetze als durch Verträge. Das letztere fand bei den Bauern selbst den stärksten Widerspruch; und dieser wurde durch die mangelhafte Gesetzgebung und die noch schlechtere Justizverwaltung veranlaßt. Einer milderen und schonendern Behandlung der Eigenbehörigen, welche doch oft, als Folge der zunehmenden Civilisation, bemerkt wurde, stand bei vielen Gutsherrschaften die Gewinnsucht im Wege. Gesetze, die auf indirectem Wege die Aufhebung der Eigenbehörigkeit würden befördert haben, fanden bei den Ständen den entschiedensten und hartnäckigsten Widerspruch; z. B. wegen Abfindung der von freien Höfen abgehenden Kinder; Aufhebung der Moratorien u. a.

Möser arbeitete ein ausführliches Gutachten aus, in welchem er zeigte, daß eine harte und drückende Behandlung der Eigenbehörigen, wenn sie von der Kammer des Regenten ausgehe, nicht blos die zunächst betroffenen Kammer-Bauern mißmüthig und arm mache, sondern daß davon auch, wenn andre Gutsherrn dem Beispiele folgen würden, die nachtheiligsten Folgen für alle andere Eigenbehörigen, mithin für das ganze Land zu besorgen seien."

13.

Mösers Verdienste um den Schulunterricht bestanden zunächst darin, daß er den evangelischen Bewohnern katholischer Kirchspiele die Erlaubniß erwirkte, Schulen haben zu dürfen; dann, daß er bei den vielen Widersprüchen der Unterthanen, welche durch diese neuen Stiftungen veranlaßt wurden, in den einzelnen Fällen die Mittel herbeizuschaffen suchte, um das Errichten der Schulgebäude und die Besoldung der Lehrer möglich zu machen.

Auch um das protestantische Kirchenwesen hat Möser sich verdient gemacht. Er war es, der die Aufhebung des Klosters Berßenbrück bewirkte, und dadurch eine Vergütung der Unbilden einleitete, welche protestantische Gemeinden im Jahre 1656 durch den Volmar'schen Durchschlag (in den kirchlichen Angelegenheiten des Hochstifts Osnabrück, das Normaljahr betreffend) erlitten. Schledehausen z. B., eine i. J. 1650 ganz protestantische Gemeinde, mußte damals seinen lutherischen Prediger vertreiben sehen, um einem Mönche Platz zu machen, der vor leeren Wänden Messe las, und von seiner Pfründe behaglich lebte. Die Gemeinde irrte über hundert Jahre hirtenlos umher, bis Möser es durchsetzte, daß ein Simultaneum eingeführt wurde. Freilich erreichte er zu seinen Lebzeiten seinen Zweck nicht ganz, da

protestantische Intoleranz dem guten und weisen Plane Hindernisse schuf.

Große Verbesserungen und Reformen konnte Möser der bestehenden Verhältnisse wegen nicht ausführen. Aber er brach die Bahn und machte Fehler des Westphälischen Friedens und der Anhängsel desselben gut.

Möser als wirkender Staatsmann ist von seinem Biographen zu wenig hervorgehoben, weil derselbe ihn als solchen und sein Terrain zu wenig kannte. Rehberg war wohl der Einzige, der, als Mitarbeiter Mösers, beides zu schildern im Stande gewesen wäre. Eine Stelle in seiner Schrift: Zur Geschichte des Königreichs Hannover (S. 92): „Wer Gelegenheit gehabt hat, die Archive jener Zeit (1770 bis 1780) einzusehn, wird darüber erstaunen, an welchen Gegenständen wohlwollende Staatsmänner damals genöthigt waren, ihre Kräfte aufzureiben" — diese Stelle deutet offenbar auf die Religionsstreitigkeiten, wo der Katholicismus nach damaliger Zeit lenksam, der Protestantismus aber hartnäckig war und Opposition machte.

Was das Schulwesen betrifft, so ist hier wohl der Ort, den in der Einleitung erwähnten Brief Mösers an Basedow mitzutheilen, der im Concept vorhanden ist.

Wohlgeborner Herr!
insonders hochgeehrtester Herr Professor!

Das Methodebuch ist richtig ankommen, und sofort mit großer Begierde gelesen worden. Besonders bewundre ich den Eifer und die Dauer, womit Ew. Wohlgeb. sich die übernommene Sache angelegen sein lassen. Es gehört ein ganzer Heroismus dazu. Man sieht aber doch endlich aus dem glücklichen Erfolge, was ein Mann von Einsicht und Arbeit in diesem Falle thun kann.

In der Geschichte, worüber Ew. Wohlgeb. meine Meinung verlangen, scheinen Dieselben dem Plane des Hrn.

Millers in der Vorrede zu Abbts Fragmenten folgen zu wollen. Hiemit stimme ich nicht überein. Die Geschichte muß keine Lehrerin der Moral, sondern der Politik sein. Die Verschwendung z. E. ist ein moralisches Laster; allein die Geschichte muß es nur als ein politisches behandeln. Von einer Maitresse, wie die Gräfin . . ., würde ich nichts sagen, weil sie beständig hinter den Bettvorhängen geblieben; desto mehr aber von einer Maintenon.

— — — —

Meiner Meinung nach sollten die Kinder durch die Geschichte sofort von dem Original-Contract, welchen die bürgerliche Gesellschaft, worin sie leben, errichtet hat, belehret werden. Sie sollten frühzeitig lernen, was ein eigener, ein erbrecht eigener Heerd sei; was für eine Stimme daraus zu den allgemeinen Angelegenheiten gehe; wer solche an ihrer Stelle in dem engen National-Ausschusse führe; wie weit die Vollmacht dieses Stimmführers gehe; und wie viel sie von ihrem Eigenthum und ihrer Freiheit zum allgemeinen Besten aufgeopfert haben. Sie sollten wissen, daß Alles, was sie dereinst an der schuldigen Aufopferung ermangeln lassen, die erste politische Sünde, und Alles, was ihnen darüber ohne ihre vorherige Einwilligung von der bestellten Obrigkeit genommen würde, das erste politische Verbrechen der letztern sei. Die christlichen und moralischen Tugenden oder Untugenden sollten ihnen so vorgelegt werden, wie sie in jenem Falle das Verderben des Staats, in diesem aber die Sclaverei der Unterthanen beförderten. Nach diesen beiden Hauptseiten sollten Lob und Tadel wirken.

Wir Menschen sind tenaces proprietatis viri; und wenn wir die Ehre nicht als ein Recht, als ein Resultat unsers Eigenthums im Staate besäßen.— wir würden auf den Schimpf nicht viel geben. Kein Bauer läßt sich einen Daumenbreit von seinem Eigenthum nehmen; er läßt sich nicht einmal von seinem Pfarrer einen Schelm schelten. Allein

er wird fortgehen und nichts sagen, wenn dieser ihn einen unbarmherzigen, einen unchristlichen Menschen nennt. Warum? Jene Benennung greift ihm in sein wahres Eigenthum. —

14.

Der Gegenstand des Trauerspiels Arminius, gedichtet im Jahre 1748, und erschienen: Hannover und Göttingen, bei J. W. Schmid, 1749, ist der Tod des Helden, durch sein Trachten nach königlicher Gewalt und durch den Haß des Segest herbeigeführt. Es ist dem Herrn von dem Bussche gewidmet, dem Möser einige Jahre später in einer oft erwähnten Schrift ein so schönes Denkmal stiftete. „Ew. Hochwohlgeboren Gnaden reizenden Aufmunterungen, heißt es in der Dedication, habe ich es noch allein zu verdanken, wenn die hiesigen vielen kalten Umstände, welche den Nerven des Geistes alle Reizbarkeit entziehen, und sie zu schlaffen Saiten machen, die nicht eher zittern als bis sie ausgetrocknet sind, meinen Trieb zum Dichten noch nicht völlig erkaltet, sondern denselben gegen alle tödtende Verachtung verhärtet haben.“ Es folgt dann eine Vorrede, die wir vollständig in die Sammlung der Möser'schen Werke aufgenommen haben. Sie schien uns dieses zu verdienen wegen der gesunden Gedanken, die sie in Bezug auf die Gegenstände der dramatischen Kunst enthält, und weil sie von dem Ernst und der Eigenthümlichkeit zeugt, mit welchen in so früher Zeit schon Möser das alte Deutschland betrachtete, dem er in seinen späteren Werken ein so herrliches Monument gesetzt hat.

Möser wollte, jener Dedication zufolge, „in seinem Arminius die wahre Menschenliebe von einer gewissen Seite abschildern; er wollte sie vorstellen, wie sie den Schein der Großmuth sorgfältig vermeidet und dem Unglück der Men-

schen so zeitig zuvorkommt, ehe sie mit dem kränkenden Namen der Barmherzigkeit belegt werden kann, ehe ein flehender Fußfall den Hochmuth des Gebers zu einem unerträglichen Mitleid zwingt, ehe die nothleidende Demuth alle Empfindung ihrer selbst zerknirschet, und sich zu solchen Erniedrigungen gezwungen hat, welche nagender als alle Unglücksfälle sind." Diese Menschenliebe sollte in dem Benehmen Armins gegen den mit seinem Verderben umgehenden Segest dargestellt werden; und so wäre der Hauptgedanke des Trauerspiels in den Worten Thusneldens ausgesprochen, womit sie ihren Gatten in seiner Großmuth gegen ihren Vater bestärkt. Wir theilen sie, um eine Probe von dem Styl der Tragödie zu geben, hier mit:

Armin, du kennst noch nicht der Großmuth seltne Kraft,
Die den empörten Haß auch wider Willen beuget,
Wenn man vor seiner Höh' sich als erniedrigt zeiget.
Nur solche Großmuth schmerzt, und macht den Ehrgeiz roth,
Die ihn empfinden läßt die Größe seiner Noth,
Die, uns erniedrigend, der Gnade Ansehn träget,
Und uns von stolzer Höh' des Dankens Last aufleget.
Doch wenn man seinem Feind die sanfte Freude macht,
Als hätte uns sein Haß zu solcher Furcht gebracht,
Daß wir die Ruhe nun mit Opfern suchen müßten,
Und uns vor seinem Zorn sonst nicht zu sichern wüßten,
Dann glückt der Großmuth Macht, die einer Rose gleicht,
Die nur noch schöner wird, wenn sich wenig zeigt.

Dem Gedanken, einen Helden zu schildern, in dessen Lage und Verhältnissen die Großmuth zu einem Fehler, zu einer Schwäche wird, und durch diesen Fehler des Helden Untergang herbeizuführen, können wir unsern Beifall nicht versagen; manche Aeußerungen über dramatische Kunst, wie sie in der Vorrede gemacht werden, überraschen uns, wenn wir erwägen, in welcher Zeit sie gemacht wurden. Aber die Ausführung in dem Trauerspiel bleibt weit hinter dem Gedanken zurück; und wir müssen Nicolai'n beitreten, der

dasselbe in den Vermischten Schriften nicht wieder abdrukken ließ, „da es allzusehr an die Gottsched'sche Zeit erinnere, und nach französischer Manier geformt sei". Es ist ein Zeugniß, wie schlimm es mit der dramatischen Kunst und dem Geschmack vor hundert Jahren in Deutschland aussah. Das Beste in dem Trauerspiel sind politische Maximen, und es ist gut gedacht, daß das Volk sich für die Erhebung Armins auf den Thron so willig zeigt, die Vornehmen aber sofort Partei gegen ihn und das Volk machen. Man sieht, Möser hat das Wesen beider wohl erkannt. Die Darstellung aber ist schwach; da ist keine Motivirung, keine Fülle des Ausdrucks, kurz, keine Spur von eigentlicher Poesie. Man kann sich keinen größern Contrast denken als etwa Shakespeare's Coriolan und diesen Armin. Welche Scenen würde jener Dichter geschaffen haben, wenn er den deutschen Helden geschaffen hätte, das Volk überredend, ihm die Krone zu geben! Möser giebt eine solche Scene gar nicht. Er läßt mit dem Anfang des vierten Acts den Arminius auftreten mit den Worten:

Jetzt hat sich, Adalbert, das Volk für mich erklärt,
Und mir zu seiner Treu den Zepter auch gewährt.

Das ist Alles. Doch wir thun Unrecht, indem wir hier das höchste Muster zu einer Vergleichung wählen, da ein anderes Exempel näher liegt. Möser wollte auch Scenen schaffen, wo widersprechende Gefühle in der Brust des Menschen kämpfen, wie Corneille solche leidenschaftlich-rhetorisch geschaffen hat; er stellt uns Thusnelden als Tochter Segests und als Gattin des von diesem angefeindeten Armin dar. Aber da ist auch nicht von ferne die Rhetorik des französischen Dichters erreicht.

Zum Dichter war Möser nicht bestimmt. Wir danken seinem Genius, daß er ihn sobald auf das Feld führte, wo sein eigenthümliches Talent, seine Größe sich entfalten konnte.

Eine der vorzüglicheren Scenen, die zugleich ein Zeug-

niß von Mösers politischer Klugheit und Einsicht giebt, führen wir hier als Probe noch auf; es ist der fünfte Auftritt der ersten Handlung:

Adelbert (ein Graf oder Begleiter des Armin).
Das Volk erwartet dich.

Armin.
Geduld! es kann verziehn.

Adelbert.
Aus seiner Brust tönt nichts als König und Armin.
Die Großen dampften fast vor neidischer Bewegung;
Ihr Blick, ihr düstrer Blick verrieth des Herzens Regung,
Die, von des Harmes Schwall beklemmt, sich kaum noch hielt,
Daß sie nicht berstend gleich an mir den Muth gefühlt.
Ihr Eifer fraß das Volk, das sich für dich erklärte,
Und dadurch ihre Wuth, statt sie zu schwächen, mehrte.
Die Rachsucht wächset nur durch eigne Ohnmacht an,
Weil dann kein Großmuthsschein sie schimpflos halten kann.

Armin.
Der Großen schwacher Zorn wird bald von selbst vergehen,
Wenn sie das ganze Volk auf meiner Seite sehen. — —

Adelbert.
Ach nein! Ihr Eigenstolz, der nur die Freiheit liebt,
Weil ihnen dieses Wort das Recht zu wüthen giebt,
Wird eh sich um das Land in Blut und Flammen stürzen,
Als unter deinem Schutz sich um dies Recht verkürzen.
Du baust zwar auf das Volk, das dir sein Herz geweiht;
Allein du kennst noch nicht den Werth der Ehrlichkeit.
Sie steht der Falschheit bloß, die sich mit List verriegelt,
Und ihren gift'gen Pfeil durch jener Bögen flügelt.
Du kennst der Großen List; ihr schmeichlerisch Geschwätz,
Das sich mit Freiheit schminkt, zieht leicht das Volk in's Netz.
Die List besiegt die Macht, und ihr gefährlich Schmeicheln,
Der Demuth feiner Stolz, bequem das Volk zu streicheln,
Ihr Mund, der oft mit Ruhm von deinen Thaten spricht,
Beschleicht das gute Volk; und dieses merkt es nicht.

Segestes rast vor Zorn, wenn er dich nennen höret,
Ob seine Tochter gleich dich als Gemahl verehret;
Ja Siegsmund, seinen Sohn, verwünscht er tausendmal,
Weil er dich heimlich liebt; des Neides blauer Schwall
Raucht aus Katwaldens Brust, der wüthend stampft und zittert,
Und gern zu deinem Sturz der Welten Bau erschüttert.
Drum, willst du ungestört der Deutschen König sein,
So muß der Großen Blut den neuen Purpur weihn.
Dies kühlt des Pöbels Stolz, und nähert es dem Throne,
Und diese Schmeichelei verschönert ihm die Krone.
Das Volk erkaltet leicht. Im Anfang ist es gut;
Drum brauche ja geschwind die nützlich blinde Wuth.
Jetzt sieht es ruhig froh der Großen Haupt zerschmettern;
Ein Sclav dünkt sich geehrt, wenn Gott mit seinen Wettern
Die Großen dieser Welt urplötzlich niederschlägt,
Und seiner Hütte schont. Jetzt ist das Volk erregt;
Und willst du lange noch mit seinem Eifer schalten,
So mußt du es geschwind ohn' andre Häupter halten.

Armin.

Die Güte hat mir noch bisher das Schwert geraubt.

Adelbert.

Die Güte ist umsonst. — — —

In der Einleitung (S. 31.) ist eines Gedichtes vom Jahre 1748 gedacht worden, welches Mösern mit großer Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werde. Der Herausgeber kann nun versichern, daß es von ihm ist. Nachdem jene Einleitung geschrieben worden, erhielt er ein noch früheres, welches Möser im Jahre 1743 „am Stiftungstage der Georgia Augusta in öffentlicher Versammlung vortrug." Es bezieht sich auf den im Sommer jenes Jahres bei Dettingen erfochtenen Sieg, und ist betitelt: Die gerechten und siegreichen Waffen Sr. Königlichen Majestät in Großbritannien und Churfürstlichen Durchlaucht zu Hannover, Georgs des Andern, besungen im Namen der Deutschen Gesellschaft in Göttingen von

Justus Möser. Eine Probe von diesem, so viel bekannt ist, ältesten Erzeugniß der Möser'schen Muse, welches aus sechsundachtzig vierzeiligen Strophen besteht, möge hier noch einen Platz finden.

— — — —

Dein unbesiegter Arm in feuriger Bewegung,
Die Bilder neuer Art, die aufgebrachte Regung,
Von Deinem Blick gestärkt, gewehrte wohl ein Lied,
Das die geweihte Gluth aus Deinem Urbild zieht.
Doch Andre mögen Pracht und Gluth und Worte wählen;
Wer von Georgen singt, darf nur von ihm erzählen;
Es wird der Folgewelt die Wahrheit doch ein Schein,
Und die Erzählung auch ein ewig Wunder sein.
Denn, täuscht mich's, oder trennt ein Strahl von Deinem Lichte
Der Augen Widerstand, das ausgedehnte Dichte?
Ein Blick dringt durch die Nacht, wo er sich sonst verlor.
Wie? stellt sich mir nicht Mars in lichter Klarheit vor?
Wie? oder ist's Armin? ist's Wilhelm, der da streitet?
Er, dessen Tritt der Sieg, die Faust der Tod begleitet?
Nein! nein! Germanicus Georg kommt, sieht und siegt,
Vor dem die Unterwelt in gleicher Wage liegt,
Der, macht Gewalt und List das Unrecht überwichtig,
Von seiner Höhe schaut, so schwebt sie wieder richtig.
Wie wenn ein stolzer Nord aus Felsenklüften stürmt,
Dem Himmel wüthend droht, und Berg auf Berge thürmt,
Ein Blitz den andern schlägt, der Schlag die Welt betäubet,
Und das gewälzte Meer den Schaum zum Pole treibet,
Der Meergott königlich dem wilden Frevel dräut,
Sein fürchterliches Wort, dem Wind und Meer gebeut,
Der Winde zitternd Heer zerdrängend sich verklüftet,
Und den beschimpften Zorn aus banger Tiefe lüftet,
Des Meers verwegner Schaum sich ängstiglich verkriecht,
Und den erzürnten Gott in blauen Wellen wiegt:
So, Herr! verfährst auch Du, wenn stolze Feinde rasen,
Wenn Unrecht, List und Tod nach Deinen Freunden grasen,
Wenn dort der Feinde Blitz in rothen Flammen zischt,
Und ungestraft die Welt mit Gluth und Tod vermischt.

Du zeigst nur Deine Macht — das Wetter ist zertheilet,
Der Deutschen Heiland kommt; ein trotzig Kriegsheer eilet,
Das sich im Busen schämt, sich bangsam froh verkreucht,
Gleich einem blassen Reh, wenn es der Donner scheucht.

— — — —

Hier finden auch wohl ein paar Strophen aus dem eben erwähnten Gedichte Mösers auf die Säcular-Feier des Westphälischen Friedens einen schicklichen Platz; sie werden das über jene Ode in der Einleitung gefällte Urtheil bestätigen. (Einl. S. 31.)

Ihr! unempfindliche Gemüther!
Die ihr des Friedens edle Güter
In eklem Gleichsinn sonst verschlieft,
Erhebt euch aus dem Rang der Thiere!
Zeigt, daß der Reiche Wohl euch rühre,
Das euer eignes mit betrifft.
Ist es nicht ein verkehrt Beginnen,
Nur dann die Stille lieb gewinnen,
Wenn schon der Mast im Sturme kracht,
Das Glück der Mangel kostbar macht?

Ihr! die ihr, wie der Stolz euch lenket,
Den Frieden raubt, den Frieden schenket,
Erstaunt eh ihr den Krieg beschließt.
Nur groß sein blos zum Unterdrücken,
Die Treu' im eignen Blut ersticken,
Das sie vor eurem Wahn vergießt,
Das ist es nicht, was ihr beschworen.
Ihr seid auch nicht zum Mord erkoren;
Kein Erbrecht kann euch das verleihn,
Der Unterthanen Pest zu sein.

Herr! tilge du sie von der Erden,
Laß sie im Leben stammlos werden,
Um die so manche Mütter schrein . . .
Doch nein . . . zur Fülle unsrer Freude
Laß keinen Sterblichen im Leide,
Laß sie gebessert glücklich sein.

Verdirb der Schmeichler falsch Geschwätze, –
Und lehre sie, Herr! dies Gesetze:
Der König sei des Volkes Knecht,
Gemeines Wohl ihr einzigs Recht.

15.

Die kurze generelle Darstellung der Persönlichkeit Mösers im Anfang der Biographie, wie das hier Mitgetheilte — so sagte mir ein Mann, der Mösern genau kannte — ist gut und wahr. Zu bedauern ist es, daß er in Osnabrück selten einen für ihn interessanten Gesellschafter fand, daß besonders ihm Freunde fehlten, deren Ansichten und Kenntnisse er gegen die seinigen hätte austauschen können. Er mußte sich allenthalben auf seine eignen Wahrnehmungen und auf Bücher verlassen. Die Einseitigkeit, die man hie und da in seinen Schriften bemerkt hat, ist ohne Zweifel Folge davon, daß ihm der Umgang mit unterrichteten und selbstdenkenden Männern fehlte, welchen er nur in dem während einer Reihe von Jahren fortgesetzten vierwöchigen Sommer-Aufenthalt in Pyrmont fand. Möser ist hier wohl mit Niemand mehr und vertraulicher umgegangen als mit dem Kanzlei-Director Gruner, der etwa zwanzig Jahre jünger als er war, und 1787 starb. Dieser hatte vielen natürlichen Verstand und gute Beurtheilung, war dabei von einer durch nichts zu trübenden Heiterkeit, die oft in die lauteste Fröhlichkeit überging. Indeß waren seine Kenntnisse auf Jurisprudenz und die Erfahrungen, welche er bei deren Anwendung hier gemacht hatte, beschränkt, und er hatte nicht die hohe Besonnenheit und Milde gewonnen, durch welche Möser Personen jedes Alters und Standes so sehr für sich einnahm. Gleichwohl schmerzte der frühzeitige Tod dieses Mannes, der Mösern unter allen hiesigen

Freunden vielleicht der liebste war, und dessen Umgang ihm nicht ersetzt werden konnte, ihn vorzüglich tief.

16.

Nicht beide Töchter seiner geliebten Schwester Ernestine Juliane waren in Osnabrück verheirathet, sondern nur eine, und zwar an den Kanzlei-Director Lodtmann; die andre war mit dem Regierungsrath Buch zu Bentheim vermählt. Wir theilen hier zwei an das letztere Ehepaar gerichtete Briefe Mösers mit. Sie zeugen von dem naiv-gutmüthigen Tone, in dem er zu den Seinigen redete, wie von der Autorität, die ihm von diesen freudig zugestanden ward. Wir verdanken die Mittheilung dieser Briefe der Tochter jener Regierungsräthin Buch, der Frau Hofräthin Hersemann in Münster, die bei Uebersendung derselben dem Herausgeber schrieb:

„Ich habe zwar nur dunkle Erinnerungen von dem theuren Manne, aber in mündlichen Mittheilungen meiner Mutter viel von seiner Liebe zu uns Allen gehört. Sie verehrte ihn wie einen Heiligen, und jede Kleinigkeit war als Andenken von ihm ihr von hohem Werth. So wurde der Staub eines Bouquets von Feldblumen, mit Stroh zusammengebunden, welches er ihr auf einem Spazirgange, vor mehr denn sechzig Jahren schenkte, aufgehoben, und mußte, nach ihrem Willen, mit in ihren Sarg gelegt werden."

Liebste Cousine!

Hilf Gott mit Gnaden! Es ist ja so manches Dingerle von zärtlichem Gefieder in's Kindbette gekommen, daß man eben nicht fürchten darf, die Einzige unter Tausenden zu sein, die dabei ihre schöne Taille verliert. Kinderkriegen

ist ja kein Halsab; und wer A sagt, muß auch B sagen. Wozu denn alle die Angst, Mißmuth und traurige Vorstellung, womit wir uns die guten Stunden verderben, und die bösen noch trauriger machen! Wissen Sie wohl, meine liebste Cousine, daß man vor Angst etwas thun kann, was man sonst wohl bleiben lassen würde? und daß, um ein Held zu bleiben, man auch bisweilen eine heroische Miene machen muß? Gelt, da sitzen Sie nun an dem langen Winterabende, und schaudern bei dem Urheber alles Uebels in einander, und machen ihn so angst, daß er Sie nothwendig wieder angst machen muß. Mich däucht, er thut schon ein Gelübde über das andere. Aber wanne! wanne! wenn ich dabei wäre, wie würde ich die melancholischen Schwärmer aus einander jagen! Ein Herz gefaßt! den rechten Fuß vorgesetzt, steif in's Gesicht gesehn, und nun dem winselichten Herzen Trotz geboten, das Sie danieder wimmern will! Bei meiner Treu! ihr seid mir ein artiges Völkchen, das nicht eher wieder lachen wird, als bis die Hebamme ruft: da ist der Junge! Ist das aber billig, liebe Kinder? und hat die Erwartung nicht auch Freuden, die man mit Dank genießen muß? — Aber mit Ernst von der Sache gesprochen. Wenn ich spaziren reite, so stelle ich mir vor, aus jedem Nebenwege springe ein Hund hervor, ziehe den Zügel an, und setze mich in Positur. Dann erschrecken wir, mein Pferd und ich, niemals, und es geht Alles gut. Aber sitze ich in Gedanken, oder gebe nicht auf mich acht — schnups setzt der Gaul auf die Seite, und pums! da flöge ich hin, wenn ich mich nicht noch an der Mähne hielte. Dieses sei Ihnen, liebes Kind, zur Lehre geschrieben. Ich will damit so viel sagen: man muß sich immer gefaßt halten; und was nicht unerwartet kommt, das schadet nur halb.

Ihr Zimmerchen, worin der Junge die vier Wände zuerst beschreien soll, ist fertig und bereit zu Ihrer Aufnahme; es ist dasjenige, worin ich bisher geschlafen habe, und ich

bin nun unten einquartirt. Dieses liebe Zimmerchen ist ruhig und bequem; und wenn es so glücklich ist, Ihnen Freude und Muth zu geben, so treten Sie Ihre Reise in Gottes Namen an.

Meine besten Empfehlungen an den lieben Mann; und wenn er sagt, daß „daß allerbeste Weib des Mannes ärgste Plage sei", so lassen Sie dieses so lange gut sein, bis die Zeit der unruhigen Erwartung vorüber ist. Hiemit Gott befohlen.

Wir sind alle wohl; zu Blankenburg auch; ein gut Exempel zur Nachfolge.

Osnabrück, den 13. Dec. 1778.

J. Möser.

Wohlgeborner Herr!
Hochgeehrtester Herr Vetter!

Ew. Wohlgeb. danke ich gehorsamst für Ihren wohlgemeinten Glückwunsch; und nun — alle fernere Ceremonie bei Seite — muß ich Ihnen sagen, daß Sie mir den Mund nicht umsonst nach einem Besuch von Ihnen und den lieben Ihrigen wässericht gemacht haben sollen. Just Robinson wird schon dafür sorgen, daß künftigen Sommer ein Canot zu Ihrer allerseitigen Ueberfahrt in Bereitschaft sei; und der Philosoph Wilhelm der lieben Mama begreiflich machen, daß es Pflicht sei, einem alten guten Onkel auch etwas von dem Vergnügen mitzutheilen, was sie in dem Schooße ihrer Familie so herzlich genießt. Sie weiß, wie sehr mir das Glück und die Freude meiner Schwester-Kinder am Herzen liegt, und daß ich keine größere Freude in der Welt habe, als die gute Mutter mit der frohen Gruppe zu sehen. Ich werde dafür sorgen, daß die Insel mit guten Schildkröten besetzt, und für jeden Kleinen eine geflochtene Hütte zu nächtlicher Ruhe bereit sei.

Damit Sie auch nicht glauben, daß dies eine bloße

Phantasie sei, so werden Sie aus der Vorrede des Anschlusses sehen, daß ich schon seit mehreren Jahren aufgehört habe zu phantasiren, und ernstlich entschlossen sei, meine alten Tage, wie Robinson, in Ruhe zuzubringen.

Leben Sie indessen fein wohl mit den lieben Ihrigen, umarmen die gute Mutter der kleinen Weltumschiffer in meinem Namen, und sagen den Kleinen, daß die Reise von Bentheim nach Osnabrück nicht so weit sei als von dort nach der Insel. Die Austern könnten sie dann unterweges fangen, und eine Ladung davon mitbringen. Vale iterum.

Osnabrück, den 21. Dec. 1786.

J. Möser.

17.

Möser, über das Spiel seiner Nerven.

März 1782.

Meine Nervenzufälle kommen noch immer wieder, und unterhalten mich oft so sehr, als sie mich quälen. Im vorigen Winter hatte ich sie, wiewohl durch meine eigene Schuld, zu einer außerordentlichen Höhe gebracht.

Es waren nun schon sechs Nächte vergangen, ohne daß ich auch nur des allergeringsten Schlafs genossen hatte; und die siebente, welche jetzt heranrückte, machte mir auch nicht die mindeste Hoffnung dazu, indem alle meine Sinne ganz besonders gespannt waren.

Von Unmuth hingerissen, setzte ich unbesonnener Weise meine Fußsohlen an einen warmen Ofen, und erhitzte solche über eine Stunde, in der Meinung, dadurch irgend eine günstige Veränderung zu bewirken. Allein dieses sonst in meinem Leben nie versuchte Mittel that eine ganz verkehrte Wirkung.

Vorhin hatte ich, so oft mich das Nervenfieber heimsuchte, und sobald ich des Nachts die Augen schloß, nur ein weites, schönes, lichtes Feld vor mir, worauf allerlei Formen von Gegenständen, die jemals durch's Auge einen Eindruck auf mich gemacht hatten, sich in den schönsten und herrlichsten Farben zeigten, und in fortgehender Bewegung unaufhörlich veränderten. Die Farben richteten sich mehrentheils nach den Tapeten des Zimmers, worin ich den Tag zugebracht hatte, und waren einmal alle feurig, da ich des Abends auf meinem Ruhebette gelegen und die Augen gegen einen Windofen, worin die Flamme spielte, gerichtet gehabt hatte. Dieses fiel mir so beschwerlich, daß ich des Nachts die Augen offen halten mußte. Die Formen aber, welche sich zu anderer Zeit in sanften Farben hervorthaten, spielten mehrentheils nur als Malereien auf einem lichten Grunde, und erhoben sich nur selten zu ganzen hervortretenden Figuren.

Jetzt aber, da ich den bösen Versuch mit den Füßen am Ofen gemacht hatte, konnte ich die Schöpfung, welche ich nach geschlossenen Augen vor mir hatte, schlechterdings von der wirklichen Welt nicht unterscheiden. Der Saal, worin ich saß, war vollständig in seiner Art; eine Menge von Personen, in deren Gesellschaft ich mich befand, war in ihrer ganzen Gestalt und im vollkommensten Putze so leibhaftig vor mir, daß ich den Entschluß faßte, zu versuchen, ob ich diese Schöpfung nicht in meine Macht bekommen und mir diejenigen Personen und Sachen, welche ich zu sehen wünschte, darstellen könnte. Allein dieses wollte mir, aller Anstrengung der Gedanken ungeachtet, schlechterdings nicht gelingen. Der Saal, die Gesellschaft und Alles, was ich sah, bildete sich unter beständigen Veränderungen nach seinen eigenen Gesetzen, ohne sich nur im mindesten von mir befehlen zu lassen; und ehe ich mir's versah, saß ich in einer großen Gesellschaft an einer wohl zugerichteten Tafel.

Mich selbst sah ich nicht; ich befand mich gleichsam im Schatten; aber meinen Arm, soweit er einem selbst bei Tische insgemein in's Auge fällt, sah ich mit einem Glase Wein nach dem Munde fahren; und weil ich in diesem Augenblicke noch mit dem Gedanken beschäftigt war, diese Schöpfung, so wie ich zuvor gedacht, nach meinem Verlangen abzuändern: so ging mir der Mund offen und ich erschrak, als der Wein nicht kam, weil ich glaubte, das Glas verschüttet zu haben. Ebenso ging es mir mit einem Stücke Braten, was mein Arm gleich darauf, da ich über das verschüttete Glas nachdachte, auf der Gabel zum Munde führte. Die Gesellschaft war übrigens in der völligen lebenden Bewegung, worin eine zu Tische sitzende Gesellschaft zu sein pflegt; die Tafel war in der besten Ordnung, die Teller mit Speisen gingen herum, und ich hörte eine mir zur Seite sitzende Dame die Worte sagen: „Es ist wirklich ein betrübter Fall.“ Doch war ich in dem Augenblicke zweifelhaft, ob ich diese Worte mehr aus ihrer Physiognomie als aus ihrem Munde vernommen hatte. Wenn ich aber dennoch schwören sollte, würde ich das letzte mit Glauben annehmen.

Es folgten auf diese Scene mehrere ähnliche; aber keine einzige unter allen hatte fremde von mir ungesehene Gestalten, oder neue Formen; und daß ich die Personen nicht erkannte, mochte daher rühren, weil ich kurzsichtig bin, und auch im wirklichen Leben keine scharfe Eindrücke von den Gesichtszügen der Menschen erhalte, welche sich um und neben mir befinden. Bei dem Allen ist es doch sonderbar, daß die Nerven, deren Zitterung ich deutlich in mir fühle, so eigenwillig mit den erhaltenen Eindrücken spielen, und gleichsam einen Staat im Staate formiren. Wenn ich hierüber nachdenke, so freut es mich oft, daß ich nicht einen Tropfen dickes Geblüt, und nicht den mindesten Hang zur Schwermuth habe. Was für Erscheinungen würde ich

daraus machen, wenn ich Malagrida wäre, und etwas zu inbrünstig vor der H. Theresia gekniet hätte!

Aber nicht meine Augennerven allein erlauben sich diese Schwärmerei, sondern auch meine ganze Phantasie ist alsdann unaufhörlich mit Gegenständen des Denkens beschäftigt, die sie, ohne sich von mir einreden zu lassen, nach ihrem Willen behandelt. Oft widerstehe ich ihr, und wende sie eine Zeit lang auf einen von mir gewählten Gegenstand. Allein dieser Kampf greift mich außerordentlich an; ich halte ihn selten über zwei Minuten aus, und merke am Ende, daß die Phantasie gar nicht nachgegeben, sondern für sich fortgearbeitet hat, und ich nur bei dem Haften meiner Seele an dem erwählten Gedanken ihr Spielwerk nicht beachtet habe. Daher gebe ich ihr auch jetzt nur immer nach, und lasse sie schwärmen. Bringt sie durch ihre Combinationen was Gutes, so behalte ich es, und vergesse das Uebrige. Sie hält aber selten lange bei einer Sache aus, und geht durch den geringsten Nebenumstand leichtfertig zu einem andern über; oder es müßte ein besonderes Lieblings-Thema sein, woran ich den Tag vorher lange gedacht hatte.

Also, denke ich, liegt auch dieses Vermögen der Nerven, oder des darin befindlichen Saftes, was nicht blos die Eindrücke der Sinne aufgefangen, sondern auch von den daraus gezogenen Schlüssen und Wahrheiten seinen Eindruck empfangen hat, und nach den daraus entstandenen Regeln verbindet oder absondert, nicht unter den Befehlen unsrer Seele; und wenn diese gleich allein das Recht hat, was jene verbindet oder absondert, zu billigen oder zu verwerfen, so mag es doch ein sehr trauriger Zustand sein, wenn ein Mensch von Jugend auf mit schlechten oder schwarzen Eindrücken erfüllet, oder von Gram und Kummer heimgesucht ist, und einer mit solchen Gegenständen allein beschäftigten Phantasie das Feld überlassen muß.

18.

Möser liegt in der Marien-Kirche zu Osnabrück begraben, wo ein einfacher Stein seine Gruft bedeckt. In einer Verfügung vom 13. April 1789 sagt er:

„Mit meiner Beerdigung mag es eben so gehalten werden, wie mit meiner seligen Frauen.

Mein Grab in Marien-Kirche ist bereits bezahlt; und ist solches neben meiner lieben Frauen, womit ich im Tode wieder vereiniget zu werden wünsche, in der Hoffnung, daß wir dann ewig vereiniget bleiben werden.

Meine Grabschrift kann enthalten:

Patri — filia unica — cum marito suo posuit.“

So lautet auch dieselbe, mit der nöthigen Ausfüllung zu Bezeichnung der Aemter und Titel.

t f e l.

burg 1625,
us 28. Oct.
oni Böge-
olaus

2.
Barbara Elisab
geb. 1661, † 27.
1694.

er-
s,

Ursula, geb. 1670,
† 1672.

Nicolaus, geb. 1673,
starb zu Jena als Student ums Jahr 1693.

Johan
R

Marien 1731, Canzlei- und Consistorial-
, verheir. 1716, † 15. April 1758.

Catharina Lu
geb. 7. Februar 1
verh. 16. Oct. 1
† 1770. Gem. G
ver Franz von
lich, Chur-Cöln
Agent zu Osna
1746, † 27.
1762.

na,
29,
51,
ri-
ngs-
urg.

Catharina Gertrut, geb. 1732, † 1736.

Anna Maria Elisabeth, geb. 26. Dec. 1734, † 2. Mai 1754.

Johann Christian Friederich, gebor. 3. Jan. 1737, † 1740.

Johanna W
geb. 5. Juni
1768. Gem.
Königl. Gr

ıfel.

burg 1625,
us 28. Oct.
oni Böge=
olaus

2.
Barbara Elisa er=
geb. 1661, † 27.
1694.

Ursula, geb. 1670,
† 1672.

Nicolaus, geb. 1673,
starb zu Jena als Stu=
dent ums Jahr 1693.

Joha Marien 1731, Canzlei= und Consistorial=
, verheir. 1716, † 15. April 1758.

Catharina na,
geb. 7. Februar 729,
verh. 16. Oct. 751,
† 1770. Gem.
per Franz vo ri=
lich, Chur=Cöl ngs=
Agent zu Do urg.
1746, † 27.
1762.

Catharina
Gertrut, geb.
1732, † 1736.

Anna Maria
Elisabeth,
geb. 26. Dec.
1734, † 2. Mai
1754.

Johann Chri=
stian Friede=
rich, gebor. 3.
Jan. 1737,
† 1740.

Johanna
geb. 5. Juni
1768. Gem.
Königl. G

Mösers Briefwechsel.

I.

Briefwechsel mit Friedrich Nicolai.

1.

London, den 24. Jan. 1764.

Ew. — werden dem Verfasser des Harlequins mehr als Andern eine Thorheit zu Gute halten. Eine gewisse Begebenheit hat ihn wider seine eigene Erwartung verleitet, eine weinerliche Comödie *) zu entwerfen, welche ich hiebei zur gefälligen Bekanntmachung überschicke; und wie ich einmal die Feder angesetzt hatte, so glaubte ich, ein Nachspiel **) gehörte dazu. Das ist die kurze Geschichte meiner Thorheit, welche in der Vorrede ***) weiter ausgeführt ist; und nun wird es darauf ankommen, ob Ew. — solche des Drucks werth schätzen werden; wo nicht, so mögen sie ungesehn und ungelesen verderben.

---

*) Diese Comödie ist leider, wie ich schon in Mösers Leben S. 64. erzählt habe, verloren gegangen. Sie hieß, so viel ich mich erinnere, Isabelle. N.

**) Die Tugend auf der Schaubühne, oder Harlequins Heirath. N.

***) Diese Vorrede ist auch nicht vorhanden. N.

Eine andere Sache liegt mir aber mehr am Herzen. Vor einem halben Jahre, wie ich mich eine Zeit lang in Braunschweig aufhielt, wurde ich von dem Herrn Abt Jerusalem *) bewogen, dem Herrn Rousseau in einem gewissen Ton zu antworten **); ich that es, wies ihm meinen Aufsatz, und er sprach davon gegen den Erbprinzen ***), welcher mich itzt hier in London darum gemahnt hat.

Diesen meinen Aufsatz gab ich nachmals dem Herrn Legationssecretair Zink aus Hamburg, welcher mit mir auf der Londner Schenke in Hannover war; und da ich bald darauf Deutschland verlassen habe, so weiß ich nicht, ob er im Druck erschienen ist, oder nicht. Es sind wenigstens sechs Monate verlaufen, daß ich nichts davon gehört habe; und ich vermuthe fast, daß ihn gewisse freie Ausdrücke, da ich doch den Aufsatz vorher, weil meine Absicht nie gewesen, etwas gegen die Religion zu schreiben, sowohl durch Hrn. Jerusalem als einen andern geschickten Theologen übersehen lassen, an der Bekanntmachung in Hamburg gehindert haben. Vielleicht hat er es auch vergessen, ungeachtet er ihn mir fast abgepreßt hat.

Ich bin also frei genug, an Ew. mein Concept zu übersenden; befürchte aber fast, daß es an einigen Stellen unlesbar sein werde, daher es einen verständigen Corrector erfordern wird. Ich sollte denken, wenn Hr. Zink es dem Druck übergeben, so möchte es auf der letzten Neujahrsmesse zum Vorschein gekommen sein; welches Ew. dort am besten erfahren werden.

*) Möser stand mit dem Abt Jerusalem in vertrauter Verbindung; und seine Tochter, Frau von Voigts, war von ihrem 17ten Jahre an einige Jahre hindurch in dem Hause desselben zu Braunschweig. N.

**) Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen. N.

***) von Braunschweig, jetzt regierenden Herzog. N.

Diesen Brief sende ich mit der Suite des Erbprinzen von hier. Sollten Ew. mich mit einer Antwort beehren, so ersuche, solche auf meine Adresse nach Osnabrück zu schicken, weil es mir von dorther am sichersten zukömmt. Vor einigen Tagen schickte mir ein Gelehrter aus Deutschland seine Schriften hieher, um sie der Königlichen Gesellschaft vorzulegen, und ihm den Titel eines Mitglieds zu verschaffen. Sie mochten einen Thaler werth sein; ich mußte aber hier fünf Pfund Sterling Porto dafür erlegen.

Sollten Ew. von hier aus etwas verlangen, so diene ich mit vielem Vergnügen. Bis im Mai bleibe ich gewiß hier.

Ich habe die Ehre — u. s. w.

d. 24. Jan. 1764.
London: in Cleveland's Row, Russels-Court, against St. James Palace.

Möser,
Conseiller et Syndic des Etats de l'Evêché d'Osnabrück.

2.

Osnabrück, den 26. Jan. 1765.

Euer Schreiben vom 18ten ist mir diesen Morgen zugekommen; und ich kann darauf, so viel den Hechtel *)

---

*) Hechtel war ein damals wegen vieles Nachdruckens berüchtigter Buchhändler. Er war in Frankfurt am Main etablirt gewesen, ward im siebenjährigen Kriege auf Requisition des kaiserlichen Gesandten von da vertrieben, weil er das berühmte Mémoire raisonné und andere vom preußischen Hofe bekannt gemachte Schriften nachgedruckt und verkauft hatte. Er zog an vielen Orten herum, und ließ auch seine vielen Nachdrucke, womit er unter andern auch mich heimsuchte, bald da bald dort heimlich erscheinen. N.

betrifft, mit vollkommener Gewißheit antworten, daß in hiesiger Druckerei für ihn gar nichts gearbeitet werde, auch möglicher Weise nicht gearbeitet werden könne; weil der Meister schon seit Jahr und Tag um einen Setzer und Gesellen geschrieben, solchen aber nicht erhalten können, folglich kaum in Stande ist, dasjenige, was von Landes und Regierungs wegen erfordert wird, zu rechter Zeit abzudrukken. Ich erfahre dieses am meisten, da ich zu meinem Vergnügen und für doppelte Zahlung monatlich einen Bogen von einer Osnabrückischen Geschichte abdrucken lasse, und alle Mühe habe, diesen noch zu erhalten. Ich habe ihn bei dieser Gelegenheit noch vor 8 Tagen besucht, und er war in solcher Verlegenheit, daß er zweifelte, ob er dieses Jahr seinen Kalender würde zu Stande bringen können; ergo ... Wir müssen sogar unser Gesangbuch zu Bielefeld drucken lassen; und in Westphalen ist schwerlich jetzt eine Druckerei, welche einen solchen Nachdruck, wie Sie von Hechtel befürchten, mit einigem Vortheil liefern könnte *). Eine ehedem hier gewesene Buchhandlung, welche sich vom Nachdrucke hauptsächlich unterhalten, ist im Anfange dieses Säculi, da sie des Erasmi Francisci Werke nachgedruckt und auf die Frankfurter Messe gebracht, durch deren Confiscation gestürzt worden. So viel davon!

Den ersten Theil von der Allgemeinen Bibliothek habe ich erhalten, aber auch sogleich gewünscht, selbigen verdienen zu können. Nur besorge ich, daß meine Recensionen zu spät einlaufen möchten, weil wir hier keine einheimische Producte haben, und auf die Leipziger Messe allein Staat machen können.

Der hiesige Rector und Professor Wagner hat bei seinem Bruder in Ulm eine Uebersetzung des Cäsar drucken

*) Die Meyersche Buchdruckerei in Lemgo war damals schon sehr ansehnlich; aber diese befaßte sich nie mit einem Nachdrucke. N.

lassen, welche, wie ich fast vermuthen kann, nicht sonderlich gerathen ist. Gesehen aber habe ich sie noch nicht. Sollte solche in der Bibliothek angezeigt werden, so bitte ich, den guten Mann keinem zu strengen Urtheile zu unterwerfen. Er ist schon halb schwindsüchtig vor Angst, und stürbe gewiß vor Schrecken.

Wenn Hechtel hier jemals etwas unternehmen sollte, so mag er sich an den Minister nach London, oder an hiesige Regierung, oder an die Landschaft wenden; er fällt allemal in meine Hände, indem ich einmal vom Könige unserm kleinen Bischofe zugeordnet, und schlechterdings instruirt bin, in allen Sachen mein Gutachten vorher abzugeben.

3.

Osnabrück, den 11. Febr. 1767.

Der Tod unsers rechtschaffenen und vortrefflichen Freundes *) wird uns und Allen, die ihn gekannt haben, gewiß allezeit gleich empfindlich bleiben. Er fing erst an sich zu bilden, und seiner Stärke diejenigen Annehmlichkeiten zu geben, welche den Helden zum großen Manne machen. Ewig Schade für die Wissenschaften, daß sie diesen ihren mächtigen Arbeiter nicht noch eine zehn Jahre lang behalten mögen! Die Hoftafel ist zu stark für seine Jahre und sein Feuer gewesen. Auch der Mäßigste, wenn er muthig und gefällig ist, wird leicht zu einem Wenigen, aber oft, verführt **). Zu seinem Unglück hatte er seinen Herrn lieb

*) Nämlich Abbts. N.

**) Man s. die vortreffliche Schilderung dieses Herrn, die Moses Mendelssohn nach dem Leben machte, in der zweiten Aus-

gewonnen, einen Herrn, der seine feinsten Bemühungen einzusehen und zu schätzen wußte. Und dies hielt ihn in einer beständigen Leidenschaft, in einer unaufhörlichen Bestrebung zu gefallen. Wie er mir zuerst seinen Vorsatz nach Bückeburg zu gehen entdeckte, und mit einer Art von Entzückung die gnädige und schmeichelhafte Begegnung des Herrn Grafen rühmte, nahm ich eben daraus einen Grund, ihm davon abzurathen; und der Herr Abt Jerusalem warnte ihn ebenfalls vor der Gefahr, welche mit einer zu großen Liebe gegen große Herrn im persönlichen Umgange verknüpft wäre. Er wollte aber nicht, und konnte sich nicht entschließen, sich zu weit von seinen westphälischen Freunden zu entfernen *). Er war zu Rinteln durch meine Schwiegerin, die Superintendentin Schwarz, unvermerkt mit uns Allen bekannt, und, wie es seine Gemüthsart mit sich brachte, leicht vertraut geworden. Er hatte sein eignes Zimmer in meinem Hause, und ward von den Meinigen als ein Sohn und Bruder aufgenommen, wenn er zu uns kam, und dieses that er so oft als er nur entwischen konnte. In seinem Umgange hatte er etwas zu Süßes, und wie er von Genf zurückkam, mußten wir ihm sagen, daß er zu schön spräche. Dies war auch der Fehler seiner Schriften, der aber die wahre Hochachtung im geringsten nicht minderte, welche man von seinen wahren Verdiensten hatte. Er litt es geduldig, wenn man ihn wegen seines pretiösen Stils tadelte, und theilte mir das Schreiben offenherzig mit, worin ihm sein Freund Moses gebot, seinen ganzen ersten Entwurf vom Verdienste in's Feuer zu werfen **). Nicht allein

---

gabe von Abbts Correspondenz (Berlin 1782), Anmerkungen, S. 82 folgg. Man s. aber auch meinen Brief an Abbt Nr. 91. S. 383 f. N.

*) Abbt war nämlich nach Marburg und Halle berufen, wogegen er die Stelle zu Bückeburg vorzog. N.

**) Ganz so arg war es nicht. Man s. in Abbts Correspon-

das, sondern er arbeitete sein Werk wirklich um. Gewiß, ein unvergleichlicher Freund, der ohne einige Fehler durch seine Größe unerträglich geworden sein würde! Man war froh, ihm etwas verzeihen zu können.

Es schien als wenn er seine Gegenstände durch ein weit schärferes Glas als Andere beurtheilte, und seine Ausdrücke waren nach dem Maße seiner eigenen Empfindungen gerecht; aber nicht nach dem Maße, welches die Menschen insgemein haben, und nach welchem er sich doch in seinen Schriften zu richten hatte. Er kam aber jetzt gerade von diesem Kunststil, welcher vielleicht für eine Optik in der Moral, worin man die Ingredienzien der Tugend durch's Vergrößerungsglas untersucht, gerecht gewesen sein würde, zurück, und würde in seinem nächsten Werke so deutlich und reizend als stark gewesen sein.

Er hatte sich ehedem vorgesetzt gehabt, den Tacitus zu übersetzen; und ich glaube, daß dieses sein Werk gewesen wäre. Die Meuterei des Catilina vom Sallust hat er übersetzt hinterlassen, und der Herr Graf von Bückeburg wird solche zum Druck befördern. In das Wort Meuterei hatte er sich verliebt; ich höre aber doch, daß es nun die Zusammenrottung sei. Sonst glaube ich nicht, daß er bei seinen noch jungen Jahren etwas Hauptsächliches hinterlassen habe.

Seine ersten Gedanken hat er wohl in den Briefen über die neueste Litteratur und in andern kleinen Beurtheilungen guten Theils angebracht, und hienächst mit der italiänischen und engländischen Sprache sich eine gute Weile abgegeben. Die Franzosen würden uns aus erstern einen Esprit de Mr. Abbt, wie den Esprit de Desfontaines, geben. — Es gefiel ihm auch nicht, daß er sich den schönen Wissenschaf-

---

denz zweiter Ausgabe den Brief Nr. 60. von Moses, S. 272 ff. und den Brief Nr. 94. von mir, S. 389. Desgleichen Abbts Brief Nr. 61. S. 283. N.

ten und der Mathematik so vorzüglich gewidmet hatte. Er wünschte ein Rechtsgelehrter und Publicist zu sein, und die unfruchtbare Ehre eines Schriftstellers mit einem guten einträglichen und angesehenen Posten vertauschen zu können. Wenn er gelebt hätte, so glaube ich, daß er diesen seinen Plan ausgeführt haben würde, wozu er Genie und Arbeitsamkeit genug, und in seinem damaligen Posten viele Gelegenheit hatte.

Er freuete sich nie mehr, als wenn ich ihm seine schönen Theorien mit einem practischen Einwurfe vereiteln konnte. Wie er in den Litteraturbriefen so sehr die Heloten gegen den Lycurg vertheidigt hatte *), und ich ihm begreiflich machte, daß die Bürger zu Sparta, nach unserer Art zu reden, Brauhäuser besessen hätten, wovon sie auf eigene Kosten gerüstet zu Felde ziehen müssen, daß in dieser Last die bürgerliche Ehre bestanden, daß die Heloten entweder Heuerlinge oder Beiwohner gewesen, und Lycurg ein seltsamer Gesetzgeber gewesen sein würde, wenn er solchen mit jenen eine gleiche Ehre angemuthet hätte, so ergötzte er sich über seine Unerschrockenheit, womit er seine Meinung der ganzen Welt aufgedrungen hatte. Es war ihm gegangen wie dem Herrn von Montesquieu, der die Gesetze der Barbaren für personal hält, weil die Franken, Römer und Burgunder in einem Lande verschiedene Rechte gehabt hätten; da sie doch eben deßwegen real waren, daß der Franke als Hüfner oder Landeigenthümer nicht mit den Leuten in der dritten Etage einerlei Dienste, Ehre und Rechte haben konnte. Wäre Abbt einige Jahre in seiner Station geblieben, und hätte seine Einsichten durch die Erfahrung befestigen können, so würde er wenige seines Gleichen gehabt haben.

*) Man s. die Litteraturbriefe, Bd. 22, S. 115, 118, 120 folgg. bis 127. N.

Ew. fragen noch nach einem Bildnisse von ihm. Wie ich höre, so wird der Herr Graf dasjenige, so zu Bückeburg ist, in Kupfer stechen und vor den Sallust setzen lassen. Dies Bild soll aber auch zu schön sein. Ich habe noch eins von ihm, so ihm sehr ähnlich, aber nur mit Crayon gemacht ist.

Die Grabschrift, so ihm der Herr Graf setzen lassen, und noch ein Brief, der, weil er darin von seinem Tode schreibt, vielleicht merkwürdig ist, kommen hiebei.

Ich habe durch unsern Abbt die beiden ersten Theile der allgemeinen Bibliothek erhalten, in Hoffnung, solche durch einige Aufsätze darin verdienen zu können. Da ich aber bisher keine Zeit übrig, und eine Osnabrücksche Geschichte unter Händen gehabt, worin ich verschiedene besondere Grundsätze sowohl in der deutschen Rechtswissenschaft als der deutschen Geschichte angenommen habe, ohne deren Bekanntmachung ich meinen Beurtheilungen das Gewicht zu geben nicht recht im Stande bin, so werden Sie mit mir Geduld haben müssen.

4.

Nicolai an Möser.

Berlin, den 19. März 1767.

Ew. Schreiben vom 11. Febr. habe ich zu seiner Zeit richtig erhalten. Ich beweine noch mit Ihnen den Tod unsers Abbt. Ich habe jetzt wirklich angefangen, sein Leben zu beschreiben, und da ich vor der Messe kaum noch ein paar Wochen dazu Zeit habe, so befürchte ich Ihnen kein Genüge zu thun. Inzwischen, was ich kann, soll geschehen. Ich werde sein Leben ganz simpel beschreiben, sei-

nen Character schildern, und in Absicht auf seine Schriften und sonderlich auf seine Schreibart werde ich ein strenger Kunstrichter sein.

Seine Schreibart scheint mir, je mehr ich es überlege, aus einer mißlungenen Nachahmung des Tacitus entstanden zu sein. Er wollte wichtige Sentenzen in wenig Worten ausdrücken. Zuweilen aber waren seine Gedanken entweder noch nicht reif genug, oder er hatte nicht Geduld genug, sie so zu wenden, daß sie sich natürlich ausdrücken ließen. Er glaubte also, die Schuld läge an der Sprache, und machte neue Wörter, oder er verlor sich in Metaphern, um seine Gedanken klarer darzustellen. In Kurzem ward er dieser Schreibart so gewohnt, daß sie ihm natürlich ward, und er sie auch brauchte, wenn die Ursachen, die sie zuerst veranlaßten, nicht da waren.

Ich lese in der Vorrede zu seiner Welthistorie, daß Ew. ihm Ideen zu einem Plan zur Weltgeschichte gegeben haben. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir sagen wollten, welche Ideen dies waren.

Ich begreife aber nicht, wie Abbt in der gedachten Vorrede sagen kann, Winckelmann habe ihm Aussichten gegeben. Ich wünschte auch dieses erklärt zu sehen. Er hat sich doch wohl nicht einen ähnlichen Roman von der Weltgeschichte machen wollen, als Winckelmann sich von der Geschichte der Kunst machte? Kurz, ich verstehe meinen Freund hier nicht. Ich habe ihm jederzeit abgerathen, sich mit diesem Auszug zu befassen *). Ich kannte ihn zu gut, um mir schon im voraus vorzustellen, auf welche Irrwege er gerathen könnte. Außerdem sah ich, wie unmöglich es ihm fallen würde, in kurzer Zeit 7 oder 8 Bände voll zu schreiben. — —

---

*) S. meinen Brief an Abbt, Nr. 94. S. 369. und Mösers Brief, Nr. 95.

5.

Osnabrück, den 5. April 1767.

Ew. geehrtestes vom 19ten praeter. erhalte ich erst heute; und da ich auf die mir vorgelegten Fragen mit der ersten reitenden Post antworten will, so muß ich mich nur kurz und eilig tummeln. Wir sprechen doch von dem redlichen Abbt?

Die Ideen, so ich ihm zu einem Plane seiner Allgemeinen Welthistorie gegeben haben soll, und wovon er in seiner Vorrede zu derselben erwähnt, sind mir wirklich entfallen. Ich erinnere mich nur, daß ich seinen ganzen Vorsatz, einen Auszug aus anderer Leute Arbeit zu machen, nie gebilliget, und ihm beständig davon abgerathen habe. Ein Mann wie er mußte nicht nach Copien arbeiten; er durfte und konnte wohl selbst die Originalien ansehen, und sein Auge würde ihm allezeit ein Mehreres entdeckt haben, als alle seine Vorgänger gesehen hatten. Es war überhaupt eine unüberlegte Arbeit, eine von Andern geschriebene Geschichte durch die Kunst des Stils und die Macht der Gedanken aufstutzen zu wollen. Ein solches Werk wird allezeit etwas Gedehntes behalten. Beides muß aus einer aufmerksamen und langen Betrachtung des Originals gleichsam erzeugt werden. Der Stil ist sonst nicht genug gesättigt, und die Sentenz gesucht, oder mehrentheils witzig.

Ueber die Frage: ob es rathsam sei, daß er sich seinen Lehnstuhl unter den Apfelbaum im Paradiese setzte, und aus diesem Standpunkt die nach und nach keimenden Völker um sich herum entstehen sähe, mithin in der ersten Geschichte die Feder dem Auge in der Ordnung folgen lasse? erinnere ich mich etwas gesagt zu haben. Es ist aber vielleicht besser, daß es mit ihm verloren ist. — In Ansehung der römischen Historie besinne ich mich noch, daß ich ihm

rieth, Rom erst aufmerksam als ein Dorf zu betrachten, und die Hypothese anzunehmen, daß aus Landbauern Bürger geworden wären; weil ihm dieses, nämlich daß sich Bauerrecht in Bürgerrecht verwandelt hätte, ungemeine Dienste thun würde. Und wirklich, nichts macht die römische Geschichte wahrscheinlicher als die Gradation, welche sich in der Ausartung ihrer ländlichen Begriffe findet. Zum Beispiel: daß der jüngste Sohn das Haus erbte, daß der filius emancipatus von der Erbschaft ausgeschlossen war u. s. w., war lauter Bauerrecht, und verlor sich nachdem sie mehr verbürgerten. — Alles Uebrige sind einzelne Gedanken gewesen, welche au bout de la plume kamen, und ihm zugeschickt wurden.

Was er mit den Aussichten, die ihm Herr Winckelmann gegeben, sagen wollen, kann ich nicht mit Gewißheit bestimmen. Vielleicht gedachte er dessen Geschichte der Kunst mit der politischen in Verbindung zu bringen, die Werke der Freiheit mit den Denkmälern der sclavisch gehaltenen Völker zu vergleichen, die Wirkungen jeder politischen Verfassung auf den Stil, die Kühnheit und den Adel der Kunst zu zeigen, und die Reife eines jeden Staats, einer jeden Sprache, und überhaupt eines jeden Nationalgenies aus der Geschichte der Kunst mit zu erweisen. Wenigstens würde ich solches von ihm erwartet haben. — Es kann aber auch sein, daß er einen andern Gedanken dabei gehabt. Es giebt mehrere Arten von Antiken als diejenigen, welche Herr Winckelmann zu seinem Gegenstande erwählt; ich meine diejenigen, welche Montesquieu in ein großes und vortreffliches Gemälde gefügt hat, ohne gleichwohl eine einzige einzelne Figur mit dem gehörigen Fleiße und der erforderlichen Treue behandelt zu haben. Von diesen hatten wir oft gesprochen, und gewünscht, daß ein Winckelmann, der Philosophie und Historie genug besäße, solche mit einem schärfern Auge betrachten möchte.

Ich habe die Zeit nicht, mich hierüber weitläufiger zu erklären. Um mich kurz auszudrücken, will ich nur sagen, wie ich wünschte: daß Jemand alles dasjenige, was zur Beantwortung der Preisfrage de l'influence des opinions sur le langage et du langage sur les opinions *) in ihrer mächtigsten Absicht erfordert wird, besitzen, und mit dieser Zurüstung zugleich die übrigen einem Geschichtschreiber nöthigen Wissenschaften vereinigen, mithin Hand an's Werk legen möchte; weil ich alle Augenblicke fühle, daß das Costum der Worte und der damit verknüpften modernen Begriffe dem Geschichtschreiber unendliche Mühe macht. Freiheit z. B. ist das Recht der Bettler, in einer Periode, wo die Landbesitzer von ihrem Acker zu Felde ziehen, und ihre Ehre in diese ihre Schuldigkeit setzen. Daher werden in den Urkunden einer gewissen Zeit liberi et pauperes allezeit zusammengesetzt. Freiheit wird aber ein Vorzug, wenn die Monarchie Alles unter ihrer Macht faßt; und Freiherr ward ein Ehrentitel, nachdem die Territorialhoheit den Adel beschattete. Ich könnte unzählige Worte anführen, welche ein gleiches Schicksal gehabt haben, und den politischen Begebenheiten zur Controle dienen. Es ist unglaublich, wie arm unsere Sprache ist, wenn es auf den Ausdruck gewisser politischer Verfassungen ankömmt. Der Freeholder ist der höchste Grad, den wir ausdrücken können. Den Quiritem, den Wehr, d. i. den Proprietarium *originarium* liberum, kennen wir nicht mehr, und können ihn nicht mehr nennen. Jeder Landmann, wenn er auch Freeholder ist, heißt ein Bauer, cultor. Der Adel hat Männer, Leute, lauter Worte, die spät in einer von der Herrschaft schon bedeckten Verfassung geboren sind; und die Römer, um das Dominium

---

*) Eine Aufgabe der berlinischen Academie der Wissenschaften, wobei Michaelis in Göttingen den Preis erhielt. N.

zu definiren, mußten sagen: est id, quod civis *romanus* etc. possidet. Damals war ihre Sprache schon gesunken. Das Eigenthum ist blos Patrimonium *Quiritis*; und in keiner Monarchie ist in dem alten Verstande ein Dominium alicujus privati, weil der Kopf des Besitzers nicht mehr das caput Quiritis ist. Die Römer verloren den Begriff des Quiritis, und es verwandelte sich Alles in Cives, so wie sie nach und nach ihren statum originarium verloren. Eben so hat die deutsche Sprache alle die Worte eingebüßt, welche wir nöthig haben, um die Geschichte der Sachsen vor Carln dem Großen verständlich zu machen *). Doch ich schweife aus. Ich wollte nur sagen, daß ich Jemanden wünschte, der die Sprache so studirte, wie Winckelmann die Antiken, und daß es vielleicht der Gedanke unsers seligen Freundes gewesen, sich dieses in der Geschichte zu Nutze zu machen.

Was ich von seinen kleinen Schriften habe und von Rinteln auftreiben kann, will ich überschicken; ingleichen wo möglich die versprochene Recension vom Nationalgeist. Doch kann ich nichts versprechen, weil ich beinahe mein ganzes Lesen daran geben muß, da ich mich als ein williger Gaul ohne Noth in Arbeiten verwickeln lasse, die ich zum Henker werfen sollte.

---

*) Diese lehrreichen und treffenden Ideen hat Möser zum Theil nachher in der Vorrede zum ersten Theil der Osnabrückschen Geschichte und an andern Orten seiner Schriften mehr entwickelt.
N.

6.

Osnabrück, den 30. Sept. 1767.

— Ich war Willens, das Versprochene sogleich zu überschicken. Allein die unendlichen Zerstreuungen, worin ich mich Amtshalber befinde, haben mich von einer Zeit zur andern aufgehalten, und die Messe tritt schon wieder ein, ohne daß ich fast zu mir gekommen bin. Ich sende jedoch endlich die Recension vom Deutschen Nationalgeist hiebei, und habe zugleich ein anderes Stück, welches der Pendant zum Nationalgeist ist, beurtheilt *). In dieser Beurtheilung sind einige starke Züge, welche à costi anstößig sein könnten, mit eingeflossen. Doch habe ich ihnen am Ende ein Correctiv beigefügt.

Moses Mendelsohns Phädon wird den Beifall mächtiger **) Leser gewiß erhalten; aber auch von manchem gemeinen Leser mehr bewundert als begriffen werden.

Das Denkmal, welches Sie unserm gemeinschaftlichen Freunde ***) gestiftet, hat mir ein wahres Vergnügen gemacht, und ich finde die Treue und Simplicität, womit es gefaßt ist, besser als die prächtigste Lobrede. Er ist in der Jugend gestorben, und sein Leben war nicht reich genug an Stoffe zu einem stärkern Werke. Ich habe immer eine ganz außerordentliche Idee von demjenigen, was er geleistet haben würde, wenn ihm der Himmel das Leben gegönnet

*) Man s. B. 9. S. 240 folgg.

**) Möser gebrauchte im familiären Stil das Wort mächtig auf ungewöhnliche Weise, wie man schon in diesem Briefwechsel gesehn haben wird. Von Dingen, statt groß, ausgedehnt; von Menschen, statt einsichtsvoll, denkend, vermögend die richtigen Begriffe zu fassen. N.

***) Abbt. N.

hätte. Bei einem Menschen von seinen Jahren habe ich nie das reife und scharfe Urtheil gefunden, das er besaß.

Ich lege meine Anzeige von dem Tode des Herrn von Bar hiebei *). Acht Tage vor seinem Tode besuchte ich ihn noch **), und war höchst traurig darüber, daß er noch zuletzt sein Gedächtniß und vielleicht seinen Verstand verlieren würde. Zwei Jahre vor seinem Ende erbte er seiner Brüder Güter im Hildesheimischen; aber ohne das Vermögen zu haben, der Welt noch zu genießen. Es kostete ihm Mühe, ein Glas Wein herunter zu bringen.

7.

Osnabrück, den 3. Nov. 1773.

Ew. werden mir gütigst verzeihen, daß ich die glückliche Ankunft des guten Sebaldus nicht eher gemeldet, und zugleich meinen Dank dafür abgestattet habe; der Verlust eines einzigen hoffnungsvollen Sohnes, welchen ich damals in Göttingen an den Masern verlor, hat mich lange ganz unmuthig gemacht; und meine vielfältigen Berufsgeschäfte, welche mir, so lange ich nur eine fröhliche Morgenstunde hatte, Spielwerk waren, verwandelten sich in solche unbequeme Bürden, daß ich sie auf keiner Schulter zur Tracht bekommen konnte. Allmälig fange ich an sie wieder herumzuschwenken; und so hoffe ich noch nicht ganz alt und

---

*) Nämlich des Verfassers der bekannten Epitres diverses, eines vertrauten Freundes Mösers. Die kleine Nachricht ist abgedruckt in der Allg. D. Bibl. VI, 2. S. 324. N.

**) Er starb auf seinem Gute Barenau, unweit Osnabrück. N.

mürbe zu werden. Der gute Sebaldus hat inzwischen seine Sache vor allen kritischen Tribunalen rechtskräftig gewonnen, und ich kann ihm nur noch meinen aufrichtigen Glückwunsch zujauchzen. In der That scheint er mir auch das rechte weise Maß getroffen zu haben, und ich erinnere mich keiner Schrift, worin das Komische so unterrichtend und zweckmäßig ist wie in dieser, besonders wenn die Episode im letztern Buche, welche jetzt noch etwas willkürlich zu sein scheint, zu einer nöthigen Maschine im künftigen Theile gemacht wird. Der Verfasser hat zwar in der Vorrede protestirt, daß er keine epische Geschichte liefere; aber die Verbindung aller Figuren zu einem Hauptzweck bleibt doch immer eine Hauptsache in jedem Gemälde.

Da ich für meine Freunde ein offnes Haus halte, so ist Abbt oft einige Wochen bei mir gewesen. Ich habe meine Einrichtung aber so, daß meine Freunde bei mir so wie im Wirthshause sind, und sie Besuche geben oder annehmen und überhaupt thun können, was sie wollen, ohne daß ich schuldig bin, die Honneurs zu machen. Ich kann also selbst nicht wissen, welche Arten von Verbindungen Abbt hier vielleicht noch sonst gehabt hat.

Von den beiden anliegenden Exemplaren *) bitte ich eins Herrn Moses Mendelssohn zukommen zu lassen, ohne ihn auf die Spur zu bringen, woher es kommt. Eine Aeußerung von ihm in einem vertrauten Briefe an Abbt, worin er sich über gewisse Wahrheiten unserer Religion sehr scharf ausdrückte, hat ihn veranlaßt.

Es sind nur wenig Exemplare von dem Schreiben gedruckt, die ich selbst blos an einige Freunde verschickt habe.

*) Es war das Schreiben an Herrn Aaron Mendez da Costa, Oberrabbiner zu Utrecht. N.

8.

Osnabrück, den 2. April 1774.

Ich bin Willens, einige kurze Aufsätze, welche seit einigen Jahren in den hiesigen und benachbarten Intelligenzblättern abgedruckt sind, insgesammt die politische Moral und die Polizei betreffen und mehrentheils ihren eigenen komischen Ton haben, unter dem Titel von Patriotischen Phantasien sammeln und abdrucken zu lassen, und halte mich verpflichtet, solche Ihnen vor Andern zum Verlag anzubieten. —

9.

Osnabrück, den 24. August 1774.

Hiebei erfolgt, was ich zum ersten Theil der Patriotischen Phantasien bestimmt habe. Meine Tochter hat es ausgesucht, und mit einer Vorrede begleitet. Ich habe es lediglich auf sie ankommen lassen, dasjenige auszumustern, was zu lokal war, oder zu sehr in die hiesige Verfassung einschlug. Da mir die Sachen oft zu mannigfaltig werden, so unterscheide ich zuweilen nicht fein genug, und überlasse Ew. die Vollmacht, wegzustreichen*), was Ihnen nicht ansteht. Eigensinnig und ruhmsüchtig bin ich nicht.

Da ich nur immer so à baton rompu arbeiten kann, so geht die Fortsetzung meiner Geschichte etwas langsam. Hätte ich den Codicem diplomaticum nur erst abgedruckt, so würde es geschwinder gehen. Ich darf aber mit diesem, um einige katholische Domherren, die mir unter der Hand

*) Dieser Erlaubniß mich zu bedienen, habe ich wahrlich keine Ursache gefunden. N.

gedienet haben, nicht bloß zu stellen, noch nicht an's Licht treten. Also noch ein Bischen Zeit und Geduld, — und vielleicht sterben wir unterdessen.

Die Judenbekehrung ist meine Absicht nicht. Es ist dieses nur eine Wendung*), um zu zeigen, wie die christliche Religion eine Folge der jüdischen Theorie sein könne.... Sie haben mich also nicht von der rechten Seite angesehen.

Mehreres will ich heute nicht hinzusetzen, da ich eilig bin. Vale, qui valere dignus es!

10.

Osnabrück, den 14. Nov. 1774.

Ew. übersende hiebei den zweiten Theil der Patriotischen Phantasien, womit das Werk für diesmal geschlossen werden soll. Der Druck des ersten Theils hätte wohl etwas besser sein können**); indessen ist er doch wenigstens ziemlich correct, obwohl in manchen mir anhängenden Sprachschnitzern nicht, wie ich wünschte, verbessert.

Den Verfasser der natürlichen Tochter, eines Lustspiels, welches bei Perrenon zu Münster gedruckt ist, empfehle ich Inhalts der Anlage zur geneigten Beurtheilung. Es ist ein junger katholischer Rechtsgelehrter***), der wirklich, als eine gefüllte Rose auf einem wilden Stocke,

*) In dem Schreiben an den Oberrabiner. N.

**) Die erste Ausgabe war durch einen Fehler des auswärtigen Buchdruckers auf schlechtem Papiere gedruckt. N.

***) Der nachher rühmlich bekannt gewordene Hr. Sprickmann. Die kurze Recension steht in der Allg. Deutschen Bibliothek, XXXIII, 2. S. 543. N.

ein gerechtes Lob verdient, und dem es an seiner Beförderung in Münster, wo er bei der neuen Academie angesetzt werden soll, sehr schaden könnte, wenn er auf eine unbescheidene Art critisirt würde. Sein Stück hat wirklich Vorzüge, ob es gleich ein Bischen sehr lang und etwas langweilig gerathen ist.

Das Uebrige, was ich zu sagen habe, so wie eine kleine Vorrede zum zweiten Theil von meiner Tochter, wird mit meinem Bildnisse nachfolgen.

11.

Osnabrück, den 20. Febr. 1775.

Die Freuden des jungen Werthers haben hier, wie überall, einen lauten Beifall gefunden, und ich wünsche, daß solche der neuen Ausgabe der Leiden, welche veranstaltet wird, beigefügt werden mögen, um die Schwachen zu stärken. Ich hänge mich nicht!

Wo bleiben Sie aber mit Ihrem Sebaldus? Man will hier wissen, daß der andere Theil von den dortigen Censoren verworfen worden*), weil er zum Indifferentismus führen sollte. Dieses scheint mir aber nicht wahrscheinlich, wenn es auch wahr sein sollte.

Die verlangte Abbildung von mir kommt hiebei, so gut und schlecht, wie sie hier zu machen gewesen. Daß ich sechs Fuß neun Zoll rheinländisches Maß halte, ist nicht nöthig dabei zu bemerken, aber wohl dieses: Geb. den 14. Dec.

---

*) Das ist nicht geschehen. Wohl gab es aber Geistliche in Berlin, welche es zur Gewissenssache machten, dieses Buch nicht zu befördern. N.

1720, gemalt 1774. Von Gestorben wollen wir bei dieser Ausgabe noch nichts erwähnen. Ich denke es bis zu Ende dieses Jahrhunderts zu verschieben.

Das Stück vom Herkommen*) erfolgt hiebei, mit einigen Noten, die mir zu dessen Aufklärung nöthig geschienen. Sie können davon, und überhaupt von Allem verwerfen, was Ihnen nicht gefällt. Ich appellire von Ihrem Urtheil nicht, und erkenne mich nur für einen Laien in dem Orden der schönen Geister. Meine Bestimmung hat mir nicht zugelassen, die Probejahre auszuhalten, welche zur Aufnahme in irgend eine gelehrte oder schöne Gesellschaft erfordert werden. Allein es muß auch nur Ihr Urtheil sein, und Sie müssen es nicht machen, wie Artaxerxes beim Metastasio:

> **Perchè amicizia in giudice è colpa,**
> **Ad Artabano il giudicio ho commesso.**

Der allerhöchste Beifall, dessen Sie erwähnen, ist mir nicht gleichgültig**). Ich habe immer gewünscht, nützliche Wahrheiten, die mir von der Erfahrung aus dem täglichen Leben an die Hand gegeben wurden, auf eine eindringende Art zu predigen; und zu dieser Absicht ist mir der Beifall einer ungelehrten Person von richtigem Gefühl angenehmer als aller übrige. — Nach Sulzers Theorie ist jede Kunst dem Endzwecke untergeordnet, und die feinste Moral ist nur ein Spielwerk***), wenn sie die Faust nicht zu großen und nützlichen Arbeiten stärkt.

---

*) Man s. diesen niedlichen Aufsatz in den Patriotischen Phantasien, Bd. 2, S. 357. Möser hatte dies Stück vergessen. Es war mir durch einen Zufall zu Gesichte gekommen, und ich hatte ihn ersucht, es doch nicht wegzulassen. N.

**) Die nachher verwitwete, jetzt hochselige Königinn von Preußen las Mösers Phantasien mit Beifall, und hatte dies mich wissen lassen. N.

***) Ein Spielwerk, welches unsere tiefen theoretischen Philo-

— Das Glossarium von Ihre hätte ich gern, weil ich eine eigene Bibliothek von etymologischen Werken, und die stärkste Neigung zu diesem Studium habe, worin ich mich doch nie in meiner völligen Größe zeigen werde, aus Furcht, in Anderer Augen eben so klein zu werden, als ich in meinen eigenen bin, wenn ich es am besten gemacht habe.

12.

Osnabrück, den 10. Dec. 1775.

Alles, was Ew. mir zu übersenden die Güte gehabt haben, ist, so weit ich urtheilen kann, richtig überkommen. Ich habe aber bis dahin den Empfang nicht angezeigt, weil ich einen großen Vorsatz hatte, viel zu schreiben, und nie die Zeit gewinnen konnte, ein so wichtiges Werk auszuführen. Nun aber, da ich durch Ew. Schreiben vom 2ten dieses gezwungen bin etwas zu antworten, kann ich Gott Lob mit leichtem Herzen anzeigen, daß ich mit dem Druck meiner Phantasien so halb und halb (denn der Corrector hat wirklich so ein Bischen überzwerch gesehen, und S. 41*) einen rechten pot pourri gemacht) zufrieden bin, meine Frau aber den Kupferstich gar nicht für den Abdruck ihres Mannes

sophen seit einiger Zeit fast ein wenig zu fein und zu arg treiben. Man s. auch in den Phantasien, Theil 2, in dem 69. Stücke, was Möser von der Wirkung und practischen Brauchbarkeit der theoretischen Philosophie hielt. Deßgleichen sagt er im 1sten Bande, in einer Abhandlung vom moralischen Gesichtspunkte, sehr treffend: „Die Leute, welche von der Falschheit der menschlichen Tu„genden schreiben, wollen immer Fümet ohne Fäulung, und Blitze „haben, die nicht zünden.“ N.

*) In der zweiten Auflage sind die Fehler verbessert. N.

erkennen will*). Ich kann aber dem Einen so wenig wie dem Andern abhelfen; und so ist es bei mir ein ewiges Gesetz, was mir in manchem hypochondrischen Augenblick bereits probate Dienste geleistet hat, mir die Ehre der Autorschaft nicht gar zu nahe zu nehmen.

Einen dritten Theil kann ich noch nicht versprechen; ich habe lange gefühlt, daß es bei zunehmenden Jahren nicht mehr so geht wie vordem, und möchte mir nicht gern von dem Publicum die Thür weisen lassen. Daher will ich es lieber noch ein Jahr ansehen, und immittelst erwarten, ob die von Zeit zu Zeit noch fortgehenden Entwürfe für das hiesige Intelligenzblatt sich einigermaßen heben wollen. Seit einiger Zeit will mir Nichts mehr gefallen. Der Arzt giebt es auf den Nierenstein, und verordnet mir täglich ein Maß von dem guten Weine dieses Namens; ich aber auf das tacitis senescimus annis.

Das deutsche Publicum ärgert mich zuweilen von Herzen. Die Leiden und Freuden des jungen Werthers ließen der Kunst des Herrn Goethe Gerechtigkeit widerfahren, und riefen nur eine Wahrheit etwas laut aus, die Herr Goethe selbst nicht verkennet, und die man bei dem Geräusche, welches sein Werk machte, vergessen konnte. Einen solchen Gegner würde ich für meinen besten Freund gehalten, und die Leiden und Freuden als einen Beifall für mein täuschendes Kunstwerk aufgenommen haben ..... Und siehe da! man nimmt es im Ernst übel!

*) Der Kupferstich vor dem XXIII. Bande der Allg. D. Bibliothek ist gemeint. Doch ist dieser noch ähnlicher als der vor der neuen Ausgabe der Phantasien. Herr Gottlob hat den trefflichen Möser verschönern wollen, hatte ihn so roth und weiß gemacht, hatte jede bedeutungsvolle Runzel und Ecke abgestrichen, hatte ihn so rund und unbedeutend gemalt, daß von Möser nichts im Bilde war. Der Kupferstecher machte das Gesicht auch fein rund und flach.
N.

Das verlangte Ding erfolgt hiebei*). Wenn der Herr Minister sich etwas Neues dabei vorstellt, so irret er sich. Dieses ist noch in der Arbeit, und kömmt — nie zu Stande.

Eine ordentliche Antwort auf alles Uebrige bleibe ich noch schuldig; ita testor.

13.

Osnabrück, den 20. Juni 1776.

Es hat mich recht gefreuet, daß Ew. sich noch vorm Tode bekehrt, und im dritten Theile des Nothankers das Aergerniß weggenommen haben, worüber alle Rechtgläubige so sehr aufgebracht waren. So fällt man in der Welt, wie im Roman, zuletzt den Orthodoxen in die Hände. Ein paar Episoden mehr hätten das Werk noch wohl ein Bischen verlängern können; aber es scheint, die Braut war endlich des Tanzens müde, und wollte nun auch einmal — ausruhen.

Was sagen Sie aber dazu, daß die Altonaer Zeitung den Martin Dickius, bei welchem ich wider meinen Willen die Gevatterstelle habe übernehmen müssen**), dem ehrlichen Sebaldus zum Compagnon gegeben hat? Hier müßte man wohl ausrufen: Quo, quo, scelesti?

Einen dritten Theil zu den Phantasien kann ich Ihnen

---

*) Vermuthlich ein Aufsatz über die Concursprocesse, der hernach im III. Bande der Phantasien gedruckt ward. Der damalige Justizminister und nachherige Großkanzler, Herr von Fürst, der gehört hatte, daß Möser etwas darüber geschrieben habe, ersuchte mich, es ihm zu verschaffen. N.

**) Dies Buch war Mösern zugeeignet, aber ohne dessen Wissen und Willen, wie der Verfasser selbst in der Zueignungsschrift sagt. N.

noch zur Zeit nicht liefern; vielleicht geschieht es übers Jahr, wenn ich meinem allmälig vertrocknenden Humor noch so viel entreißen kann. Aufsätze dieser Art erfordern ihren eignen Augenblick; fehlt dieser, so wird Alles steif und lahm, und man wird Pédagogue ohne Beruf.

Wenn Sie den ersten Theil wieder auflegen wollen, so wünschte ich, daß die Westphalisme[illegible]ren man mich vermuthlich beschuldigen wird, ausgemärzt werden könnten. Da ich in meinem Leben lauter juristisches Zeug geschrieben, nie ein Compendium der schönen Wissenschaften gelesen habe, und in denselben nur so ein Bischen naturalisire, wie die ausgelernten Fechter sprechen, so besorge ich immer, von dieser Seite den Rechtschreibern anstößig zu sein.

Eine Stelle, welche die Eroberung von Lissabon durch die Hanseatische Compagnie erzählt, habe ich ganz weggestrichen. Zu derselben hatte mich Herr Willebrand in seiner Hanseatischen Chronik verführt, und ich hütete mich nicht davor, daß der Herr Verfasser das, was er S. 9 davon erzählt, in einer Anmerkung hinter der Vorrede p. 1 zurückgenommen oder bezweifelt hat. Allenfalls müßte eine Note:

S. Willebrands hansische Chronik, S. 9, jedoch verglichen mit der Anzeige irriger Stellen, S. 1.

darunter gesetzt werden, damit mich nicht ein Criticaster deßfalls einer Uebereilung beschuldige.

Ich bin, wie der weise Junker, hasta la muerte . . .

N. S. Ein alter musikalischer Junker, der vor zwanzig Jahren seinen Organistendienst aufgeben mußte, weil er nicht orthodox war, und sich seitdem vom Klaviermachen ernährt, plagt mich, die Anschlüsse beizufügen.

14.

Osnabrück, den 1. Juli 1776.

Ew. werden mein Schreiben vom 20. Juni vermuthlich erhalten haben; ich beziehe mich also darauf, und versichere nochmals, daß [illegible] einem dritten Theile kein Vorrath sei. Wenn ich es [illegible] Genaueste zähle, so sind etwa zwanzig Stücke vorhanden, die ich entweder dem ersten Theile, der doch etwas schwächer ist als der andere, hinzufügen könnte, oder etwa in der Zeit eines Jahres so vermehren müßte, daß daraus ein Band erwachsen könnte. Das letztere hängt von günstigen Augenblicken ab, die sich nicht erzwingen lassen; und wenn Sie wüßten, in wie vielen Küchen ich unter einander kochen muß, und was es für Arbeit fordere, wenn man in einem kleinen Staat maître Jacques *) ist, so würden Sie nichts mehr von mir fordern.

Meiner Einleitung zur Osnabrückschen Geschichte würde ich lieber einige Zeit schenken. Ich habe von Anfang die Absicht gehabt, solche blos als Manuscript abdrucken zu lassen, und das Urtheil würdiger Männer darüber einzuholen, sodann aber erst eine förmliche Ausgabe davon zu zu geben. Da ich aber zweihundert Exemplare davon abziehen lassen, so ist sie weiter gekommen, als ich anfangs wünschte, und nun dermaßen rar, daß letzthin 42 Commissionen auf ein Exemplar, das sich in der Richterschen Buchhandlung in Hannover, welche distrahirt ward, gefunden hatte, eingelaufen sind. Dieses liegt mir am Herzen, und ich möchte gern vor meinem Ende das Angefangene zu Stande bringen, zumal da der Bischof mit der Zeit von der Verfassung des Landes, welches er regieren soll, unterrichtet wer-

---

*) Anspielung auf den Maître Jacques beim Moliere (im Avare), der Koch und Kutscher zugleich war. N.

den muß. Dieses hält mich vom Phantasiren zurück, und belastet die freudige Einbildung zu sehr, um sich nach ihrem Muthwillen zu beschäftigen. Haben Sie doch selbst Ihren Nothanker im dritten Akt zur Ruhe gebracht, da er doch gar wohl bis zum fünften hätte figuriren können.

Leben Sie wohl!

15.

Nicolai an Möser.

Leipzig, den 15. Oktober 1776.

Gestern erhalte ich Ew. Schreiben mit dem corrigirten ersten Theile Ihrer Phantasien. Ich ersehe daraus, daß Sie zu dem dritten Theile nur etwa zwanzig Stücke vorräthig haben. Ich will Sie auch nicht übereilen; vielmehr will ich Ihnen der glücklichen Augenblicke, die zu Phantasien nöthig sind, recht viele wünschen.

Indeß will ich auch lieber den neuen Abdruck des ersten Theils lassen, bis auch der dritte fertig werden kann; denn ich wollte die neue Ausgabe zusammen drucken, und nur von der alten die Theile einzeln geben.

Ich wollte deßhalb nicht gern (nach Ihrem Vorschlage) die vorräthigen Stücke der neuen Auflage des ersten Theils beifügen, weil sonst die Besitzer des ersten Theils diese Vermehrung entweder nicht haben würden, oder denselben noch einmal kaufen müßten. Ich halte also am besten, diese Vermehrungen zu einem dritten Theile aufzubehalten. Wenn Sie die Osnabrückschen Nachrichten recht durchsehen, so wird sich vielleicht noch Manches finden, das eines neuen Abdrucks würdig ist. Sie hätten im zweiten Theile auch

an die allerliebste Erzählung: das Herkommen, nicht gedacht, wenn ich Sie daran nicht erinnert hätte. Rechnen Sie nur darauf, daß Ihre Aufsätze deßhalb nicht uninteressant werden, weil sie local für Osnabrück sind. Die Art, wie Sie diese localen Objecte behandeln, macht sie interessant für Jedermann.

Ich glaube, es wird nützlich sein, bei dem dritten Theile ein Sachregister über das ganze Werk zu machen. Die Mannigfaltigkeit der Materien erfordert es. Wissen Sie etwa Jemand, dem Sie es aufzutragen für gut fänden, so könnte es vielleicht vom ersten und zweiten Theile mit Muße gemacht werden. Denn die neue Edition soll ungefähr Seite auf Seite kommen, nur sauberer gedruckt und ausgeziert erscheinen.

Dazu soll denn auch Ihr Bildniß umgestochen werden. Hier findet sich aber eine Schwierigkeit. Die guten Kupferstecher finden das Bild zu hart gemalt, und glauben nicht, daß sie danach etwas Gutes machen könnten. Nun wäre die Frage: ob wohl noch ein besseres Gemälde vorhanden wäre, und wenn dies nicht: ob etwa noch eine Zeichnung nach der Natur gemacht werden könnte? Ich überlasse Ihnen, ob es nicht malerischer aussehen würde, sich in einer Mütze zeichnen zu lassen — in dem Augenblicke, in welchem Ihnen etwa die Phantasie von der Spinnstube oder von der allerliebsten Braut gekommen ist. — Denn ich meine, zu solchen Phantasien muß man recht gemächlich sein, ohne eine wohlfrisirte Perücke aufzusetzen. Ich bitte mir hierüber Ihre Antwort auch aus.

Die Hoffnung, Ihre Osnabrücksche Geschichte vollendet zu sehen, ist mir äußerst angenehm. Es ist schwerlich so leicht ein anderes historisches Buch zu finden, das dem Kenner und dem Liebhaber gleich interessant ist.

Ich sende Ihnen hiebei einen Almanach von Volksliedern, von welchem die Vorrede von mir, die Lieder

aber alle ächte Handwerksburschen- und Pöbellieder sind. Meine Absicht ist, unsern seinwollenden Genies, die allerlei Unfug treiben, einen kleinen Zwick in die Ohren zu geben, dabei aber doch auch solche Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, die wahre Naivität haben. Könnten Sie mir dazu einige aus den osnabrückschen und andern westphälischen Gegenden schaffen? Ich dächte, es müßte da schöne Spinnstubenlieder geben. —

16.

(Erhalten den 9. Juni 1777.)

Ihre beiden letztern Briefe habe ich unbeantwortet gelassen, weil ich es mit guten Freunden so genau nicht nehme, und zu Ihnen das Vertrauen hege, daß ich Sie auch wohl in der Nachtmütze, die Sie mir in effigie aufsetzen wollen, empfangen dürfte. Jetzt aber, da sich unsre Kaufleute, welche nach Leipzig wollen, bei mir melden, mag ich Ihnen ferner nicht verhalten, daß wir hier keinen Maler besitzen, von dem ich mich zur Schau stellen lassen dürfte. Der vorige *) war ein Michel Angelo della Scopa, und der künftige wird gewiß nicht di Buonarota sein. Also werden Sie die Hoffnung, mich in atto di Fantasia zu sehen, fahren lassen müssen; es wäre denn, daß ein gewisser Maler in Leipzig **), dessen Namen mir entfallen ist, und der sich bereits seit einem Jahre verbindlich gemacht hat, hier 20 Bildnisse für 500 Rthlr., die ihm auch

---

*) Nämlich der das Bildniß malte, das vor der A. D. Bibliothek steht. N.

**) Der verstorbene Herr Gottlob. N.

versichert sind, zu malen, seinem Versprechen nachkommen sollte.

Einen dritten Band meiner Phantasien kann ich nicht weiter versprechen. Was ich jetzt mache, gefällt mir nicht, und es ist besser, ich höre auf zu schreiben, ehe Andre aufhören zu lesen.

Westphälische Volkslieder habe ich einige gesammelt, aber noch nicht die Zeit gehabt, die Melodien zu notiren, und ich wußte auch nicht, ob Sie bei Ihrem Vorsatze beharreten. Sie sollen aber erfolgen, wenn Sie es verlangen. Die Idee des neuen Almanachs war vortrefflich; ich ärgere mich immer über die Critiker, die blos nach der Scheibe schießen, da sie, um ihre Accuratesse zu bezeugen, zugleich einen Hasen erhaschen könnten. In diesem Stücke sind Sie ein dreifacher Meister.

Vale, qui valere dignus es!

Geschrieben auf der Hand vor'm Kamin, Nachts um 1 Uhr. Wer's lesen kann, ist nicht blind!

17.

Osnabrück, den 9. Juli 1777.

Es hängt lediglich von Ihnen ab, wie Sie es mit der neuen Ausgabe meiner Phantasien halten wollen; der mehrste Vortheil mag hier entscheiden, und nicht meine schriftstellerische Eitelkeit, die sich, Gott sei Dank! so ziemlich bändigen läßt. Der Maler von Leipzig, ich glaube daß er Gottlieb oder Gottlob heißt, ist bereits sei drei Monaten hier auf einem Landgute, wo er zu arbeiten hat. Anfangs wollte er um aller Welt willen nicht nach Westphalen; und nun gefällt ihm sein erster Aufenthalt so wohl, daß er nicht

weiter kommen kann. Zwölf Bildnisse, worunter das meinige mit ist, hat er für 300 Rthlr. übernommen; dabei hat er die freie Bewirthung ꝛc. Ich hoffe, er wird doch gegen den Winter wieder abreisen wollen, und auf diesen Fall kann ich mein Bildniß versprechen.

Den Rest der Phantasien sollen Sie nebst dem revidirten zweiten Theile auf Michaelis haben. Eine bessere Ordnung nach den Materien wäre freilich gut; aber wer soll sie machen? Und verführt es nicht noch Manchen, ein ernsthaftes Stück mit anzusehen, wenn es so zwischen den lustigen steht? Unsere katholischen Priester lesen die halbe Messe vor, und die halbe nach der Predigt, damit der Christ, der eine ganze Messe hören muß, die Predigt auch mit hören müsse. Denken Sie selbst: ein ganzer Theil von lauter politischen Räsonnements, die nicht aufhören und zuweilen nur Einen Gedanken wiederholen!

Ein Register wäre auch gut; dieses würde ich aber selbst machen müssen, wenn es so recht gerathen sollte; und das kostete wieder Zeit und Mühe . . . Der Codex Fridericianus hat auch kein Register. Vielleicht bedenke ich mich doch noch wohl.

Die Volkslieder kommen hiebei; sie gefallen mir aber auf dem Papier so nicht, als wenn Meister Seuberlich sie selbst singt. Nun! was nicht gefällt, kann wegbleiben *).

Mit meiner Osnabrückschen Geschichte bin ich verlegen; ich glaube nicht, daß ich etwas zu Stande bringe, wenn ich es nicht wie vorher mache, und sie bogenweise dem Druck überliefere. So wird dann ein Bogen nach dem andern fertig, und ich stehle mir meine eigene Arbeit ab. — Ich stehe bei der hiesigen Regierung, die mit zweien fremden Geheimen Räthen aus Sachsen und Hessen besetzt ist, mut-

---

*) Die plattdeutschen Lieder im zweiten Theile des Almanachs sind von Möser mitgetheilt.

terseele allein, habe also alle Resolutiones anzugeben und zu entwerfen, die sich monatlich über 50 belaufen; und das nimmt mir einen Haufen Zeit weg, ohne was ich in meinen andern Departements thun muß. Doch ist es ein Glück für mich, daß ich mich meinen Favoritarbeiten nicht überlassen kann. Bei jenen behalte ich Hunger und Durst; aber bei diesen würde ich mich in weniger Zeit um meine Gesundheit schreiben. So spricht wenigstens meine Frau; und sie hat zuweilen Recht. Die Ihrige wird vermuthlich auch so sprechen, da Sie alle Verbindungen mit dem Publicum aufopfern wollen. Was gelobt man nicht in der Angst? Die Stunde wird aber auch wieder kommen, wo Sie einen glücklichen Einfall haben werden, und ihn ohne einen und andern Freund nicht genießen können. Und dann werden auch wohl mehrere dazu gebeten, bis endlich der Verleger die ganze Welt invitirt. Das erwarte ich gewiß; und bin auch dafür mit der vollkommensten Hochachtung Ew. gehorsamster Diener.

18.

Osnabrück, den 14. Sept. 1777.

Hiebei übersende ich Ihnen, werthester Herr und Freund, den Rest meiner Phantasien, und überlasse es Ihrer Wahl, was Sie damit machen wollen. Man wird endlich steif und alt; und mich däucht oft, die Munterkeit, wodurch ich meine Vorstellungen zu heben suche, sei nicht mehr so wahr als vordem; es sei heiße Liebe in dem Munde eines Greises. Jedoch nehme ich mich so viel möglich in Acht, von Sachen zu schreiben, deren Wahrheit und Nutzbarkeit ich nicht lebhaft empfinde, um auf diese Weise meine Armuth

nicht zu verrathen. So machen es kluge Koketten; und wohl dem, der ein leicht thränendes Auge zum Ausdrucke der Freundschaft gebrauchen kann, um auch seine natürlichen Schwachheiten zu nutzen!

Mein Bildniß hat Herr Gottlob mit auf Leipzig genommen. Er wünschte, daß es dort gestochen werden möchte, von Herrn Geysern. Ich überlasse dieses Ihrem Gutbefinden.

Hrn. Ursinus hätte ich billig das hier anliegende Blatt *) mit übersenden sollen, worin ich des Minneliedes gedacht, was uns Westphälingern gehört, und bitte, es demselben mit meiner ergebensten Empfehlung gelegentlich zuzustellen. Leben Sie wohl!

19.

Osnabrück, den 24. Januar 1778.

Die mir zugesandten Bücher sind mit einander richtig eingetroffen, und mit diesen noch die ersten Bogen von der neuen Auflage meiner Phantasien, die ihr Glück noch besser in der Welt machen, als ich ihnen zugetrauet hätte. Erhebliche Druckfehler habe ich darin nicht bemerkt, außer daß im dritten Theile Seite 20. Zeile 9. anstatt Arabelle von Ihnen, entweder Arabelle von *** Ihnen geschrieben, oder das von ganz wegbleiben muß.

Von der Recension in der A. D. B. **) sage ich nichts,

*) Mösers zwei Briefe an Herrn G. R. Ursinus stehen in dieser Sammlung. Das hier erwähnte Blatt ist nachher gedruckt worden in den Patriotischen Phantasien. III. Theil. Nr. 55. N.

**) Allg. Deutsche Bibliothek, XXXIII, 1. S. 3.

weil sie zu viel Gutes von mir sagt; und der Herr Recensent hat mir in dem einzigen Stück wahre Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich eine gute Erinnerung mit Dank annehme. Diese bewegt mich aber doch, eine Erinnerung an das Publicum zu machen, welche ich hiebei schließe, und welche zur Vorrede vor dem dritten Theil dienen kann.

Ich möchte nicht gern in dem Verdacht sein, daß ich das pro und contra über viele Gegenstände hie und da mit bloßem Muthwillen behauptet hätte. Sehr wichtige Localgründe haben mich dazu genöthigt; und ich würde gewiß dem Leibeigenthum einen offenbaren Krieg angekündigt haben; wenn nicht das hiesige Ministerium und die ganze Landschaft aus lauter Gutsherren bestände, deren Liebe und Vertrauen ich nicht verscherzen kann, ohne allen guten Anstalten zu schaden. Und Gott sei Dank, ich habe mir mit meinem Vortrage nie einen Feind gemacht, und Manches durchgesetzt, was Andern unmöglich schien. Sehr viele Stücke in den Phantasien könnte ich mit den darauf erlassenen Landesordnungen belegen, oder durch die danach gemachten Einrichtungen erläutern; aber dieses würde zu weitläuftig geworden sein. Eine sehr kitzliche Sache war es immer für mich, wenn ich entweder den Präsidenten meines Collegiums, oder den Herrn Landmarschall, deren Rollen der Localleser kannte, öffentlich zur Schau stellte, und über Sachen, worüber ich in den Collegien vortrug, meine Meinung in's Publicum schrieb. Hiezu gehört eine eigene Behutsamkeit; und hieran hat der Herr Recensent nicht gedacht. Zur Stelle wußte man meine wahre Meinung recht gut; und Diejenigen, die ich zum Besten hatte, lachten mit mir, ohne böse zu werden, weil sie wußten, daß ich es gut meinte.

Sollte der dritte Theil nicht stark genug werden, so lege ich noch einige Stücke zur Ausfüllung bei, insofern sie Ihnen dazu gut genug scheinen. Sonst können Sie solche nur unter die Bank werfen.

Von der mir gegebenen Erlaubniß, noch mehrere Bücher fordern zu mögen, werde ich ein andermal Gebrauch machen. Melden Sie mir aber, wie weit ich nach dem gewöhnlichen Curse gehen darf. Geizig bin ich nicht; auch sind die Phantasien wahrlich nicht in der Absicht geschrieben, um damit Geld zu verdienen. Aber die Beruhigung, daß ich nichts schuldig bin, gehört mit zu meinem Vergnügen. Verfahren Sie hier wie ein Engländer, der seinem Freunde keine Guinee borgt, ohne einen Wechsel auf Summe und Zeit von ihm zu nehmen, und dieses mit dem Nationalzusatze: Business will be done in a regular way.

Man sagt hier, Sie wären der Verfasser von dem Lustspiele Lavater*); ich habe es noch nicht gelesen. Wo ist denn der Volksalmanach geblieben? Leben Sie wohl!

20.

Osnabrück, den 16. August 1778.

Werthgeschätzter Freund! Es ist zu seiner Zeit Alles richtig eingegangen, was Sie mir zugeschickt haben, und die Hoffnung, die ich hatte, Ihnen etwas Gewissers wegen meiner Osnabrückschen Geschichte zu melden, hat meine Antwort, wie eine Danksagung für alle Beweise Ihrer Freundschaft, aufgehalten. Jetzt aber, da mir mein Arzt das Arbeiten verboten, weil ich mich bei der Hitze etwas zu sehr übernommen hatte, kann ich Ihnen mit Zuverläßigkeit melden, daß diesen Winter noch nichts daraus werden kann. Sie sehen aus dem Anschlusse, daß ich wirklich mit der

*) Ich habe ein Lustspiel unter diesem Titel, so viel ich mich erinnern kann, nie gesehen. N.

Fortsetzung beschäftigt bin, und, um den Druckfehlern so viel möglich vorzubeugen, solche als Manuscript erst abdrucken lasse. Es sind also nicht ganz leere Hoffnungen, die ich gebe; und da ich mit den mir angebotenen Bedingungen vollkommen zufrieden bin, so wird nichts als der Mangel an Gesundheit mich abhalten, den ersten Versuch, wovon ich hier, weil ich mir au pied de la lettre meine Arbeit stehlen muß, nur 200 Exemplare auf meine Kosten abdrucken lassen, mit einer Fortsetzung bis auf den Untergang des Großherzogthums Sachsen unter Heinrich dem Löwen von neuem auflegen zu lassen. Allein ob demnächst noch weiter etwas erfolgen werde, dieses kann ich auf dem Faulbette, worauf ich dieses schreibe, nicht versichern, und noch weniger versprechen. Gegen die nächste Messe will ich Ihnen bestimmter schreiben.

Zu Pyrmont, wohin ich, um mich zu zerstreuen, eine Ausflucht unternommen, habe ich die beiden Herren von Stosch aus Berlin kennen lernen *), die mir mehr als alle unsere Genies gefallen haben. So ein Paar Männer möchte ich hier haben, und ich wollte gern auf alle übrigen Verzicht thun.

Ist der Herr Nicolai **), dessen Gedichte Sie mir überschickt haben, ein Verwandter von Ihnen? Seine Sachen haben mir überaus wohl gefallen. Man sieht doch endlich einmal wieder wahre schöne Empfindungen und einen gesunden dichterischen Ausdruck. Eine ganze Weile habe ich

*) Es war der Königliche Leibarzt Herr G. R. Muzell, und dessen Bruder Herr Muzell-Stosch, der Freund Winckelmanns (dessen Briefe an ihn zu Berlin 1781, 8. gedruckt worden). Der letzte hatte von seiner Mutter Bruder, dem berühmten Herrn von Stosch in Florenz, der ihn zum Erben einsetzte, den Namen Stosch angenommen. N.

**) Der jetzige Russ. Kaiserl. Staatsrath, Hr. von Nicolai. N.

mich sonst über meinen eigenen Geschmack geärgert, der dasjenige nicht schön finden wollte, was Jedermann doch so laut lobte. Ich fing an zu reimen, als Günther unser Held war, und glaubte, ich wäre in der Wiege verdorben. Aber die Gedichte des Herrn Nicolai haben mich wieder beruhigt.

Meister Seuberlich wird sich nun auch wohl empfehlen, wenn er nicht noch einige erhebliche Entdeckungen macht. Aber können Sie alt werden, ohne zu schreiben? Mich dünkt, das Schreiben ist eine Krankheit, die mit den Jahren zunimmt, und nicht eher nachläßt, als bis man stirbt. Es geht damit wie mit den Weibern; im Alter hat man sie am nöthigsten, und oft noch am liebsten, wenn einen Alles verläßt, und ein gutes Weib unsre Plagen theilt. — Die Meinige bringt mir eins vom Besten, und will nun auch, daß ich nicht mehr schreiben soll. Also leben Sie wohl!

21.

Osnabrück, den 14. December 1778.

Die Beschreibung von Berlin hat Ihnen, liebster Freund, gewiß mehr Stunden gekostet, als der Leser, der sie in seinem Lehnstuhle lieset, zählen und glauben wird; und ich danke Ihnen von Herzen für das mir zugeschickte Exemplar.

Die Fortsetzung meiner (Osnabrückschen) Geschichte erfolgt hiebei, zu Ihrer Erbauung; aber noch nicht zum Druck. Ich habe sowohl in diesen Bogen als in der vorhergehenden Ausgabe noch Verschiedenes zu ändern. Besonders habe ich noch hie und da zu sehr anticipirt. Wir Autoren sind zu eilig, und befürchten Dasjenige zu verlieren, was wir nicht gleich ganz heiß auftischen.

Am meisten befürchte ich, daß Manches, was zu ver-

altet ist, und doch zur Naturgeschichte der politischen Staatsverfassung gehört, nicht recht einleuchten werde. Die Leute werden glauben, ich plaudere zu viel von Heerbann und Dienstmannschaft; und doch giebt mir dieses allein den mächtigen, und für eine kleine Landesgeschichte nur gar zu mächtigen Faden. Ich kann mir aber nicht helfen; mit der moralischen Schnur ist es Kinderei in der Geschichte; und alle reißen ab, außer jenem nicht.

Einigermaßen beruhigt mich das Schauspiel in Amerika, welches die Verwandlung, die Deutschland erlitten hat, Jedem lebendig vormalt. Hier machen die dreizehn Provinzen den Heerbann, und die regulaire Armee die Dienstmannschaft aus. Letztere ist, wenn auch der ganze Heerbann, worunter sie doch alio respectu mit gehört, aufgeboten wird, von dem gemeinen Aufgebot entschuldigt, ungeachtet sie für Löhnung dient, und jener auf eigene Kosten marschirt. Währet der Krieg noch einige Jahre, so vermehrt sich immer die Zahl der Regulairen, die übrigens zu Hause Landwirthe wie Andre sind; und die Uebrigen sinken unter der Last der Löhnung, so wie unter der Verachtung, weil man sie, ihrer Unbrauchbarkeit wegen, nicht aufbietet. Ihre besten Leute werden Officiere, und ziehen den respectum militarem ihrem respectui heribannali sive civico vor *).

Nun frage ich Sie, ob Sie mich verstehen? und ob ich deutlich genug bin? Unser ganzes Steuer- und Fuhrwesen, Adel und Leibeigenthum, kurz Alles, was Freiheit und Eigenthum nahe und fern berührt, entwickelt sich mit diesem einzigen Faden; und ich beschreibe blos die physicalische Geschichte einer politischen Verfassung. Jede Geschichte

---

*) Mir scheint diese Vergleichung äußerst treffend und einleuchtend. Fast eben so geht es jetzt in der französischen Revolution.

N.

muß die Naturgeschichte des Originalcontracts einer Nation unter allen vorkommenden Veränderungen werden, wenn sie jemals im eigentlichen Verstande pragmatisch sein soll. Dieses ist das Resultat von unzähligen Versuchen, die ich in Gedanken darüber angestellt habe, und worüber ich mich in der Vorrede noch weiter erklären will.

Aber nun der Druck? Auf Ostern kann ich mit Durchsehung desjenigen, was bis dahin abgedruckt ist, füglich fertig werden. Aber gern hätte ich sofort noch eine Periode, bis auf den Ausgang des Großherzogthums Sachsen, dabei. Diese wird Manches deutlicher als jetzt erkennen lassen. Nur weiß ich nicht, ob ich damit zu Stande kommen werde. Im Kopfe ist sie richtig, aber auf dem Papiere kaum angefangen; und meine Kräfte nehmen ab, besonders im Sommer; daher ich nicht gewiß sagen kann, ob ich gegen Michaelis mit dieser letzten Periode fertig werde. Zu dieser Periode könnte ich einige auserlesene Urkunden mit anhängen, die bei der carolingischen abgehen, und höchstens aus 10 oder 12 Stücken, so bereits gedruckt sind, bestehen. Doch auf Ostern werde ich hievon sicherer urtheilen können. Sie sollen sodann das Eine oder Andere haben, und ich werde auch dann schon weiter als jetzt sehen können.

Meister Seuberlich *) kann mit Recht aufhören; er hat gewiß mehr Narren bekehrt, als mancher Apostel Heiden; und die Narren, die ihm nachschreien, haben ihm mehr zu danken, als sie erkennen wollen. Wehe dem armen Geschöpfe, dessen Geschmack sich von solchen Windfedern leiten läßt!

Die Berlinische Geschichte **) bin ich noch nicht genau

*) Möser meint den Almanach von Volksliedern. N.

**) Nämlich die historische Einleitung zu meiner Beschreibung von Berlin. N.

durchgegangen. Die Schrift ist mir in opere tam longo etwas zu fein. Vale!

Den 14. December 1778, da ich mein 59. Jahr antrat.

Einige andere Stücke von mir, so einigermaßen interessiren könnten, lege ich hier bei. Dem Herrn Minister von Fürst hatte das Stück in den Phantasien über den Concursproceß im 3. Thl. S. 251. gefallen, und er wünschte eine Erläuterung über den Aeußerproceß. Diesem Zwecke ist das Stück Nr. 9 und 11 gewidmet *).

22.

Osnabrück, den 20. December 1778.

Vor 8 Tagen schrieb ich Ihnen, liebster Freund, unter einem Umschlage an Herrn Büsching, dem ich eben ein großes Packet zu schicken hatte; und gleich nachher fand ich das hiebei gehende Blatt auf meinem Tische, welches vermuthlich zu demjenigen gehört, was ich Ihnen von meiner Geschichte übersandt habe.

Vor einiger Zeit habe ich ein Gutachten wegen der hiesigen Zehnten **) entworfen, und blos aus einer Induction aus einer Menge beigelegter hiesigen Urkunden gezeigt, daß keine Zehnten zu Anfange vom Felde gezogen, sondern den Leuten zu einem leidlichen Preise gelassen worden; so daß durchaus die Regel für die ursprüngliche Ablösung gefasset, und Keiner zum Zugzehnten gelassen werden müßte, als insofern er davon im Besitz gewesen zu sein erweisen

*) Abgedruckt im IV. Theile. Nr. 56. N.

**) Ein Auszug dieses Gutachtens ist im IV. Theile der Phantasien gedruckt. N.

kann. Dieses, sage ich, habe ich aus einer bloßen Kette von Factis und Datis, worüber die Urkunden beigelegt sind, und zwar, wie ich mir schmeichele, dergestalt gezeigt, daß kein ehrlicher Mann daran weiter zweifeln kann, und selbst das Reichskammergericht, wohin jenes Gutachten in einer gewissen Sache geschickt ist, seine bisher hierunter angenommene Meinung ändern wird.

Vielleicht könnte diese Abhandlung, es sei nun, daß ich ihr die Gestalt eines Gutachtens lasse, oder dasselbe noch umschmelze, im Preußischen ihr Glück machen, wo man auch darauf bedacht ist, und wenigstens immer mehr Bedacht nehmen wird, den Zehntherren Ziel zu setzen. Und andere Länder, die ein starkes Militair haben, oder wo der Landesherr gern allein dasjenige ziehen möchte, was die Unterthanen abgeben können, werden es auch gern vernehmen, daß ein solches Principium außer allem weitern Zweifel gestellt sei.

Es käme also darauf an, ob Sie dasselbe in Verlag nehmen, und, falls ich es in der Gestalt eines Gutachtens ließe, einen dortigen geschickten Mann finden könnten, der eine Vorrede dazu schriebe. Denn wenn ich nicht die Zeit habe, es umzuschmelzen, so wollte ich es nicht selbst herausgeben, sondern herausgeben lassen. Es wird zusammen so viel als einen Band der Phantasien ausmachen, vier oder fünf Bogen Text, und das Uebrige Urkunden aus dem X., XI., XII. und XIII. Jahrhundert, die noch ungedruckt sind, und worauf ich mich in der Folge meiner Geschichte ohnehin beziehen muß.

Leben Sie wohl, und schenken Sie dem Publicum auch bald wieder etwas, wobei es sich erfreuen kann.

23.

Osnabrück, den 14. April 1779.

Da sich heute einige Kaufleute bei mir gemeldet, welche morgen nach Leipzig reisen wollen, so sende ich Ihnen hiebei etwas für einen Liebhaber, was in den Laden sonst nicht gekommen ist, und auch nicht darin kommen wird *).

Mit meiner Geschichte werde ich nach Ihrem Vorschlage verfahren. Wenn mich keine Krankheit abhält, so werde ich vor Ende des Jahres fertig.

Das Gutachten, wovon ich letzthin gemeldet, habe noch nicht wieder angesehen, weil ich zu eifrig auf das Andere bin. Requiescat usque dum.

Vale, qui valere dignus es!

24.

(Erhalten den 23. Juli 1779.)

Liebster Freund! Ueberbringer dieses, ein junger würdiger Mann **), der unter einem vielleicht wenig glänzenden Kleide viele Talente in der Mathematik verbirgt, und darauf reiset, um etwas in der Baukunst und Mechanik zu erlernen, hat mich um eine Adresse an Sie gebeten, und ich theile diese ihm um so viel lieber mit, weil ich zum voraus weiß, daß er Ihnen nicht unangenehm

*) Die Deduction des Herkommens in Ansehung der Absteuer adelicher Töchter im Stifte Osnabrück, Folio. Die sehr interessante Vorrede ist nachher im IV. Bande der Phantasien abgedruckt worden. N.

**) Herr Hollenberg. N.

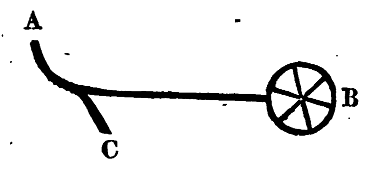
sein wird. Er ist in der Werkstätte als ein Handwerker erzogen, und von Herrn Professor Lichtenberg, wie derselbe vor einigen Jahren hier war, als ein Autodidactus in der Algebra nach Göttingen zu gehen beredet worden. Da hat er sich drei Jahre aufgehalten, und nicht allein den Unterricht, sondern auch die Freundschaft eines Kästner genossen. Ich habe ihm hierauf einiges Reisegeld von unserm Bischofe verschafft, was er nun dort noch zu verzehren gedenkt, weil er glaubt, daß Berlin ein Ort sei, wo für ihn noch Vieles zu sehen sein würde. Mehreres brauche ich Ihnen von seiner Absicht nicht zu sagen, und meine Freiheit werden Sie auf die gute Rechnung unserer Freundschaft setzen.

An meiner Geschichte arbeite ich, so viel es nur meine Zeit erlaubt; und noch darf ich hoffen, mein Versprechen zu erfüllen.

25.

Osnabrück, den 20. October 1779.

Werthester Freund! Unter dem Hakenpflug *) verstehe ich einen solchen, der noch ungekünstelt ist, und von der ersten einfältigen Erfindung zeugt. Diesen habe ich mir also vorgestellet, daß die Deutschen, ehe sie den Gebrauch des Eisens gekannt, einen umgekehrten Ast dazu genommen, als z. B.



---

*) Dies bezieht sich auf das von Möser selbst angegebene Kupfer zum 1sten Bande der Osnabrückschen Geschichte. N.

daß ein Mann den Ast in A gedrückt, und ein anderer vor B die Pferde gespannt. Hernach, wie das Eisen aufgekommen, hat man den Zapfen in C beschlagen, und zuletzt das Eisen, welches die Furche aufnimmt, hinzugesetzt. So scheint mir der Gang der Erfindung gewesen zu sein, und so verstehe ich unter einem Hakenpfluge jene erste Anlage. Eben so grub man in der ersten Periode mit hölzernen Spaden, beschlug sie in der zweiten und machte sie in der dritten ganz von Eisen. Hieraus wird Herr Meil meine Meinung leicht errathen.

Mit dem zweiten Theil meiner Geschichte bin ich ziemlich weit gekommen, so daß ich hoffen kann, ihn nach Weihnachten abzuschicken. Doch wünschte ich nicht, daß Sie ohne Ausnahme darauf rechneten, weil oft unvorhergesehene Verhinderungen den besten Vorsatz vereiteln können.

Das Gutachten, wovon ich einmal geschrieben, muß noch beruhen, und ich werde mich gegen Ostern weiter darüber erklären.

Vale, qui valere dignus es!

26.

Osnabrück, den 23. Januar 1780.

Druck und Papier der neuen Auflage der Osnabrückschen Geschichte gefallen mir recht gut; aber vor Druckfehlern bin ich sehr besorgt, besonders da, wo die Worte äußerlich richtig zu sein scheinen. So steht z. B.

p. 10. l. 7. heimlich führen anstatt heimführen;
p. 14. l. 4. von unt.: Grundword oder Weidegeld, für Grund-, Word- oder Weidegeld;

welche einem Corrector, der auf die Sache, und nicht blos auf den Buchstaben sieht, billig nicht hätten entgehen sollen.

An andern Druckfehlern, die aber ein Jeder leicht verbessern kann, als p. 10. propingui statt propinqui, p. 16. Ausmerker für Ausmärker — fehlt es auch nicht.

Ich werde diese Fehler, so wie ich die Bogen erhalte, bemerken *), um sie zu seiner Zeit hinten an drucken lassen zu können. — — —

So viel von meiner Geschichte. Ueber meine Phantasien erhalte ich die mehrsten Complimente aus Wien, und ich habe dem Kaiser selbst über einige Punkte Erläuterungen geben müssen, besonders was den Leibeigenthum betrifft. Es scheint, daß Er ihn ganz umschaffen wolle.

Nun habe ich noch eine Bitte. Man ist bei der Regierung und bei der Landschaft hieselbst gewillet, eine Kanzlei oder ein Collegienhaus zu bauen; und ich möchte hierüber gern den Rath eines dortigen Baumeisters haben. Das Detail und die Bedürfnisse dieses Hauses finden sich in dem hiebei gehenden Pro Memoria. Es kömmt also nur darauf an, daß Sie einen geschickten Mann aussuchen, welcher den Riß ausführt **). Es ist mir sehr daran gelegen, denselben noch vor Ostern, und von einem Baumeister zu haben, der sich nennen darf.

Meine Freunde haben mich an meinem 60sten Geburtstage mit beikommender Medaille beehrt, die aber in der Ausführung verunglückt ist ***).

*) Ist nachher nicht geschehen. N.

**) Ich trug die Besorgung dem jetzt verstorbenen Herrn Bauinspector Manger in Potsdam auf, der die Risse einsendete. N.

***) Ein Abdruck derselben befindet sich auf dem innern Titel der Lebensbeschreibung, S. 1. dieses Bandes. A. d. H.

27.

Osnabrück, den 19. Februar 1780.

Es thut mir leid, daß ich Ihnen wegen des Collegienhauses neue vergebliche Mühe verursachen muß. Der Mann, welcher den Situationsplan entworfen, hat sich ganz ungewöhnlicher Weise der Decimalruthen, die man sonst nur bei großen Landmessungen gebraucht, bedient.

Der Riß des Kanzlei- oder Collegienhauses ist nach hiesigen gemeinen Fußen, deren 16 auf eine Ruthe gehen, aufgetragen; und 10 Fuß auf dem Situationsplan sind jenen 16 gleich. Zu Berlin wird rheinländisches Maß üblich sein, nach welchem 12 Fuß eine Ruthe ausmachen. — Die hiesige Ruthe ist der calenbergischen bis etwa auf eine Linie gleich.

28.

Osnabrück, den 24. März 1780.

Werthester Freund! Zuerst danke ich Ihnen für die gütige Besorgung der mit heutiger Post eingelangten Risse, welche meiner Neugier zwar schon einen vergnügten Blick abgelockt, ihre nähere Prüfung aber in einer Conferenz nach der Osterwoche zu erwarten haben. Alsdann schreibe ich Ihnen weiter.

Hienächst empfangen Sie hiebei das Ende meiner Geschichte, nebst der Vorrede, daß also der zweite Theil völlig abgedruckt werden kann. Sollte auch hier ein Kupferstich nöthig sein, so würde derselbe einen Ritter im Harnisch, und die Landbauern als Sclaven vorstellen müssen *).

*) Es war nicht Mösers Ernst, daß dieser Kupferstich gestochen werden sollte, sondern es war nur sein Urtheil von der Veränderung des Landes in dieser Periode. N.

An eine Fortsetzung derselben gedenke ich noch nicht; und ich habe mir vorgesetzt, diesen Sommer nichts für mich zu arbeiten. Ob's ausgehalten werden wird, steht dahin. Man hat im Alter sein Spielwerk so nöthig wie in der Jugend, und je früher man nachgiebt, desto eher sinkt man auch. Aber die historischen Arbeiten erfordern zu viel Nachschlagen und Nachlesen. Das Phantasiren aus dem Kopfe geht besser von der Hand, und man kann es auf dem Stuhle verrichten.

29.

(Erhalten in der Ostermesse 1780 zu Leipzig.)

Werthester Freund! Dem Herrn Manger bitte ich, falls meine Antwort auf die eingeschickten Risse sich in etwas verziehen sollte, nur gelegentlich zu eröffnen, daß dieselben allhier sehr vielen Beifall gefunden, aber erst zur Approbation nach England müßten, ehe und bevor ich ihm das Weitere melden könnte. Vale!

30.

Osnabrück, den 23. April 1780.

Liebster Freund! Unter meinen längst verworfenen Papieren habe ich noch die hiebei gefundenen Bruchstücke von den Briefen unsers seligen Freundes *) aufgefunden; das

*) Abbt. Ich ersuchte Mösern darum, als ich den 4ten und die folgenden Theile von Abbts vermischten Werken durch einen Freund herausgeben ließ. N.

Uebrige ist Alles verworfen und verloren. Doch mag kein großer Schade dabei sein; denn so angreifend er war, so träge bin ich; und das giebt keine gute Correspondenz, wenigstens keine gelehrte. Ich schreibe meine Briefe mehrentheils im Stehen und auf der Hand, wenn ich von andern Arbeiten stumpf und ermüdet bin. Fremde erhalten, was ihnen gebührt, Freunde hingegen selten mehr als ein Vale; oder, wo ich mich über etwas herauslasse, mehrentheils eine halbentwickelte Idee; und das reizt sie nicht; wie denn auch unser sel. Abbt schrieb, daß die Beschleunigung meiner Antworten im umgekehrten Verhältnisse mit meiner Freundschaft stehe.

Ob Sie jene Bruchstücke mit abdrucken lassen wollen *), müssen Sie selbst wissen; die Ehre Ihres Freundes ist bei Ihnen so gut wie bei mir verwahrt; und ich habe hie und da nur etwas ausgestrichen, was lebende Männer beleidigen könnte.

Das mir zugeschickte Kupfer **) ist wohl gerathen; so ist auch der Corrector jetzt ziemlich aufmerksam. Vale!

31.

Osnabrück, den 21. October 1780.

Werthester Freund! Gewiß habe ich oft genug an den Herrn Manger gedacht, und mich schon mehrmals darüber geärgert, daß elende Streitigkeiten der Dicasterien, wovon

*) Sie sind abgedruckt in Abbts vermischten Werken, VI. Bd. S. 3 fg. N.

**) Zum 1sten Bande der Osnabrückschen Geschichte, von dem berühmten J. W. Meil. N.

das eine nicht in diese und das andere nicht in jene Etage versetzt sein will, den Bau, wozu die Gelder bereits ausgesetzt und ein großer Vorrath von Materialien angefahren ist, wider alles Vermuthen aufhalten. Allein ich habe der Sache nicht so abhelfen können, wie ich gewünscht, und muß die nächste landtägliche Versammlung, die jährlich nur einmal gehalten wird und den 8. Januar künftigen Jahres ihren Anfang nimmt, abwarten. Alsdann erst können diese Streitigkeiten zwischen den Ständen gehoben, und die weitern Resolutionen ausgefertiget werden. Bis dahin also muß ich Herrn M. bitten, mit mir Geduld zu haben.

An einen vierten Theil meiner Phantasien kann ich höchstens über's Jahr denken. Der Stücke, die ich seit dem dritten Theile geliefert habe, werden noch viel zu wenig sein, und ich erinnere mich desjenigen, was Sie aus den Braunschweigschen Anzeigen*) anführen, nicht; doch kann es von mir sein, weil ich Manches bei einem augenblicklichen Einfall schreibe, und, wann dieser vorüber ist, es ganz wieder vergesse. Es ging mir mit dem abgeschafften Herkommen, was Ihren freundschaftlichen Beifall hatte, eben so; ich hatte es für einen Freund, der sich von mir ein Süjet zu einer komischen Oper ausgebeten hatte, und darüber gestorben ist, entworfen, und ver-

*) Ich fand den höchst interessanten Aufsatz: „Ein kleiner Umstand thut oft Vieles", der nachher in den Patriotischen Phantasien, IVr Thl. abgedruckt worden, zufällig in Nr. 43. der Braunschweigschen Anzeigen von 1774, mit A. unterzeichnet. Dieser Aufsatz fiel mir so auf, daß ich mich in Braunschweig erkundigte, wer der ungenannte treffliche Kopf sei, der dieses Stück habe schreiben können? Da erfuhr ich denn, daß es aus den Osnabrückschen Anzeigen in die Mindenschen, und von da in die Braunschweigschen seinen Weg gefunden hatte; und da war leicht zu schließen, daß Möser der Verfasser sei. N.

gessen, daß ich es hatte nachher abdrucken lassen. Ich habe noch eine Menge von Aufsätzen liegen, die ich bei guter Laune angefangen habe, aber nicht zu Ende bringen kann, weil der erste Augenblick nicht wieder kommt; und ehe ich einen alten endige, fange ich zehnmal lieber einen neuen an, wofür mir das Blut wallet.

Meine Osnabrücksche Geschichte zieht mich zu sehr an sich; ich flicke noch immer an ihrer Fortsetzung, und die Zeit allein kann es entscheiden, ob ich so weit damit kommen werde, daß noch ein Band voll wird. Die neue Auflage hat mir sonst in ihrer äußern Schönheit sehr wohl gefallen; die Druckfehler sind auch erträglich, und ich kann sie beim dritten Theile anzeigen.

32.

(Erhalten den 14. Mai 1781.)

Liebster Freund! Ich habe einen schlechten Winter gehabt, und darüber außer meiner Amtsarbeit wenig beschicken können. Meine Freunde sagen, es sei Hypochondrie; und in dieser Voraussetzung bitte ich Sie, mir doch vor allen

Recherches sur la cause des affections hypochondriaques — par *Claude Revillon* — à Maçon, 8 Bogen, 8. 1779.

oder die Uebersetzung davon, welche die Ettingersche Buchhandlung in ihrer Zeitung vom 10. Januar 1781 versprochen hat, zu schicken. Die Hypochondristen wollen immer ihr Uebel geschwind los sein, und übereilen sich insgemein.

33.

Osnabrück, den 8. October 1782.

Liebster Freund! Meine Gesundheit hat sich zwar nach gebrauchtem Meinberger Bade sehr gebessert, aber doch noch nicht so, daß ich neben meiner Berufsarbeit noch etwas nach meinem Wunsche vornehmen kann. Indeß, hoffe ich, wird die Winterkälte mich noch einmal zum rüstigen Manne machen, damit ich ein und Anderes, und wenigstens einen Theil meiner Geschichte vollenden kann.

Den zweiten Theil von Ihren Tempelherren habe ich richtig erhalten, und sage Ihnen dafür den besten Dank. Jedoch ärgert es mich, daß Sie sich auf diese Art herumzanken müssen. Lieber hätte ich die darin enthaltenen Zusätze und Erläuterungen in einer andern Brühe genossen; indeß hätten Sie uns diese vielleicht gar nicht gegeben, wenn Herr H** nicht aufgetreten wäre.

Mehreres schreibe ich Ihnen heute nicht, da die Post abgeht, und ich zu lange gewartet habe. Leben Sie also wohl, und melden mir, ob Sie noch Ihre Reisebeschreibung herausgeben wollen. Gewisse Anstalten und Institute großer Herren, wovon man auch sagen kann: Multum est humanis in rebus inane, sind doch immer besser als Parforcejagden, und man schmeichelt einer solchen fürstlichen Marotte eher als einer andern Maitresse. Vale iterum!

34.

Osnabrück, den 20. Februar 1784.

Liebster Freund! Den hiebei gehenden Brief hätte ich Ihnen schon vor 6 Wochen schicken sollen. Aber wie es

denn so geht, wenn man nicht recht wohl ist — keine Lust zu schreiben hat — sich freut, sein Officium taliter qualiter thun zu können — so ein Brief bleibt wohl ein Weilchen auf'm Tisch liegen.

Nun will ich Ihnen noch sagen, daß ich den langen Winter so ziemlich überstanden, und alle Hoffnung habe, in diesem Frühjahr zu einer neuen Gesundheit zu gelangen. Meine Nervenkoliken, die mich seit zwei Jahren wenig haben schlafen, denken und genießen lassen, fangen an sich zu verlieren; und wenn diese fort sind, so denke ich noch etwas mehr als mechanische Amtsarbeiten unternehmen zu können, und noch einen Theil zu den Patriotischen Phantasien zu liefern. Aber die bösen Sammler raffen mir gleich Alles weg, was ich in das hiesige Intelligenzblatt vor Jahren geschrieben habe, und fragen mich blos, ob ich noch etwas hinzuzufügen oder zu verbessern habe; wo nicht, so würden sie drucken lassen, wie sie es hätten.

Ich hoffe, Sie befinden sich wohl, und haben nun Ihre Reisen bald geendigt. Ich denke diesen Sommer pro roborando sanitate auch eine zu unternehmen. Ob ich aber bis Berlin kommen werde, steht dahin.

Herrn Mendelssohns Jerusalem habe ich schon zweimal gelesen, und ich wüßte nicht, daß mir kürzlich ein Werk so wohl gefallen hätte als dieses. Aber seine Buchstabenmenschen*) hat er mir aus der Seele gestohlen; ich hatte auch eine lange Betrachtung darüber entworfen, und dachte sie einst mitzutheilen. Nun, fürchte ich, kommt sie zu spät, und wie der Senf nach der Mahlzeit. Leben Sie wohl, und bleiben mein Freund!

*) Man sehe die schöne Stelle in dem Jerusalem, S. 61 bis 63. N.

35.

Osnabrück, den 2. April 1785.

Liebster Freund! Ueberbringer dieses, ein junger Maler, welcher auf die Academie nach Dresden geht, wird Ihnen, wenn Sie ihn sprechen, sagen können, daß ich mich jetzt mit jedem Tage bessere, und mit diesem Frühjahre meine völlige Gesundheit wieder zu erhalten hoffe. Aber Ihr Rath, den Sie mir einst gaben, die Theile des Unterleibes alle Morgen kalt zu waschen, taugt den T.... nicht. Ich hatte dieses zu der Zeit, wie Sie mir den Rath ertheilten, bereits zwölf Jahr gethan, und mich dem Anschein nach frisch und munter dabei befunden. Denn ich schrieb ihm die schöne Erfrischung, und was ich nebenher fühlte, andern Umständen zu. Allein zuletzt setzte ich ein Mißtrauen in das Kaltbaden, unterließ es, und habe nun drei Jahre zugebracht, um die Verengung und Versteifung der Gefäße des Unterleibes, welche das kalte Baden mit der Zeit gewirkt hatte, wiederum zu heben. Dabei könnte ich Ihnen jetzt unzählige Beispiele von Solchen, die kalt gebadet und sich dadurch um ihre Gesundheit gebracht haben, anführen, wenn es zu Ihrer Ueberzeugung nöthig sein sollte. Selbst der *** nebst zweien seiner Brüder sind dadurch unglücklich gemacht worden, da die andern Kinder, welche nicht kalt gebadet haben, so munter sind wie die Lerchen. Ich schreibe dieses, um Sie selbst davor zu warnen, wenn Sie sich auch dieser heroischen Curart bedient haben, und unbehaglich befinden. Es ist wahrlich eine Anglomanie, wenn wir deutschen Kartoffelfresser den fleischfressenden und mit starken Getränken genährten Engländern hierin nachahmen; und selbst dem Engländer, der sich den Kopf alle Morgen badet, bleibt der kleinste Schnupfen auf der Brust haften, weil er nicht über

den Kopf zur Nase kommen kann, indem die Haut auf dem Kopfe durch das kalte Wasser zu sehr abgehärtet ist. — Doch es ist Niemand geschwätziger als ein Reconvalescent.

Leben Sie wohl, liebster Freund, und lassen Sie mich wissen, daß Sie sich wohl befinden.

36.

Osnabrück, den 17. December 1785.

Liebster Freund! Das Stück Nr. 49 *) ist völlig so geblieben, wie ich es 1746 entworfen, und mit dem Ministerialbefehle: „mich künftig dergleichen gefährlicher Schilderungen zu enthalten," zurück erhalten habe **). Sie werden sich davon leicht überzeugen, wenn Sie die Compagnons dazu in dem Versuche einiger Gemälde von den Sitten unserer Zeit nachschlagen. Ihnen ist es vermuthlich aufgefallen, weil man zu der Zeit in Deutschland noch wenig so schrieb. Allein ich hatte meine ersten Schulübungen nach Marivaux gemacht, meinen St. Evremont mehr als zehnmal durchgelesen, und nach französischen Mustern gearbeitet; das machte mich in der Moral zu fein und fast spitzfindig. Nachher studirte ich nach Voltairen, und gab in seiner

*) Im IVten Bande der Phantasien. N.

**) Nämlich dieser Aufsatz hatte in einem Wochenblatte: Versuch eines Gemäldes der Sitten unserer Zeit, welches M. im J 1746 zu Hannover herausgab, gedruckt werden sollen. Man sieht, wie engherzig damals die Gesinnungen in Hannover waren. Man sieht aber auch, welche Anlage zur trefflichen Schreibart M. schon damals hatte. Dieser verbotene Aufsatz ist besser als einer der im Wochenblatte abgedruckten. N.

Manier ein Schreiben über den Character Martin Luthers und seiner Reformation heraus. Allein ich merkte bald, daß seine Manier ihm allein wohl stand, und daß man seinen ganzen Geist haben müsse, um sich nach ihm zu bilden. Eine Zeitlang gefiel mir der Abbé Coyer; und zuletzt zog mich Rousseau ganz an sich. Daher kommt die Verschiedenheit meines Stils. Harlekin ist in dem gewöhnlichen Gerichtsstil geschrieben; und ein Franzose, der ihn in einem Brüsseler Journale übersetzt, und den stile du barreau nicht verstanden, hat ein ganz possirliches Ding daraus gemacht. Bei dem Allen bleibt Marivaux, ille meos habuit qui primus amores, mein alter Liebling, und ich schäme mich nicht, es zu bekennen, daß ich ihm Vieles zu danken habe. Das allgemeine Urtheil, was man insgemein von ihm fället, trifft seine Theaterstücke, aber nicht seine beiden Romane, die in meinen Schuljahren in aller Dilettanten Händen waren. Jedoch ist jetzt Rousseau der einzige unter den Franzosen, qui spectatorem oblectat. So viel hievon!

Den guten Rath, mich der Kämpfschen Klystire zu bedienen, befolge ich insofern, daß ich mir Ruhe dadurch verschaffe, wenn ich zu lange schlaflos bin *). Aber einen anhaltenden Gebrauch habe ich noch nicht davon gemacht, weil ich mir noch immer schmeichle, durch Hülfe der Natur zu genesen. Das künftige Frühjahr soll hierüber entscheiden; indem sich meiner Meinung nach gegen diese Zeit

*) Ich lasse dies und was folget abdrucken, damit man meines Freundes eigentlichen Begriff von seinen Leibesbeschwerden erkenne, weil davon auch schon etwas öffentlich erwähnt worden ist (Berlinische Monatsschrift 1794, S. 489.). Vielleicht hätte sein Leben verlängert werden können, wenn er auf diese sinnreiche und vielleicht in gewisser Betrachtung nicht ganz unwahre Theorie nur nicht allzuviel gegeben hätte. Man sehe auch den Brief Nr. 38., dessen scherzhafte Dreistigkeit wohl kein Leser verkennen wird. N.

jede Stockung in meinem Körper aufgelöset haben muß. Die Natur bedient sich hiezu, wie in allen Rheumatismen, des Weges der Abschwächung, und die Klystire stärken.

Mein Uebel besteht blos in einer Straffheit der Nerven, welche ich mir durch kaltes Baden zugezogen habe, die sich in den äußerlichen Theilen schon ganz verloren hat, und sich hoffentlich eben so nach und nach in den innerlichen verlieren wird. In dieser Absicht lasse ich alle Krämpfe ausdauern, und sehe solche als wohlthätige Bemühungen der Natur an, die zu dem großen Zwecke der Befreiung arbeiten.

Daß Sie künftiges Jahr nicht nach Pyrmont kommen wollen, hätten Sie nicht nöthig gehabt so früh zu sagen; so hätte ich doch wenigstens die Hoffnung noch eine Zeitlang behalten.

* * *

Unter Mösers Nachlasse fand sich über die Hypothese, wodurch er seine Unpäßlichkeit zu erklären suchte, Folgendes. Er hatte es vermuthlich zum Behufe einer eigenen Lebensbeschreibung aufgesetzt, in welcher er von sich in der dritten Person reden wollte.

„In seinem 50sten Jahre wählte er sich ein ganz neues „System zur Erhaltung seiner Gesundheit, welches vielleicht „einige Nachahmung verdient. Er war von Jugend auf „ein frischer, starker und gesunder Mann. Allein in sei„nem 30sten Jahre um Mitternacht, als er im eifrigsten „Schreiben war, dünkte es ihn, daß sich auf einmal eine „Menge von Blähungen, besonders im Rücken und in der „Brust, erhoben. Er wurde bald hierauf von einem Blut„speien übereilt, nachdem er drei Glas Bleichert getrun„ken und befand sich immer schwächlicher. Jedoch erhielt „er sich durch seine gute Diät, durch Brusttränke und eine

„dreijährige Enthaltung von Wein, Bier und allen hitzi-
„gen Sachen. Indeß behielt er doch immer etwas von
„der Hypochondrie, ein Drücken oberhalb des Magens
„und ein anscheinendes Fieber zu den Verdauungszeiten,
„welche des Nachts mit einem kalten Schweiße und einer
„anhaltenden Schlaflosigkeit nach Mitternacht begleitet wur-
„den. Dies währte unter allerhand Abwechselungen an
„zwanzig Jahre fort. Er trank jährlich den Pyrmonter,
„auch wohl den Selterser Brunnen, brauchte viel China
„und Rhabarber; aber Alles ohne dauerhafte Wirkung."

„Endlich machte er folgenden Schluß: Die vermeint-
„lichen Fieber sind wohlthätige Bewegungen der Natur,
„wodurch sie sich desjenigen bei sitzenden Gelehrten zu ent-
„ledigen denkt, was arbeitende Leute durch den Schweiß
„verlieren; und der nächtliche Schweiß ist ein Zeichen,
„daß die Haut bei Tage wenig ausdünstet, und nur als-
„dann etwas durchläßt, wann ihr Netz durch einen kur-
„zen Schlaf erschlaffet worden."

„Anstatt also diese Bewegungen oder die sogenannten
„Echauffemens durch kühlende Mittel zu unterdrücken,
„will ich sie vielmehr befördern; aber ich muß alle Ver-
„stopfungen der Haut und der innern Theile heben. —
„Daher brauchte er erst im Frühjahr eine Dose von Löffel-
„blatt, welche ihm die Lunge merklich befreite; zugleich
„rieb er sich mit einer Bürste von Ziegenhaar alle Mor-
„gen ganzen Körper, und trug des Tages ein Hemd von
„Flanel."

„Jetzt fühlte er, daß alle Echauffemens wohlthätig
„wurden; er vermehrte dreist die Bewegungen, die ihm
„vorher, da die Lunge verschleimt, und die Haut zu fest
„war, beschwerlich und schädlich gewesen wären; und
„wie er sich so fühlte, aß und trank er etwas mehr, als
„er vorher gethan. Merkte er eine Verstopfung, so ge-
„noß er des Mittags eine Bouteille guten Tokaier, oder

„eine Bouteille recht alten Rheinwein; und diese stärkte „den Magen so, daß des andern Morgens die Verstopfung „aufhörte. Die laxirenden und purgirenden Mittel hielt „er bei gesundem Körper für schädlich, und glaubte, daß „eine Verstopfung von der Ohnmacht des Magens und „des Eingeweides herrührte."

„Bei dieser Diät, wobei er zugleich das Aderlassen „ganz unterließ, stärkte sich sein Körper zusehends. Da„bei befliß er sich eines beständig guten Humors, sang des „Morgens, wann er aufstand, veränderte Wäsche und Klei„dung, wenn . . ."

Hier ist der Aufsatz abgebrochen.

37.

Osnabrück, den 22. März 1786.

Theuerster Freund! Endlich, und nach einem langen und beschwerlichen Krankenzimmerleben bin ich wieder an die freie Luft gekommen. Aber noch bin ich nicht im Stande, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin Alles zu sagen, was ich Gutes und Dankbares für Sie empfinde *). Auch kann ich Ihnen auf Ihre Reisebeschreibung von Pyrmont **), die ich mit so vielem Vergnügen gelesen, nicht in dem Geiste antworten, womit ich es zur andern Zeit thun werde. Sie haben ohnehin auf Ihrer silbernen Hoch-

*) Wir hatten mit Mösern und seiner vortrefflichen Tochter im Sommer 1785 die Curzeit in Pyrmont auf eine höchst angenehme Art verbracht. N.

**) Dies bezieht sich auf einen Brief von mir, der unsere Rückreise schilderte. N.

zeit *) so vielen Witz zu genießen gehabt, daß Ihnen eben nicht neu danach sein wird. Also nun zur Hauptsache. Ich habe zu dem vierten Bande meiner Phantasien was ich hatte und bekommen konnte gesammelt, und gedenke Ihnen etwa 14 Tage nach Ostern den ganzen Vorrath zuzuschicken. Dieses wird dann auch das letzte sein, was das Publikum in dieser Art von mir zu gewarten hat. Denn ich denke meine noch übrige Zeit blos der vaterländischen Geschichte zu widmen, die mir immer am Herzen liegt, und jetzt die Stelle der Andacht bei mir vertritt, wozu die Damen ihre Zuflucht nehmen sollen, wenn sie nicht mehr kokettiren können.

Der Brief von meiner Tochter hat schon 6 Wochen bei mir gelegen. Vale, qui valere dignus es! Dabam Osnabr. XI. Cal. Aprilis MDCCLXXXVI.

38.

Osnabrück, den 23. Mai 1787.

Liebster Freund! Wenn ich keine Minute von Ihrer angenehmen Gesellschaft zu Pyrmont verlieren soll **), so müssen Sie den 30. Jun. Abends um 10 Uhr bei der mit-

*) Am 12. Dec. 1785. Eine Gesellschaft auserlesener Freunde hatte diesen Tag mit einem Feste gefeiert, dessen ich mich noch mit Rührung erinnere. Es wurden von mehreren trefflichen Köpfen sehr schöne kleine Gedichte und Aufsätze bei dieser Gelegenheit gedruckt. N.

**) Ich pflegte seit 1785 meinem Freunde jährlich bei Zeiten zu melden, zu welcher Zeit ich nach Pyrmont kommen könnte, und zu fragen, ob und wann er käme, um mich so einzurichten, daß ich so wenig als möglich von seinem Umgange verlöre. N.

telsten Treppe vor dem Niemeyerschen Hause sein; und dann fliege ich in Ihre Arme. Da ich weder den Brunnen zu trinken, noch das Bad zu gebrauchen denke, sondern blos darauf ausgehe, gute Freunde zu sehen, so können Sie sicher darauf rechnen, daß ich ganz für Sie da sein werde. Mit meiner Gesundheit hat es sich dieses Jahr mächtig geändert, und ich denke in meinem hundertsten Jahre noch ein Buch darüber zu schreiben, daß die Krämpfe wohlthätige Bemühungen der Natur sind, um eine Stockung in den Nerven zu heben, daß man ihre Reizbarkeit und Empfindlichkeit weder durch kalte Bäder unterdrücken, noch durch Klystiere von ihrer Arbeit abziehen müsse, und daß Schlaflosigkeit und Schmerzen die natürlichen Begleiter jener großen Operation sind, die man ausdauern muß, um völlig zu genesen. Dabei werde ich eine Hypothese auskramen, die eine ganze Revolution in der Medicin veranlassen soll, und die darin besteht, daß eben eine solche Bewegung, wie der motus peristalticus in den Eingeweiden ist, in dem ganzen Nervensystem herrsche, gegen jede Stockung in demselben mit immer stärkern Kräften angehe, den verstockten Ort endlich zum Krampfen zwinge, und dadurch die Auflösung des Knotens bewirke. Dieses ist, nach meiner Erfahrung, so gewiß, als ungewiß es ist, ob ich jemals einen Arzt davon überzeugen werde. Aber daran werde ich mich nicht stoßen; genug, daß ich im hundertsten Jahre schreibe, und das Privilegium zu radotiren habe. Das Beste bei dem Allen ist, daß ich mich wirklich sehr gebessert habe; die Hypothese mag nun richtig sein oder nicht.

Ein herzliches Lebewohl, bis wir uns in Pyrmont sehen!

39.

Osnabrück, den 6. Juni 1787.

Liebster Freund! Der Tod meiner lieben Frau, welcher mich nach einem 41jährigen Ehestande betroffen hat, sollte mich beinahe abhalten, eine Reise nach Pyrmont vorzunehmen. Indeß, da alle meine Freunde wollen, daß ich das Trauerhaus verlassen soll, so will ich mich nicht widersetzen. Aber in Ansehung der Zeit sehe ich keine Aenderung zu machen *), weil gerade am 20. Jul. unser Bischof, der Herzog von York, zu uns kommt, und ich noch zur Zeit nicht einsehe, daß ich alsdann werde abwesend sein können. — —

Sehen Sie indessen zu, ob Sie nicht ein paar Tage auf künftige Rechnung anticipiren können. Ich werde einen jeden derselben als mir geschenkt annehmen.

40.

Osnabrück, den 17. April 1789.

Edler Herr und Freund! Am 4. Juli Abends um Glock 9 werde ich g. G. in Pyrmont sein; und das Vergnügen, Sie dort zu sehen, wird auf meine Gesundheit besser wirken als Bad und Brunnen, deren ich keins gebrauche. Da wir auch alsdann Zeit genug haben werden, mit einander zu plaudern, so sage ich Ihnen heute auch weiter nichts, als ἔῤῥωσο! zu deutsch Vale!

---

*) Ich hatte ihn gebeten, wo möglich, 8 Tage später zu kommen. N.

41.

Osnabrück, den 2. Mai 1789.

Liebster Freund! Wenn ich auf das Vergnügen rechnen kann, Sie in Pyrmont zu sehen, so werde ich allen Bedacht darauf nehmen, an 4 Wochen dort zu bleiben. Aber eilen Sie sich auch, um unser Vergnügen zu verlängern.

Ich habe vor einiger Zeit die Histoire secrete de la Cour de Berlin gelesen. Der gute Mirabeau ist so sehr in seinen eigenen Verstand, seine Einsicht, seine Feinheit, seine Schlauigkeit und seine Espionage verliebt, daß er nicht gesehen hat, wie ihn der Deutsche unter einer phlegmatischen Miene eben so gut zum Besten gehabt haben kann, als er Andere zu hinterschleichen gewußt oder gemeint hat. Bei dem Allen ist es doch auch eine entsetzliche Etourderie, die alle Herzen der Deutschen gegen seine Landsleute verschließen wird, eine solche Charakteristik ins Publikum zu schicken, und die Verläumdung der Großfürstin von R. von einer Art, die ihm billig eine Züchtigung zuziehen sollte. Plura coram. Vale amicorum optime!

42.

Osnabrück, den 23. März 1791.

Liebster Freund! Ich denke, Sie leben noch, ob Sie gleich seit einiger Zeit wenig von sich hören lassen. Was mich anbelangen thut, so denke ich dieses Jahr am 1. Juli in Pyrmont zu sein, nicht um das Wasser zu gebrauchen, sondern meine guten Freunde zu sehen, und einen Abend mit ihnen vergnügt zuzubringen. Ob Sie auch dahin kom-

men werden, ist heute meine Frage, und mein Wunsch, daß Sie diese mit einem vernehmlichen Ja! beantworten mögen.

Der Frau Gemahlin bitte ich mich bestens zu empfehlen, und was ich Ihnen sonst noch zu sagen hätte, von mir in Pyrmont anzuhören.

43.

Osnabrück, den 6. April 1792.

— Mein Amtsjubiläum ist, wie Sie in der Berlinischen Monatsschrift gelesen haben, sehr feierlich begangen worden; und ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich in den funfzig Jahren Vieles erfreuet, Wenig betrübt und Nichts gekränkt habe, ungeachtet ich in sehr besondern Verhältnissen stehe, indem ich Herrn und Ständen zugleich diene, für diese die Beschwerden und für jene die darauf zu ertheilenden Resolutionen angebe, et sic vice versa. Aber was kann man nicht, wenn man ein langjähriges Vertrauen für sich hat? Am Ende ist doch für Kläger und Beklagte der liebe Friede das Beste; und zu diesem Zwecke kann man wohl mehrern Herren zugleich dienen.

Nach Pyrmont denke ich dieses Jahr am letzten Junius abzugehen, und mich drei Wochen dort aufzuhalten. Da mein ganzer Zweck bei dieser Reise darin besteht, noch einmal in meinem Leben einen alten Freund wieder zu sehen und, wenn's Gott gefällt, mir auch wohl noch einen neuen zu erwerben, so würde es mir eine wahre Freude sein, Sie dort zu treffen, und, da ich mich dort so ganz ungesucht und unvermißt denke, nur für Sie und den Tag zu leben. Für allen hohen Genuß bin ich nicht mehr, und ziehe, wie billig, die Freundschaft der Liebe vor. Meine

Tochter wird mich begleiten. Sie empfiehlt sich Ihrer Freundschaft ganz gewiß, ob ich sie gleich nicht darum gefragt habe, weil sie seit acht Tagen auf dem Lande bei der Frau von Mönster die Nachtigallen erwartet.

Ich bleibe damit hasta la muerte

der Ihrige.

44.

Osnabrück, den 29. Dec. 1792.

Liebster Freund! Um Verzeihung, daß ich Ihren Brief nicht sogleich beantwortet habe. Da ich voraussah, daß ich mit dem fünften Bande der Patriotischen Phantasien in diesem Jahre nicht fertig werden konnte, so kam ich erst auf's Verschieben; und hernach geht's denn so, wie es wohl zu gehen pflegt. Die Stücke in der Berlinischen Monatsschrift reichen bei weitem noch zu einem Bande nicht zu; und dann habe ich in dem Systeme, das ich darin wegen der Landaktien angelegt habe, noch eine und andere Ausfüllung zu machen, welche zur Kette der obigen gehört; wie ich denn noch heute an Herrn Biester einen kleinen Aufsatz schicke, der meiner Behauptung zu Statten kommt. — Aus dem mir zugesandten Wochenblatte *) wird wenig zu gebrauchen sein. Es ist zu viel gesuchter und verschwendeter Witz darin, und Manches, was damals noch glänzte, ist jetzt aus der Mode.

Da meine Gesundheit sich zu bessern anfängt, so rechne

---

*) Möser besaß selbst kein Exemplar des (bei dem 36sten Briefe gedachten) von ihm herausgegebenen Wochenblatts. Ich fand eines zufällig, und schickte es ihm. N.

ich noch etwas auf die Zukunft. Der Himmel erhalte Sie, liebster Freund, auf gleiche Weise, und gönne mir auch dieses Jahr das Vergnügen, Sie in Pyrmont zu umarmen. Dieses ist mein Neujahrswunsch.

Was quälen uns die Emigrirten! Die armen, unglücklichen Leute!

II.

Vermischte Briefe, von und an Möser.

1.

Möser an seinen Bruder Zacharias.

Osnabr. ce 26. Juin 1751.

Mon cher frère

Qui auroit jamais cru que je Vous écrirois pour Tripolis? et que l'aventure Vous conduiroit de la Saxe en Barbarie? Vous, mon frère, qu'on attendoit en Westphalie avec la plus tendre impatience? Mais tel étant l'effet de Votre passion favorite, ou plutot la suite de Vos brillantes chimères, mon étonnement a cédé bientot à des réflexions plus sérieuses, qui roulèrent sur les moyens de Vous faire regagner le port. Je compris naturellement, que Vous n'aviez pas encore un mérite assez formé pour être utile aux intérêts de Mr. le Consul, et qu'il devroit avoir bien de la complaisance pour

Vos foiblesses en cas qu'il voudroit se donner la peine de Vous former à son service. Toutefois je me dis à moi même: que fera-t-il, si son maître l'abandonne? si mon frère est réduit encore une fois sur le pavé de Tripolis? Y trouvera-t-il les moyens pour s'en retourner et pour venir rejouir une famille desolée, quand même le repentir lui en fournit le dessein? Je tremblois toutes les fois que j'y pensois, et je tremble au moment qu'il est, que Vous ne fassiez un pas, qui Vous entrainera dans l'abîme sans la moindre ressource. Enfin notre beau frère s'est chargé de la peine de Vous assurer au moins une honnête retraite, en cas qu'il ne plaisoit plus à Mr. le Consul de Vous garder auprès de sa personne. Ce n'est pas pour Vous attirer ici à force, qu'on prend ces mesures, mais uniquement dans le dessein de Vous préserver contre toute démarche ultérieure. Restez, s'il Vous plait; je sais qu'on ne devient habile homme qu'autant qu'on exécute un plan favori. Je sais que c'est le Votre d'aventurer un peu. Mais profitez-en pour Vous perfectionner, ou du moins pour Vous convaincre que l'aventure est une marâtre, qui n'a pas toujours soin de ses enfans. Surtout ne pensez pas à vouloir faire de l'or. Les honnêtes gens confondent l'alchymiste et le fourbe; et pour peu qu'on veut réflechir, il est aisé à comprendre, et même a priori, qu'il est du tout impossible de changer par le feu, qui a une force dilatante, des metaux grossiers en or, qui est le plus subtil et le plus pesant de tous. Comment donner à une masse, dont on ne sauroit rétrécir les pores par le feu, la pesanteur de l'or? Mais il ne vaut pas la peine de parler d'une sottise hors de la mode. Les siècles grossiers fournissoient un terrain assez reconnoissant à ces sots de métier, et c'est dans le siècle où nous sommes le caractère d'un petit esprit de vouloir songer encore à faire

de l'or. Tant de preuves manquées, tant d'habiles hommes dupés, la pauvreté des adeptes, dont la malicieuse politique affecte toujours un air de piété pour se sauver des reproches, qu'on pourroit leur faire sur leur triste figure, et enfin le triste exemple de ceux, qui ont traité cette brillante fourberie du dernier mépris, n'auront-ils pas de quoi Vous donner au moins un préjugé assez fort contre un art, qui n'a jamais, oui jamais enrichi son possesseur? Ah mon frère, abandonnez-le, et soyez persuadé, qu'en cas qu'il seroit possible de faire de l'or, il perdroit de son prix, et il faudroit chercher un autre metal de prix, pour le substituer au défaut de l'autre. Enfin, retournez, s'il vous plait; Vous n'avez rien à craindre. Vous serez toujours le bien venu; on a eu soin de déguiser à nos parens ce qu'il y avoit de reprochable dans Votre conduite. Et si Vous aimez mieux de rester, eh bien! soyez honnête, profitez de l'occasion pour apprendre des langues du pais, tachez de vous former quelques idées sur le commerce; voyez s'il n'y a rien de remarquable touchant l'antiquité dans cette Utica des anciens, des monnoies, des livres etc. Enfin, aimez moi et marquez nous plus de confiance, que Vous n'avez fait jusqu'ici. Adieu, mon cher frère.

Möser.

2.

Thomas Abbt an Mösers Gattin.

A la veille de mon départ, l'encre dans un grand verre, faute d'écritoire déjà empaqueté, au milieu de la désolation, qui règne dans ma chambre, et le coeur

presque déchiré, j'écris encore à ma chère Maman, pour lui dire, que malgré toutes les preuves de sa bonté pour le pauvre adoptif, reçues particulièrement pendant ma présence, je ne m'étois pourtant pas attendu à goûter l'unique plaisir d'être chéri d'elle au degré, dont me font foi ses lettres reitérées. Vous avez bien raison de dire, que mes parens en Westphalie sont plus que parens pour moi. Je ne désire à présent plus rien dans ce monde ci. La fortune s'est acquittée envers moi. Eloigné de ceux, qui m'ont donné la vie et bien plus que la vie, de l'éducation; séparé d'un petit nombre d'amis à Berlin, éloigné des uns sans espérance de passer mes jours auprès d'eux, séparé des autres sans pouvoir me flatter de les rejoindre; l'ambition, jadis le premier idole de mon coeur, amortie par les obstacles, que j'ai presque toujours rencontrés; la sotte vanité, qui m'a fait faire bien de folies, affaiblie par les dures leçons, qu'après coup elle m'a toujours faites recevoir: tous mes souhaits se sont bornés à me rendre cher à des personnes dignes d'estime et à les intéresser pour moi au point, que par les témoignages, qu'elles m'en donneroient, je me sentirois frère, ami, fils et — presque dans le même moment, confondant ainsi dans le doux trouble de sensations agréables les différentes relations, par lesquelles je serois engagé.

Je ne fais pas l'application; je la sens trop pour daigner de l'exprimer par des mots. Chère Maman, il nous faudroit encore une soirée, du thé devant nous, livre ou recueil de pensées à la main; et les yeux de Votre fils parleroient. Les pauvres langues que celles, dont on se sert dans une lettre! —

Tenez pour sûr, que Votre fils n'aura des momens heureux en chemin que quand il lira des lettres de ses parens, nouveaux par la date, anciens par l'attachement mutuel.

Il est près de minuit, et j'ai encore deux lettres à écrire. J'embrasse respectueusement ma chère Maman; je souhaite de tout mon coeur le prompt rétablissement de mon petit frère, je salue tendrement ma petite soeur; quant à l'ami bienfaisant, qui se trouve à Hannovre, je n'ai pas manqué de lui écrire. Que le Seigneur le conserve pour récompenser par lui et en lui tant de mérites. Amen!

R. ce 26. d'Avril 1763.

Votre très-obéissant et très-devoué fils
Abbt.

Addr. — Abbt, Professeur au service du Seren. Landgrave de H. C. — — à Francfort sur le Main.

Me. G. voudra bien agréer mes très humbles respects. Les beaux pistolets! Mais je ne dis pas cela comme l'illustre Ninon disoit: Ah le beau billet de la Chatre!

3.

An Herrn Canonicus Gleim.

Osnabrück, den 24. Juli 1756.

Ew. — danke ich nochmals gehorsamst für die mir jüngst nach Blankenburg mitgetheilte Nachricht; und obschon ein Advocat wie ich wissen muß, daß Sachen von verschiedener Art nicht mit einander vergütet werden können, so wage ich es doch, Ihnen dagegen einen Auszug aus dem Heldengedichte mitzutheilen, wovon ich die Ehre gehabt habe mit Ihnen in Halberstadt neulich zu sprechen. Ew. sehen daraus, daß ich einmal in meinen muthigen Jahren den Vorsatz gehabt habe, diesen Dichter

herauszugeben, und meine Absicht erstreckte sich auf nichts weiter als auf eine allgemeine Ausgabe aller deutschen Poeten, welche bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts geschrieben haben. Der Herr Geheime Rath von Schwichelt hatte mir bereits die Erlaubniß, sämmtliche Stadensche Handschriften, welche den Otfried betreffen, und auf der Hannöverischen Bibliothek in 12 Bänden vorhanden sind, zu gebrauchen verschaffet. Durch Herrn Abt Jerusalem standen mir die Wolfenbüttelschen Handschriften zu Dienste. Herr Rath Arkenholz wollte mir von der Casselschen Bibliothek das dort befindliche schöne Stück mittheilen. Von Leipzig hätte ich vielleicht durch gute Freunde das dortige auch erhalten. Allein nach einem Ueberschlag meiner Zeit und Kräfte verzweifelte ich an der Ausführung; und seitdem ich mich in Zeit von zehn Jahren an unseligen Processen mürbe und hypochondrisch geschrieben, so ist diese jugendliche Hitze verschwunden; obschon ich mir eben jetzt, da ich die schweresten Jahre überstanden, einige Muße wieder verschaffet habe.

Sie müssen sich aber durch den hiebeigehenden Subscriptionsplan keine gar zu große Vorstellung von dem Herrn Reinbott von Doren machen. Er steht mit den Schwäbischen Minnesingern ungefähr in dem Verhältniß, worin Gottsched und Haller stehen. Des Reinbott Heldengedicht auf den Ritter Georg ist eine gereimte Legende, statt daß die Minnesinger eine Art der Vollkommenheit und Reife erreicht haben, welche noch jetzt von den großen Kennern bewundert werden muß.

Was ich von den Minnesingern in Manuscript besitze, sind vier Bogen auf Pergament in Quart geschrieben, und Ueberbleibsel einer großen Sammlung, welche verloren gegangen. Der Graf Tessin fand zu Stockholm in dem königl. Pferdestalle die vortrefflichen Gemälde wieder, welche seine Landsleute ehemals in Deutschland erbeutet hat-

ten. Auf gleiche Art habe ich die wenigen schönen Lieder wieder angetroffen, welche ich besitze; nur mit dem Unterschiede, daß jene zu Vorhängen, diese aber zu Umschlägen um einige Pachtrechnungen aus dem 16ten Jahrhundert mißbrauchet waren. Es ist wirklich ein Schimpf für uns Deutsche, daß nicht diese sämmtlichen Ueberbleibsel der wahren unverfälschten und gleichwohl zierlichen alten deutschen Sprache auf eine anständige und prächtige Art im Druck erscheinen. Sie verdienten es besser als Picards und Coypels Figuren zum Don Quichote. In England that sich einmal eine Gesellschaft zusammen, welche alle würdigen Werke, wozu sich keine Verleger finden wollten, auf ihre Kosten drucken zu lassen sich vereinigte. Ob nun schon eine solche Gesellschaft, wenn sie auch aus lauter Carterets bestünde, wegen der damit verknüpften Schwierigkeiten, welche die Herren Buchhändler dagegen machen würden, sich nur in Weitläuftigkeit und Schaden stürzen würde, so glaube ich doch, wenn in unterschiednen Gegenden Deutschlands einige Freunde sich der Sache annähmen, daß eine hinlängliche Subscription zu Stande zu bringen wäre. Nur müßte dafür gesorgt werden, daß dies Werk durch die Pracht sowohl als durch seinen Nutzen gefiele, weil erstere mehr Liebhaber unter den Büchersammlern findet. Hätten die Minnesinger es dahin gebracht, daß sie unter den Heiligen im Kalender, oder auch nur unter den Doctoribus communibus in glossa ständen, so wollte ich hier gewiß einen guten Theil davon absetzen. Goldast, der geschworne Liebhaber dieser Lieder, wußte die Kunst, sie in den wichtigsten Sachen anzuführen. Man findet sie fast so häufig in seiner Replicatione pro sacra Caesarea Majestate illustrissimique Imperii ordinibus adversus Gretserum als in seinen Noten zu König Tyrols und der Winsbecker Gedichten; welche wohl verdienten, von seinen übrigen Paraeneticis abgesondert und von neuem aufgelegt

zu werden, da man sie in den großen Büchersälen nur selten findet, und ich sie mir aus der Hannöverischen Bibliothek habe abschreiben lassen müssen.

Um aber wieder auf meine Stücke zu kommen, so muß ich doch wohl mit einer Probe die Gewähr leisten, daß sie von der besten Art sind. Ich nehme sogleich die erste Strophe, welche mir aufstößt:

Eyn Mündel rot myr lachte durch mynes Hertzen Grund
Des ist nicht lang. Wol myr Wol myr der Leben Stunt
Das ich den tsucker süçen robyn roten munt
By Lilienwitzen Wenghilyn sach Wol myr der Oughenblicke
Wol myr der Mund steyt unvorkust gar rosen-rot
De myr syn lachen also minniglichen bot
Wen ich en seh, so han ich nenerhande not
Wol myr der Stunt, syn minnichlich kosen vrouwet mich dicke
Er steyt noch roter wenn de rote rosen
De keygenst dem Towe des Morgens vro uflösen sich
So weis ich wol, das ny munt wart so minnichlich
Alsam de munt de also dicke vrouwet mich
So nem ich vor ein keyser-rich yr minnichliches kosen.

Die Stücke sind überhaupt von Reimarn, Walthern, von Niphen, Kaiser Heinrichen; und bisweilen steht nur darüber et alia. — Eins, welches gleichfalls recht schön ist, fängt sich an:

Dorch dünster vinster Nebels dicken Blicken sieht men grauven tag.

Ist das nicht der Anfang von Addisons Cato? — Wenn ich wüßte, daß diese wenigen Stücke in der Manessischen Sammlung nicht wären, und diese ganz herauskommen sollte, so will ich sie gern im Original mittheilen; denn abschreiben lassen kann ich sie nicht; und selbst es zu thun, ist nicht für meine Augen.

Noch habe ich auf einem geretteten Umschlag 500 Verse, die den Schluß eines großen Gedichts ausmachen. Ich

kann aber so bald nicht rathen, was eigentlich der Inhalt sei. Der Schluß ist:

Ever Tughent ist worden an uns schin
Von miner Vrouven der Keiserin
Der Trouwe an uns ist wol betaghet
Ob se wol Sippe jegen uns jaghet
De hat ir Tugent so irzeiget
Das is jegen mir nun truwe neiget
Ob uwer werde gherouchet der
So gie de Koniginne her
Mit der Burggravin is sam
Do der Markis orloph nam.

Es ist die Beschreibung einer hochzeitlichen Feier, und Kyburgh scheint der Name der Braut gewesen zu sein. Wenn es nicht zu sehr wider die damalige Art zu reden gewesen wäre, das Haus statt des Herrn zu nennen, wie man jetzt thut, und Brandenburg, Autriche, für die Herrn dieser Länder nimmt, so würde ich die Erbtochter des Grafen von Kyburg, oder den Grafen von Kyburg, Namens Hartmann den ältern, welcher eine Gräfin von Savoy heirathete, daraus machen. Allein dem sei wie ihm wolle, so will ich lieber aus der Mitte, wo die Braut, meiner Muthmaßung nach, Kleider von Asbest austheilet, noch eine Stelle hersetzen, worin einige Namen vorkommen:

Ein Vur so wart bereite
Da in mon de Pellet leite
So worden se nuwe alsam e
Daran so was nieht schaden me
Wann das der negende Vader brann
So bereit man se vor nuwe san
Als hervor bereit wart.
Der gab se zwene Irmesebart
Zweene der süssen von Pavey
Und van Gerunde der Sazen by
Von Tynal und von Kanit

Da sas de Gravinne mit
Von Leomunt und vor Kanar
Und Graven Saviels de clar
Vrien und Gravinnen vil
Der ich nu nicht nennen wil
De sint vor alle genannt
Den wart von Kyburghe Lant
Vingerlin und Gurtel riche
Das teilte se in aller geliche
Ir tugend sich da nicht leidet
Da nu Kyburgh wart gecleidet
Mit zween Konigen sie gie
Da se der Keyser hoch entphie
Das er durch liebe nicht er lie.

Der Verfasser gehört nicht zu den Minnesingern; allein vielleicht machte der Inhalt noch Manchen aufmerksam. Ich habe Stumpfens Schweizer Chronik durchgeblättert, finde aber im Register keinen einzigen von allen Namen, die hier vorkommen; und mehrere nachzuschlagen, habe ich die Zeit nicht, da ich auf's Land will, den Brunnen zu trinken.

Ew. — Romanzen habe ich in Noten setzen lassen, wie der Anschluß weiset; und ich kann auf meine Ehre versichern, daß zwei Doctores und Professores Theologiä, nämlich mein Schwager, der Doctor Schwarz zu Rinteln, und der von Cassel dorthin berufene Herr Doctor Plitt, solche mit einem Glase Wein und einem Stock in der Hand abgesungen, und dabei auf einer Landcharte von Ungarn die Geschichte der Fräulein Marianne nachgewiesen haben. Gestern ist sie in meinem Hause, in Gegenwart der Gräfin von Schlippenbach und einer hübschen Fräulein, gleichfalls recht erbärmlich abgesungen; und hat die eine Frölen, ein allerliebstes Kind, mit dem Fächer auf die Bilder, so im Clavier angeklebet waren, recht jämmerlich gewiesen:

„Was soll mir der?"

Nun empfehle ich mich, bis ich die Holzschnitte dazu werde

übersenden können, und verharre mit vollkommenster Hochachtung —

N. S. Pardon pour mon Grifonnage! — Ma femme dit, que j'ai fait des hieroglyphes, et vous souhaite mille maux pour avoir dit:

die Eh' ist für uns arme Sünder.

Ceci vaut un compliment d'elle; il est de sa façon.

4.

An Denselben.

Osnabrück, den 26. Februar 1757.

Ewr. — geehrteste beide Zuschriften laufen so eben bei Abgang der Post ein; und weil mir nicht viel Zeit mehr übrig ist, so will ich nur in Betreff des Anlehns gehorsamst erwiedern, daß dazu hieselbst keine Hoffnung sei, indem fast alles Geld von hier aus ins Mindische und Ravenspergische zu dem von Sr. Königl. Majestät daher verlangten Darlehn geschaffet worden; und wenn es nicht geschehen wäre, sicherlich nicht mehr geschehen würde, da es nachher erst bekannt geworden, daß Se. Königl. Majestät sich genöthiget sehen, Allerhöchstderoselben Westphälische Lande völlig preis zu geben; so wie denn Wesel bereits wirklich geräumet, und im Märkischen und Klevischen einem Jeden das Seinige zu flüchten von öffentlicher Kanzel erlaubt wird. Bei welchen Umständen, da bereits eine leichte Partei Franzosen wirklich den Rhein passirt, die große Armee aber im Anzuge ist, und sich aller Wahrscheinlichkeit nach theilen wird, um eines Theils durch die Wetterau sich gegen Sachsen auf Erfurt zu wenden, und andern Theils die westphälischen Lande mitzunehmen, und nach-

mals Halberstadt und Magdeburg in die Mitte zu fassen, Ew. leicht ermessen werden, daß ein Jeder anfange zu fürchten, und sein bares Geld zu verbergen; zumal da Hannover und dessen Alliirte ein besonderes System fassen, und auf gewisse Weite Zuschauer abgeben werden. Se. Königl. Majestät handeln solchergestalt zwar am besten, wenn man dies Beste aus dem Allerhöchsten Gesichtspunkt betrachtet; es ist aber ganz natürlich, daß bei der Lehre der besten Welt auch derjenige sich beklage, welcher durch den Trost, daß er ein Opfer für Alle sei, nur gar zu schwach beruhiget wird. Es ist dadurch, um wieder auf das Darlehn zu kommen, aller Credit gegen die Preußischen Lande hier so sehr gefallen, daß ich gar mit keinem Scheine der Hoffnung auf das Darlehn rechnen kann.

Wegen des Anni gratiae stehe ich noch mit dem Herrn Domherrn von Bussche in Briefwechsel; ich habe ihm die Sache durch eine Speciem facti klar vor Augen geleget, und bin davon auf das vollkommenste überzeugt. Allein er will mich durch ein einzuholendes Responsum des Gegentheils belehren, und darauf haftet nunmehr die Sache.

5.

An Denselben.

London, den 15. December 1763.

Man hat mir auch gesagt, daß ich in London wäre; noch zur Zeit weiß ich aber nur, daß ich in der Fremde bin, so sehr wenige Zeit habe ich gehabt, diese ungeheure Stadt kennen zu lernen. Gleichwohl kann ich Ihnen von ihrer Schaubühne etwas sagen. Denn diese habe ich des Abends

nach wohlverrichteter Arbeit zu meiner Erholung besucht; und ihrer überhaupt nur zwei, als eine zu Coventgarden und die andre in Drury-lane, hier gefunden; welches mir für einen so großen Ort, worin jetzt 1,300,000 Menschen angegeben werden, viel zu wenig scheinet. Doch muß ich dabei sagen, daß die Stadt London, welche in ihrem eigentlichen Bezirk gar keine Bühne hat, mehrmal die Erlaubniß dazu von dem Könige nachgesucht, solche aber nie hat erhalten können, weil man die Bühne nur zur Aufwiegelung des Pöbels gegen den Hof gebrauchen würde; eine Besorgniß, die sehr gegründet ist. Vielleicht aber wäre auch das daraus entstanden, was man zu Rom sah, daß nämlich Privatbürger, um sich Anhang zu erwerben, Schauspiele umsonst gegeben und sich darin einander zu übertreffen bemühet hätten. Die Oper, worin jetzt die alte Mingotti ohne Zähne prima donna ist, rechne ich nicht mit. Ueberhaupt hat die Anlage beider Bühnen nichts Vorzügliches. Sie sind fast klein, und gar nicht prächtig. Wenn alle Plätze besetzt sind, kann jede des Abends 5 bis 600 Pfund eintragen. Im Durchschnitte bringet jede, denke ich, wöchentlich 12000 Thaler auf, und ein guter Acteur bekommt von dem Principal 600 Pfund Sterl. des Jahrs.

Den Geschmack des großen Haufens kann ich nicht besser ausdrücken, als wenn ich sage, daß er für die Beggars opera *) sei. Dieses Stück, welches aus lauter schönen Lumpen zusammen geflickt ist, worüber man wechselsweise lachen und weinen kann, wird noch immer mit dem größten Beifall gespielet. Die darin vorkommenden Arien, welche auf alte erborgte Melodien, z. B. auf die französischen Cotillons und Le printems rappelle aux armes gesetzt sind, erwecken noch immer Vergnügen, und müssen bisweilen dreimal gesungen werden. So lange ich hier bin, habe ich noch nicht

*) Von Gay. N.

gesehen, daß ein einziges regelmäßiges Stück aufgeführt worden. Der Cothurn und der Soccus laufen beständig durch einander. Ein Nachspiel, worin die Wahl eines Lord Mayor vorgestellt wird, ist so platt, wie es sein kann, und wird doch mit dem größten Beifall aufgenommen.

Mit ihrer tragischen Action bin ich gar nicht zufrieden. Die Prinzessinnen sind hübsche drollige Mädchen, und die Prinzen aus dem dritten Gliede. Meiner Forderung nach aber sollten im Trauerspiele alle Personen von einer ausnehmenden Leibesgröße sein, und ihre Zollmaße so gut als ein Grenadier haben, um den Cothurn zu ersetzen. Die europäische Kleidermode, wenn ich die spanische ausnehme, ist dabei den theatralischen Königen nicht günstig; und man erkennt in einem solchen Kleide immer den kleinen Acteur. Ihre Action ist mehr pomphaft als stark; und man scheint die stille Größe in der Stellung, welche die Herzen der Menge zu einer ehrfurchtsvollen Aufmerksamkeit lenket, gar nicht zu kennen. Daher arbeiten die Prinzen und Prinzessinnen beständig mit ihren Händen, wie die Candidaten auf der Kanzel, declamiren und scandiren dabei, daß einem die Ohren weh thun. Kommt dann ein großer Affect, ein Affect des Zorns oder der Verzweiflung, so folgt ihm der Acteur mit der größten Hitze; aber immer so, daß er den Esprit de la scene ausdrückt, und den Esprit de la piece dabei vergißt. Der Ausdruck ist schön, aber keinesweges nach dem allgemeinen Ton des Stücks erhöhet oder vertiefet. Wenn Gott der Vater in einer Rolle hier zürnen sollte — nicht anders als mit Donnern und Blitzen würde er hier vorgestellet werden.

Die komischen Vorstellungen sind besser, aber lange nicht so, wie ich sie vermuthete. Ihr einziger Vorzug besteht in einem lebhaftern und wirksamern Marsche. Ich glaube nicht, daß irgend eine Nation die Geschichte auf der Bühne besser zusammen drängen wird. Ihre Sprache ist sehr geschwind.

Außerdem aber sind sie wie andere Leute. Einer der vornehmsten Acteurs, welcher sehr gerühmt wird, und ihr Roscius und Baron gewesen sein soll, Namens Garrick, ist jetzt verreiset. Er hat aber seine Copey in einem mit Namen Foote hinterlassen. Mit dem Original kann ich ihn nicht vergleichen, weil ich ersteres nicht gesehen. Wenn ich ihn aber mit sich selbst vergleiche, so ist er in dem einen Stück genau wie in dem andern, folglich kein Genie, sondern ein sorgfältiger ausgelernter Copist. Er ist zugleich der Verfasser einiger Stücke, die keinen sonderlichen Beifall gefunden.

Seit einigen Abenden wird auf der Bühne in Coventgarden Artaxerxes, eine Oper aus dem Metastasio übersetzt, mit großem Beifall aufgeführt. Es gefällt mir aber nicht recht, daß Schauspieler sich mit Opern abgeben. Der König und die königliche Familie erscheinen daselbst alle Donnerstage, und seine Taxe ist jedesmal 20 Pfund. Hier habe ich zuerst gelernt, wie unerträglich es sei, wenn in der Oper statt des Recitativs blos gesprochen wird. Der Abfall ist abscheulich; und wenn ich zu richten hätte, so sollten blos pantomimische Handlungen die Zwischenräume ausfüllen. — Das ist Alles, was ich Ihnen von der hiesigen Bühne melden kann. Sie werden vielleicht aus der Hauptstadt Europens etwas Besseres erwartet haben. Allein es ist in der That nicht anders. Harlekin in London ist wie Harlekin in Deutschland; und meine Erwartung, welche auch wohl zu groß war, ist bei der Bühne in keinem Stück befriedigt worden. Vielleicht gehe ich ein ander Mal die neuen Lust- und Nachspiele selbst durch. Vorläufig aber kann ich wohl sagen, daß Shakespear hier noch keinen Voltaire gefunden, und daß ich noch keine Oeffnungen für ein neues theatralisches Genie entdecket habe.

Herrn Klopstock bitte ich, nebst meiner zärtlichsten Empfehlung zu sagen, daß sein Messias hier auch einen Uebersetzer gefunden. Wie man mir sagt, so soll der Mann das

Deutsche nicht verstehen, sondern sich den Text erst durch einen Andern in's Französische übertragen lassen. Das wäre wirklich abenteuerlich; ich fürchte recht, ihn völlig verstellt zu sehen. Ihren Preussen*) habe ich sogleich an seinem Ton erkannt. Er ist so stark in seiner eigenen Manier, daß ich gleich bei der ersten Zeile bei mir sagte: o das ist unser lieber Herr Gleim! — Von den hiesigen schönen Köpfen kenne ich noch keinen einzigen. Alles, was ich schön gesehen habe, sind Mädchenköpfe gewesen.

Dem Herrn Dombechanten von Spiegel antworte ich heute noch nicht, weil ich erst noch zum Lord Grenville gehen, und mit Herrn Westphal, den ich gestern verfehlt habe, sprechen will. Ich bitte, ihm dieses, nebst der Versicherung meines unterthänigen Respects, gütigst zu vermelden. Herr Westphal geht nächstens von hier, nachdem er eine Pension von 200 Pfund erhalten hat.

Leben Sie ja wohl, und vergessen mich nicht. An den Herrn Präsidenten von Heiligenstädt und seine Frau Gemahlin werden Sie hoffentlich meine beste Empfehlung gern übernehmen.

Herrn Klopstocks neue Trauerspiele erwarte ich mit Verlangen. Aber nicht hieher. Denn für des Herrn Dombechanten Brief habe ich 2 Pfund Sterling geben müssen. Das bloße Couvert eines einfachen Briefes kostet 12 Groschen. Was an Herrn Botenmeister, den hannöverischen Residenten im Haag, franco adressirt wird, erhalte ich umsonst. Es darf aber kein Packet sein.

Des Herrn Dombechanten Rechnung soll ante terminum peremtorium gewiß übergeben werden. Das Uebrige beantworte ich nächstens.

---

*) Gedichte eines Preussischen Grenadiers. N.

6.

Thomas Abbt an Möser.

An den Verfasser des Harlekin im Namen einer kleinen berlinischen Gesellschaft. *)

Rinteln, im April 1761.

Da wir uns aus unsern Großvaterstühlen zwar sachte genug erhoben haben, um dem Harlekin, ungeachtet seines buntschäckichten Aufzuges, ein paar Stunden zu schenken; da wir sogar trotz irgend einem Cardinale oder wienerischen schönen Geiste mit ihm gelacht haben: so kann er immer auch eine halbe Stunde anwenden, um nicht nur diesen Brief, sondern auch unser gedrucktes Urtheil über ihn zu lesen. Es kann ihm nicht fremd sein, scharf genug beurtheilt zu werden, da ein ganzes Parterre sich oft die Freiheit um einige Thaler erkauft, ihn auszuzischen, so oft er etwas versieht. Und wenn es uns erlaubt wäre, einen tiefern Blick in seine Familienumstände zu werfen, so wollten wir fast rathen, daß der empfindliche Unwille seines Vaters, den er selbst nach seiner rührenden Beschreibung hat empfinden müssen, aus einer solchen etwas harten Kritik des Parterre hergekommen sein dürfte. Auch wir haben es uns angelegen sein lassen, ihn wegen des Rückfalles zu seiner unnatürlichen Ernsthaftigkeit etwas zu züchtigen; und wenn er nicht mit Thränen in den Augen uns bittet, zu lachen, so werden wir nicht lachen. Nicht daß wir zu der

*) Mösers Harlekin ward in den Literaturbriefen, Th. 12, S. 331 folgg. recensirt; und Abbt hatte den Einfall, ihm die Recension nebst nachstehendem Briefe zuzuschicken. Man s. Abbt's freundschaftl. Correspondenz, S. 61. Der Brief steht zwar schon ebendas. S. 62 folgg., aber theils nicht vollständig, theils ist er zum Verständniß der Antwort nöthig, welche sich jetzt gefunden hat. N.

Secte unsrer deutschen Gräbersänger gehörten. So ernsthaft sind wir nicht. Und eben deßwegen wollen wir nicht, daß Alles um uns herum, sogar bis auf den Harlekin, ernsthaft werde.

Da wir überzeugt sind, daß es auch hinter uns noch ganz ansehnliche Klassen von Thoren gebe, so wünschen wir wenigstens, daß es sich Harlekin gefallen lasse, ein wenig näher zu uns sich zu gesellen, um uns unsere Zeit desto besser zu vertreiben; gesetzt auch, daß er seiner Klasse ein bischen abtrünnig würde. Wir versichern ihn übrigens, daß wir keine deutsche, keine privilegirte, weder königliche noch herzogliche Gesellschaft ausmachen. Wirklich denken wir darin zu gut von Harlekin, als daß wir ihn Quacksalbern zugesellen wollten.

Er darf also kein Diplom erwarten. Ja es kann sein, daß er von nun an nichts weiter von uns vernimmt, außer daß wir ihm einige Groschenstücke zuwenden. Auch diese Anzeige würde er nicht erhalten haben, wenn nicht ein Glied dieser kleinen Gesellschaft nach Westphalen wäre verschlagen worden. Man hat der Freude nicht widerstehen können, nachdem man auch in dieser Gegend ein Thier erblickt hat, das gleichen Laut giebt und gleiches Futter genießt.

Das Gedruckte darf nur an Mr. Schwarz unter der Adresse: für die Berliner, zurückgeschickt werden.

7.

Möser an Abbt.

Wenn Harlekin seine Maske ablegt, und sich in einem bürgerlichen Kleide zeigt, so ist er oft nur ein sehr gemeiner Mann, den man im Vorübergehen kaum bemerkt, außer

wenn es ihm einmal einfällt, sich durch ein steifes Compliment lächerlich zu machen. Ich befürchte, Sie, meine Herren, werden eben diese Anmerkung machen, nachdem ich meine Maske weggeworfen, oder vielmehr mich von dem Schmutz gereiniget habe, womit mich nur der hämische Kupferstecher, der vermuthlich an seinen Hanswurst gedachte, besudelt hat *). Sie werden aber auch zur Strafe auf das Vergnügen, noch einmal zu lachen, Verzicht thun müssen. Denn nunmehr bin ich nichts als ein dunkler Rechtsgelehrter, welcher beim Lauterbach sitzt, und oft vergeblich eine von seinen 24 Stunden zu verlieren wünscht. Das Urtheil, welches Sie über mich gefällt haben, kömmt in vielen Stücken mit demjenigen überein, was ich selbst von meiner Arbeit gedacht habe; und der Affe, welcher bei den Nüssen seine Rolle vergaß, ist wirklich nicht übel angebracht. Allein die ganze Schreibart, der ich mich bedienen zu müssen glaubte, war mir ungewohnt; und mehr als einmal bin ich in Versuchung gewesen, die ernsthafte zu wählen. Ein ganz fremder Umstand, nehmlich mein bisheriger Aufenthalt bei der Armee, hielt mich vornehmlich hievon zurück. Mit der traurigen Physiognomie eines Landesdeputirten durfte ich nirgends erscheinen. Mit meiner lustigen Maske war ich hingegen überall willkommen, und oft habe ich mit blutendem Herzen und thränenden Augen den Herzog Ferdinand gebeten, nur einmal gnädig zu lachen. Zur Beruhigung meines Gewissens ließ er mir vor und nach eine halbe Million nach; und so wurden die Lichter einigermaßen bezahlt. Dieses gehört zur Geschichte des Harlekins, welcher bei der Armee geboren und erzogen worden.

In den Satz, daß das Lächerliche eine Größe ohne

*) Dies geht auf die erste Auflage des Harlekins vom J. 1761.
N.

Stärke sei, bin ich noch zu sehr verliebt, um ihn sofort aufgeben zu können. Ich möchte ihn gern vertheidigen. Allein die Art der Vertheidigung dürfte viele Rückfälle haben; und so will ich es lieber nicht wagen.

Den christlichen Don Quichote habe ich wirklich im Sinne gehabt, und mich bei der Beurtheilung gewundert, wie ich dafür den englischen setzen können.*)

Zu den Schwierigkeiten, welche sich der Aufnahme des deutschen komischen Theaters entgegenstellen, rechne ich auch besonders mit den Mangel einer allgemeinen Hauptstadt dieses Reichs. In einer solchen Hauptstadt lassen sich mit der Zeit viele idealische Charaktere personificiren, und dem ganzen Reiche zur Intuition bringen; wie mir Herr Lessing, welcher zuerst den wahren Vortheil, den die bestimmten Charaktere der Thiere in der Fabel verschaffen, bemerkt hat, bezeugen wird. Harlekin ist wirklich ein solches Thier in der Fabel; und eben das sind die meisten Charaktere, deren sich die Verfasser dieser Art von komischen Stücken bedienen. Der gemeine Mann kennt sie, wie den Fuchs und den Löwen. Und vielleicht kennen Sie, mein Herr, Tyburn und la Greve, ohne den Platz nennen zu können, wo in Berlin oder Wien die Diebe gehangen werden. Kaum hat sich der eine oder andere von unsern Dichtern so elend berühmt gemacht, daß man ihn zum Thiere in der Fabel gebrauchen kann. Grubstreet, und tausend Benennungen dieser Art sind aus den beiden wahren Hauptstädten Europens überall verbreitet. — —

---

*) Es scheint blos ein Schreib- oder Druckfehler gewesen zu sein. Die Stelle steht jetzt richtig, Th. 1, S. 78, zweite Note.
N.

8.

Möser an Denselben.

Osnabrück, 1763.

Ich denke, es geht Ihnen nunmehr so wie mir. So bald bin ich nicht einen Daumen breit hinterm Thor, so bin ich über alle Sorgen recht sehr weit erhaben, und voll süßer Träume. Schade nur, daß wir nicht ein Weilchen zusammen gereiset sind. Vielleicht hätten Sie die Anmerkung von der frühen Verrückung eines gewissen Kopfes, wovon ich Ihnen einmal sagte, gegründet gefunden. Hätten Sie seines Bruders Sohn vor und nach einer schweren Krankheit gekannt, so würden Sie wirklich über die Verwandlung als ein ganz seltsames Phänomenon erstaunen.

Vielleicht hätten wir uns von den Vorfällen, welche uns zu Hause drückten, in etwas erholet, und Athem aus freier Luft geschöpfet. Mich schlugen damals viele Dinge nieder; und ich war nicht daheim. Sie durften sich auch kaum fühlen; und so vergingen gute Tage und Stunden, welche minder trösteten als sie anfangs versprachen. Der gute Herr Superintendent ist mir noch immer eine sehr merkwürdige Erscheinung, seitdem ich seines Bruders Sohn vor und nach einer Krankheit gekannt habe. Dieser war wirklich ein ganzes halbes Jahr verrückt; und die Verrückung bildete sich zu einem ganz neuen Charakter aus, so daß der junge Mensch vom Weißen zum Schwarzen überging. Aus vielen jugendlichen Handlungen des ältern schließe ich auf eine gleiche Crisin; und die Sache verdiente wirklich eine ernsthafte Betrachtung. Die Geschichte unserer Seelen hätte vielleicht aus einem Tollhause ansehnliche Beiträge zu erwarten. Und wer weiß, ob wir nicht auf Mittel kämen, dumme Jungen rasend, und aus Rasenden Virtuosen zu machen? Doch wir wollen es bleiben lassen. Die Leute bekommen ihre Rückfälle; das wissen Sie.

Wenn Sie nun nach Frankfurt kommen, so werden Sie den Herrn Superintendent Plitt sprechen; und dann bitte ich um meine gar schöne Empfehlung. Ich verehre in ihm einen Mann von einem recht guten Temperament. Sie werden ihn vergnügt finden; darauf wette ich. Und was will man mehr? In Genf werden Emil und Sophie *) nun wohl ein halbes Dutzend Kinder mit einander haben; denn sie schienen beide von guter Art zu sein. Sollten Sie das Glück haben, das Paar zu sehen, so erkundigen Sie sich vor Allem, ob... —

Wenn Sie nun nach der Schweiz kommen, so bringen Sie mir doch so etwas mit; einige Ueberbleibsel von der Sündfluth, oder sonst ein Stück von den berühmten Alpen, woraus so viel Wesens gemacht wird. Vor Allem lassen Sie sich dort die Art zeigen, wie sie die großen Käse machen; hievon ist doch noch wenig in der Physik gehandelt. Und wenn Sie auf der Brücke zu Genf sind, so erinnern Sie sich, daß Cäsar darüber gegangen.

Sollten Sie auch dort am Fuße der Alpen eine Julie oder Sophie finden, so lassen Sie sich von ihnen einen Salat mit den Fingern umkehren, und verwahren mir davon ein recht grünes Blättchen. Treten Sie aber nicht auf die Alpen, um von der Höhe einen verachtenden Blick auf unser Westphalen zu werfen. Es giebt gute Leute überall, und ein Mädchen aus dem pays de Vaud hat ihre Reizungen eben so gut als eine Pariserin. — —

---

*) Rousseau's Emile. N.

9.

Abbt an Möser.

Bückeburg, Mittwochs den 21. Mai 1766.

Dear Sir! Ich habe heute Ihren Brief erhalten und danke Ihnen dafür herzlich. Ich bin jetzt gottlob wieder besser; mein Anfall war mehr schmerzhaft; und ich wäre, nachdem die Gefahr vorüber war, beinahe an einem zurückgetretenen Schweiße, worüber ich in Ohnmacht gefallen war, und worin mich zum Glück noch mein Bedienter antraf, in der Nacht todt geblieben. Ich sagte eben: zum Glück, ohne daß ich recht weiß, ob ich es sagen darf. Denn ich wäre auf eine sehr angenehme Art aus dem Leben herausgerutscht; und da es so viele unangenehme Todesarten giebt, so kann man vielleicht wohl sagen, que c'est perdre une belle occasion que de manquer une sortie de la vie, qui auroit été aisée. Uebrigens bin ich wieder genesen; und wenn einen Höfling die Gnade seines Herrn plötzlich heilen kann, so muß der meinige Arzt gewesen sein, da er mich zweimal in meiner Krankheit besucht hat, und ausdrücklich deßwegen vom Baume, eine Meile von hier, hereingereiset ist. Nichts desto weniger haben Sie Recht, daß ich mich nach Ihrem edlen häuslichen Leben sehne, und nach der Freude, lauter Gesichter von Freunden anzugucken. Ich glaube, Gott verzeihe mir's, daß ich aus lauter Ausgelassenheit ohne Hosen herumspringen würde, um mich einmal recht in der vezzosa libertà zu fühlen. Unterdeß, wann es geschehen wird, weiß ich nicht genau. Ich muß die Zeit abpassen, wenn der Herr nebst der Gräfin in Hagenburg, und ich nicht mit sein werde; dann fliege ich zu Ihnen; aber es muß keine Hochzeit dort sein, außer die meinige *); und auch keine Ga-

*) Es hatte damals eine Demoiselle aus Mösers Hause gehei-

stereien. Denn da würde ich meine beste Gerichte, Köhren mit ihnen, verlieren.

Morgen gehe ich in Affairen nach Hannover, und werde dort den ehrwürdigen Hrn. von Münchhausen kennen lernen, worauf ich mich sehr freue. Ich bleibe dort bis in die nächste Woche. — Hier folgt der Anfang meiner Historie. Ich habe es gewagt, Sie in der Vorrede öffentlich als meinen Freund zu nennen, weil ich immer an das Swiftische *orna me* denke, und mit Ihnen gar zu gern stolzire. Zugleich steckt eine verzweifelte List darunter. Nachdem ich dem Publicum nun einmal gesagt habe, daß Sie mir zuweilen schreiben, so kann ich nun mich gegen dasselbe über Sie beklagen, wenn Sie aufhören es zu thun; und die Schande werden Sie sich hoffentlich nicht zuziehen. Sehen Sie wohl, mein theurer Herr, so weiß ich Ihre vim inertiae zu packen! Das Titelkupfer hatte ich als eine Grille nach Halle hingeschrieben; allein anstatt der Simplicität, da ich nur zwei Figuren wollte, haben sie Gott weiß was für Creaturen noch in Halle zugesetzt; und damit ist denn das geworden, was Sie jetzt sehen. Hausen hat auch schon angefangen, etwas von der neuen Historie herauszugeben. Das müssen Sie sich aber kommen lassen. Mich dünkt, er greift nicht tief genug in der Geschichte von Deutschland, außerdem daß er den Plan ganz ändert, und ganze Nationen in der Geschichte einzeln herunter erzählt. Doch ich will Ihnen im Urtheil nicht vorgreifen. Nicolai schickt Ihnen wieder ein Stück von der Bibliothek. Ich habe nichts darin als die Recension von Kollars Schrift. Der Herr von Moser hat etwas herausgegeben, was er Reliquien nennt. Ich glaube wirklich, daß es die Reliquien seines Feuers und seines Geistes sind; denn der Mann

---

rathet, die lange dort zur Gesellschaft gewesen, und Abbten bekannt war. Er schickte ein Reh auf ihre Hochzeit. N.

fängt an sich so unbarmherzig abzuschreiben, daß ich in den belobten Reliquien zweimal auf Stellen gestoßen bin, die von Wort zu Wort in dem nehmlichen Buche von einem Alphabet zweimal abgedruckt stehn. Seine Reflexionen vermehren sich, scheint es, wie die Stückchen Holz vom Kreuze Christi.

Anderes, was mir Nicolai von der Messe geschickt, ist nichts als Sammlung von Poesien; auch Zachariä's Cortes, von dem ich mit Ungeduld Recensionen erwarte; weil ich nicht Willens bin, ihn jemals zu lesen, ob Sie gleich unter der Zahl der Subscribenten stehen. Wie geht's mit der Osnabrückschen Geschichte? Wann wollen Sie einmal alle badauds, die bisher in der deutschen Geschichte herumgewühlt, gaffen machen? Doch addio, carissimo! — Wenn ich meiner Mama ihre lieben Hände durch Küssen heilen könnte, so wollte ich sie wohl zum Schreiben bringen.

Bald hätte ich vergessen zu sagen, daß der junge Herr Graf das Wild auf seine Rechnung schreiben lassen, daß er es mir also geschenkt, daß ich es Ihnen auch aus edlem Trieb und Großmuth schenke, und daß Sie mir nur für ½ Rthlr. Botenlohn obligirt bleiben, den ich erst noch bezahlen muß. Ich bin nur froh, daß das Geschöpf noch hingekommen ist. Ich dachte in meiner Krankheit immer daran. Meine Schwester Jeannette muß mir verzeihen, daß ich ihr so lange nicht geschrieben habe. Alle Andere grüße ich vielmals.*)

*) Andere Briefe von Abbt an Möser stehn in Abbt's Vermischten Werken, Th. 6, S. 3 — 36. N.

10.

Graf Wilhelm von der Lippe an Möser.

Bückeburg, den 4. November 1766.

Wohlgeborner,
Hochzuehrender Herr Regierungsrath.

Es hat Gott gefallen, Meinen Hof- und Regierungsrath Abbt gestern Abend spät, nach einer kurzen Unpäßlichkeit, aus dieser Welt abzufordern. In welcher Maße Ich durch diesen großen Verlust gerühret bin, läßt sich nicht ausdrücken. Die mir bekannte Hochschätzung des Wohlseligen gegen Ew. Wohlgeb., und die schriftliche Correspondenz, welche er mit Denenselben unterhalten, veranlaßt Mich zu vermuthen, daß Ew. W. daran gelegen sein möchte, von diesem betrübten Vorfall ohne Zeitverlust benachrichtigt zu werden. In solcher Absicht habe ich die Ehre, Gegenwärtiges an Ew. W. abgehen zu lassen; der Ich sehr wünsche, angenehme Gelegenheiten zu haben, um Ew. W. die Versicherung derjenigen vorzüglichen Hochachtung wiederholen zu können, womit Ich bin

Ew. W.

ergebenster Diener
Wilhelm, Reg. Graf zu Schaumburg-Lippe.

11.

Möser an J. B. Michaelis.

Ihre Parodien sollen mir sehr willkommen sein. Wofern sie aber gegen das Ende des Jahrs einförmig werden sollten, welches der Genius in Gnaden verhüten wolle, so

schicke ich das Packet auf einer preußischen Post zurück. Jenen Fehler sehe ich fast als nothwendig an, weil unsre gelehrte deutsche Sprache zu arm ist, die niedrigen Scenen des täglichen Lebens edel und kräftig zu malen. Hätte sich so, wie in England, die Sprache einer Provinz zur allgemeinen erhoben, so würden wir einen weit größern Reichthum von schnurrigen, drolligen und äffenden Ausdrücken für Bilder von gleicher Art haben, und deren von der schöpferischen Laune des gemeinen Mannes noch immer mehr erhalten als jetzt, da wir alles Provinciale verlieren und die Bildung unsrer Sprache kalten Philosophen überlassen. Man hat der niedersächsischen Sprache den Vorzug vor der in Schriften üblichen obersächsischen einräumen wollen, ohne zu bemerken, daß jede Provincialsprache in gewissem Maße reicher und nachdrücklicher sei als die allgemeine deutsche. Ich führe dieses zu dem Ende an, damit Sie es einmal wagen möchten, aus irgend einer Provincialsprache glückliche Wendungen, Bilder und Ausdrücke in Ihre Parodien zu bringen und solche für das Burleske zu naturalisiren. Vielleicht wäre die bergmännische, welche Vielen schon bekannt ist, hiezu die geschickteste; und wie würde ich mich freuen, wenn Sie unser deutsches Grubstreet, oder die Lieder, welche auf den Jahrmärkten verkauft werden, eines philosophischen Blicks werthschätzten! Lassen Sie sich aber durch diesen vielleicht unbeachtbaren Vorschlag in der Hauptsache nicht irre machen. Es geht mir wie den unschuldigen Mädchen, die wohl fühlen, daß ihnen etwas fehlt, ohne einen deutlichen Begriff von dem Fehlenden zu haben. Wenn ich alte Barden-Lieder lese, so empfinde ich den Mangel des Eigenthümlichen sowohl in den Bildern als im Ausdruck, glaube auch wohl, daß die neuern Barden, wenn sie die Dichter der mittlern Zeit nützten, uns glücklicher täuschen und das später Uebliche leichter für das Aeltere ausgeben könnten, als das selbsterfundene Alte. Allein ich bin nicht im

Stande, die Art und Weise näher anzugeben. Gleim allein hat diese Quellen sowohl in seinen Kriegsliedern als in seinen Romanzen genutzt, und ich rechne ihm dieses zu einem besondern Verdienste an. Dieser wird Ihnen hierin am besten rathen.

Bisher hat man in den Parodien sich fast nur mit dem Contrastirenden beholfen; eine Manier, die, sparsam gebraucht, ihre Wirkung thut, aber in einiger Menge selbst an dem immer contrastirenden Voltaire zu sehr auffällt. Eben so ist es mit den veralteten Worten,

mit der Königin milde
dem Degen freyssan
der Würmin schadesan
und der Magd wohlgethan.
Dem Recken geheure,
der so mannich Abenteure
und fideln und hofiren
im Heldenbuch gethan.

Indessen wenn das Bild glücklich gewählt ist, so liest man es doch noch gern; als z. B.

Ein blankes Aermlein weisse,
Recht als ein Hermelin,
Schwank da mit ganzem Fleisse
Die edel Kaiserin.
Sie schmuckt sich an sein Wangen
Und küßt ihn an den Mund;
Also stund vor ihm drangen
Die Kaiserin zu der Stund.

Und ich wünschte, daß man besonders die alte Sitte, welche doch immer gefällt, aus den Schriften unsrer alten Dichter besser nützen möchte. Wie der kühne Kern Herebrant die minnigliche Magd von Tarsis geheirathet hatte, so findet Heinrich von Osterdingen sie des andern Morgens im Bette

Mit Armen fein umfangen
In ehrentreichem Muth;
Die Nacht was hingegangen
Eh es sie dauchte gut.

Hier will ich alle unsre Neuern fragen, ob sie an den ehrentreichen Muth würden gedacht haben?

Noch eins beiläufig. Homer braucht bei seinen Helden oft einerlei Beiwort; ein Gleiches thun unsre alten deutschen Dichter, die den Homer nie gelesen haben. Es ist immer

Wolf Dieterich der milde
Der kühne Berner
Der Kaiser reiche
Der freissliche Than;

und wenn ich mir vorstelle, daß beider ihre Lieder der Gesellschaft vorgesungen wurden, so mußte es dem Begriffe der Zuhörer sehr zu Statten kommen, daß die handelnden epischen Personen allezeit unter einerlei Character erschienen. Auf der Bühne thut einerlei Kleidung eben die Wirkung, die hier einerlei Beiwörter thun. Der milde Wolf Dieterich ist gewiß in eben dem Geschmack wie pius Aeneas; und der Becher von Golde wohlgethan, oder die Magd wohlgethan hat sehr viel Aehnliches mit Homer's öfterem ευεργ....

12.

J. B. Michaelis an Möser.

Halberstadt, den 26. Januar 1772.

Theuerster Herr Justizrath!

Möchten doch meine Bemühungen, wovon ich Ihnen hiemit den ersten Versuch zu überschicken die Ehre habe, nur den kleinsten Theil der gütigen Gesinnungen verdienen, deren Sie meine Muse würdigen.

Das arme hypochondrische Mädchen hat für diesmal in einem ziemlich ernsten Tone geleiert. Ob sich die From-

men unsrer Zeit deßwegen wieder so bald mit ihr aussöhnen möchten, steht zu erwarten. Es ist auch eigentlich meine Absicht nicht. Was mir die gute oder böse Laune in ernsthaften Stunden eingiebt, schreibe ich scherzhaft oder ernsthaft nieder, nachdem das Autorwetter ist, und daraus entsteht dann ein Ding wie der Pastor — Amor, oder wie die Gräber der Dichter.

Sie scheinen, mein verehrungswürdiger Freund, bei den vortrefflichen Maximen über das Komische meinen Aeneas in Gedanken gehabt zu haben. Wäre es nicht zu stolz für mich, ich glaubte, Sie hätten meiner Seele ihre geheimsten Gedanken entrissen; so sehr stimmen Ihre Reflexionen mit dem überein, was ich seit vielen Jahren bei meinem Umgange mit der komischen Muse gedacht und wieder gedacht habe. Niemand kann wohl den Mangel am Komischen in unsrer gelehrten Sprache mehr fühlen als ich. Ich habe von jeher die Provincialismen in Schutz genommen; aber leider! ist unser Publicum gar zu wenig daran gewöhnt; und — vergeben Sie mir — am wenigsten die Herren Niedersachsen. In Obersachsen lernt man leichtlich einen Provincial-Ausdruck in seine Sprache hinübertragen; man sieht aus dem Zusammenhange, was er heißt; und wenn er einmal verstanden ist, so ist er auf immer in der Mundart des Lesers geborgen. Ganz anders sind die Herren Niedersachsen. Schon in Leipzig waren einige, mit denen ich Umgang hielt, der beständige Fluch meiner provinciellen Freibeuterei. Es schmerzte mich um so viel mehr, da meine oberlausitzer Sprache eine Menge der drolligsten Ausdrücke hat. Lessing, mein Landsmann, hat sie wohl zu nützen gewußt, wie seine theatralischen Schriften auf allen Seiten zeigen.

Auch wegen der Monotonie in Parodien bin ich ganz Ihrer Meinung. Vernachlässigtes Costume und Contrast des Großen und Kleinen, Wichtigen und Unwichtigen sind Quel-

len, die jeder Stümper bis zum Ekel erschöpft; und woher immer neue?

Wie sehr ich Monotonie in meinem Aeneas verabscheue, ist dies ein Beweis, daß ich mit jedem Gesange ein andres Metrum wähle. Man sollte nicht glauben, welchen wesentlichen Einfluß eine solche Kleinigkeit als Sylbenmaß und Stellung der Reime auf die Gedanken und die ganze Form des Ausdrucks habe!

Unsre alten Deutschen habe ich, wie Sie sehen werden, wenn ich den Aeneas herausgebe, nicht ungebraucht gelassen. Eine ganze Menge davon liegt beständig um mich herum, und Sie sollten mich manchmal eher für einen Antiquarius als Parodisten des Maro halten. Ueberhaupt sind die alten Deutschen meine Lieblinge, von den Minnesängern bis auf Martin Opitz.

Unser Gleim überschickt Ihnen sein Lied an die Musen, und unser Jacobi Nachrichten wegen der Gleimschen Pränumeration. Beide lassen sich Ihnen auf das verbindlichste empfehlen.

Ich aber, mit einem Herzen, das den ganzen Werth Ihrer gütigen Gesinnungen gegen mich zu schätzen weiß, durchdrungen von dem lebhaftesten Danke, wünsche nichts eifriger als Ihnen unter jeden Umständen zeigen zu können, mit welcher wahren Hochachtung und Verpflichtung ich sei

Ihr

gehorsamst ergebenster
Michaelis.

13.

Kästner an Möser.

Göttingen, den 9. Decemb. 1773.

Ew. — nur zu schreiben, um Ihnen meine Hochachtung zu versichern, habe mich nie überwinden können, weil mir dieses gerade so vorkömmt, wie wenn man einen ehrlichen Mann, der eben im Trinken begriffen ist, beim Ermel zupfen läßt, daß er absetzen, und sich umsehen muß, wer am andern Ende der Tafel seine Gesundheit trinkt.

Jetzo aber glaube ich Ew. — selbst ein Vergnügen zu machen, wenn ich Ihnen den Herrn Hollenberg empfehle, dessen Sie sich schon auf eine so edle Art angenommen haben.

Durch den Tod seines Vaters leiden die Wissenschaften einen größern Verlust, als sie durch den Tod manches Professors leiden würden. — Von den großen Fähigkeiten und dem brennenden Eifer dieses jungen Menschen ließ sich desto mehr erwarten, da er bei dem Kopfe auch die Hände zu brauchen geschickt ist, und also in praktischer Anwendung der Mathematik ungemein brauchbar würde geworden sein. Denn die Leute, die Kopf und Hände zugleich brauchen können, sind noch immer ziemlich selten, da sich seit dem ehrwürdigen Ursprunge der vier Facultäten in den Zeiten, da man vier Elemente, vier Monarchien, und was weiß ich wieviel Quaterniones Imperii? hatte, die Gelehrten den Kopf zugeeignet und die Hände den Handwerkern überlassen haben; obgleich zur Ehre unserer Zeiten jetzo viel Gelehrte die Hände auch recht gut zu brauchen wissen, und zwar mit noch weniger Kopf als die Handwerker.

Ob es möglich ist, daß Herr Hollenberg sich noch, seinem Triebe gemäß, in den Wissenschaften, durch die er nützlich werden würde, vollkommner machen kann, das

wird auf seine Glücksumstände ankommen, und Ew. — Schutz wird darein den beträchtlichsten Einfluß haben. —

Abraham Gotthelf Kästner.

14.

Göthe an Frau von Voigts.

Madame!

Man ergötzt sich wohl, wenn man auf einem Spazirgang ein Echo antrifft, es unterhält uns, wir rufen, es antwortet; sollte denn das Publicum härter, untheilnehmender als ein Fels sein? Schändlich ist's, daß die garstigen Recensenten aus ihren Höhlen im Namen aller derer antworten, denen ein Autor oder Herausgeber Freude gemacht hat.

Hier aber, Madame, nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die Patriotischen Phantasien Ihres Vaters, die durch Sie erst mir und hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele.

Empfehlen Sie mich Ihrem Hn. Vater, nehmen Sie diesen Gruß so mit ganzem Herzen auf, wie ich ihn gebe, und lassen sich nicht an der Ausgabe des zweiten Theils hindern.

Madame

Dero

ergebenster

Goethe.

Frankfurt am Main,
d. 28. Dec. 1774.

15.

An den Geh. Kriegsrath Ursinus in Berlin.

Osnabrück, den 24. December 1776.

Wie sehr Vieles werden Sie nun, freundschaftlicher Mann, von der guten Meinung, die Sie von mir gefaßt haben, zurücknehmen müssen, da ich Ihnen offenherzig gestehen muß, daß ich der Verfasser der von Ihnen so sehr bewunderten Stücke nicht bin *), und als Reimer noch in's medium aevum der deutschen Dichtkunst gehöre, ob man mir gleich die unverlangte Ehre angethan hat, einige Lieder, die ich gewiß vor 30 Jahren gesungen, ich weiß nicht in welchen Almanach der neuern Musen aufzunehmen.

Oft habe ich aber gewünscht, daß ein Bürger unsere alten Volkserzählungen und legendary tales, die zuweilen so kräftig sind und immer noch den Mann ergötzen, wenn er die Freuden der Jünglinge geschmacklos findet, behandeln möchte. Oft habe ich den h. Petrus mit dem gedoppelten Schlüssel und andre Maschinen der christlichen Mythologie, welche in diesen Erzählungen, so wie überhaupt alle Götter in dem ersten Fortgange der Dichtkunst, so

---

*) Herr Ursinus beschäftigte sich damals mit der Herausgabe seiner „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart," welche im Jahre 1777 heraus kamen. Er hatte Mösern um Beiträge ersucht, und sich auf einige Gedichte in einem Musen-Almanach berufen, welche mit M. unterzeichnet waren, und die von Verschiednen Mösern waren zugeschrieben worden. — Zugleich hatte Herr Ursinus, um eine Probe seiner Arbeit zu geben, die von ihm übersetzte schöne Ballade von der Beichte der Königin Eleonore beigelegt, welche in jener Sammlung gedruckt steht, und wovon M. gegen das Ende dieses Briefes redet. N.

gute Dienste thun, bewundert. Und so ist es mir ein ausnehmendes Vergnügen gewesen, daß Sie den Geschmack unserer Nation hierauf vorbereiten wollen.

Eine dieser Volkserzählungen, worin Petrus einem Schneider zuläßt, ein Bein von Gottes Fußschemel auf seinen diebischen Kameraden herabzuschleudern, und Gott, wie er nach Hause kommt und die Ursache erfährt, ihm das Wanne! Wanne! zuruft, wenn ich so hastig wäre wie du! bringt eine der wichtigsten Religionswahrheiten dem gemeinsten Manne vor Augen; und der sinnliche gemeine Ausdruck kann schwerlich höher getrieben werden, so sehr auch übrigens gegen die Regel ne Deus intersit gefehlt worden; wenn man die Zeiten, wo die Götter noch leichtfertig bei der Hand waren, mit den unsrigen, wo die Wunderwerke sparsam sind, vergleichen darf.

Die Beichte einer Frau an ihren Mann, welche in unsern Volkserzählungen also schließt:

Er sprach: Geh hin, ich sprech dich los
Des schweren Sündenfalls;
Doch säß ich nicht an Gottes Statt,
Ich bräche dir den Hals!

hat zwar nicht das Eigene der Ballade, welche Sie mir zur Probe überschickt haben, aber doch auch ihren Werth, und nicht den Fehler der englischen, welche bei der Beichte einen Zuhörer und wohl gar einen Laienbruder duldet. Einem unkundigen Lutheraner wird es auch nicht sogleich einleuchten, warum die Königin ihre Sünden, nach heutiger Art zu reden, einem fremden Mönche in die Kappe schüttet.*)

Diese Fehler des Originals hat aber der Uebersetzer nicht zu verantworten, als welchem ich wegen der Manier

*) Den Grund der Ohrenbeichte an fremde Geistliche hat Möser selbst angegeben, in dem Aufsatze: Noch etwas über die Geburtsrechte. N.

sowohl als wegen des Costums die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren lasse. — Sollte aber im Original die Absolution nicht etwas mehr mit einem alten Formular übereinkommen als die deutsche?

Der Eifer des h. Augustins, der Concilien und Capitularien gegen die Balladen, welche zuerst in sollennitatibus sanctorum gesungen wurden, halte Sie nicht ab, das Publicum mit der angekündigten Sammlung zu beschenken!

Möser.

N. S.

Mit einigen alten Minneliedern könnte ich Ihnen noch dienen. Sie sind aber sehr unleserlich, indem das Pergament, worauf sie geschrieben, einige hundert Jahre zu Umschlägen alter Rechnungen gebraucht worden. Keines davon befindet sich in den bisher gedruckten Sammlungen; und besonders finden sich einige darunter vom K. Heinrich, dessen blühender Stil aus dem einzigen Stücke, was sich voran in der Manessischen Sammlung findet, sogleich kenntbar ist. Der Anfang ist:

Owe herzeliker Leyde
De ick sende tragen muſs
Owe lichter Oghen weide
Wanner wird mir sorgen Buſs
Wanner soll din roter Mund mich lachen an
Und sprechen: O du selig man
Was du wilt das sy gethan!

16.

An Denselben.

Osnabrück, den 12. Juli 1777.

Würdiger lieber Herr (Stylo vetere)!

Bei Durchlesung der mir gütigst zugesandten schönen Balladen habe ich es mehrmals bedauert, daß wir Deutschen nichts von dergleichen Reliquien aufzuweisen haben; sie würden mir lieber sein als die Knochen aller 11000 Jungfern zu Cölln. Unstreitig haben unsre Vorfahren auch gesungen, und zwar gut, weil Karl der Große es werth hielt, ihre Lieder zu sammeln. Allein überall, wo das Hof- und Stadtleben, was immer neue und kostbare Ergötzungen erfordert, zu früh angefangen hat, haben sich jene ländlichen Lustbarkeiten verloren. Ein alter Than, der jährlich die Vasallen seines Clans einmal zur Tafel hatte, mochte froh sein, seine Gäste nach der Mahlzeit mit einer Ballade zu unterhalten; und die Sänger, welche ihr altes Lied wiederholten, hatten hier so leicht nicht zu besorgen, daß man ihrer müde würde, indem sie des Jahrs vielleicht nur einmal in ihrem Kreise herumkamen. Aber an Höfen und in Städten hört man ein Lied leicht zu oft, und Jeder, der für ihr Vergnügen arbeitet, sinnt auf etwas Neues und Kostbares. Man lacht hier über den Landjunker, der sich noch an einer fahrenden Oper ergötzt, und dieser schämt sich der Natur und — der Ballade, bis er, des Hof- und Stadtlebens satt, in sein altes Bergschloß zurückkehrt, und noch einmal vor seinem Ende sich an den alten guten Zeiten ergötzt. Dieses scheint mir die Ursache zu sein, warum sich in den schottischen Gebirgen von der alten Dichtkunst mehr als in allen andern Ländern erhalten hat. Doch hat man auch in Frankreich noch einige, wie die Chatelaine de St. Gilles und die Romance von D. Aucassis et

de Nuolette, welche 1760 zu Paris unter dem Titel Les amours du bon vieux tems herauskamen. Die letztere ist eine fahrende Oper, worin nach jedem Gesange die Erzählung der Geschichte in Prosa fortgeht, und durch ein mimisches Spiel unterstützt wird. Dergleichen geschah auch bei den Balladen, wie man aus den Schlüssen verschiedener Kirchenversammlungen schließen muß.

Doch warum schreibe ich dieses dem Manne, der dieses besser als ich weiß? Aber was thut man nicht, um seine dankbare Aufmerksamkeit zu zeigen?

Die Ausführung des Hrn. Chodowiecki in dem Titelkupfer ist schön, aber an Erfindung nicht reich genug; es herrscht eine einförmige Aufmerksamkeit darin, und ich hätte wenigstens gewünscht, daß einer von den Zuhörern mich angeblickt hätte, um mich mit seinen Augen zu fragen, ob das nicht vortrefflich sei?

In der Vorrede ist der Name Dugdale verdruckt; und das Doomsday-book ist nicht sowohl ein Lehnsprotokoll, als die verbesserte Reichs-Lehns-Matrikel, oder vielmehr der moderirte Anschlag aller Kronlehen, worin enthalten ist, mit wie vielen Reisigen und Gewapneten jeder Kronvasall erscheinen soll. — Schon wieder eine pedantische Note! — Von der Uebersetzung selbst sage ich nichts, als daß sie mir sehr gefallen hat.

Die Volksgeschichte, der ich letzthin erwähnte, ist ungefähr folgenden Inhalts. Ein Schneider kömmt vor den Himmel — Petrus weiset ihn ab — endlich erhält er ein Plätzchen hinter der Thür, wo man ihn nicht sieht. Der liebe Gott mit seinen heiligen Engeln geht einmal spaziren — der Schneider bedient sich der Gelegenheit, den Himmel und Gottes Thron zu besehen. Vor demselben ist eine runde Oeffnung, wodurch Gott Alles sieht, was auf Erden geschieht — der Schneider guckt durch — sieht seinen Kameraden stehlen — reißt in der Eile ein Bein vom Thron,

und schleudert es ihm auf den Kopf. — Der liebe Gott kommt wieder — sieht den Mangel des einen Beins — es kann es Niemand als der Schneider, der allein da gewesen, gethan haben — er wird vorgefordert, und bekennet, was und warum er es gethan. — Darauf sagt der liebe Gott zu ihm: „Wanne! Wanne! wenn ich so hastig wäre wie du, wie würde es dir auf Erden ergangen sein?" *)

Das Vehiculum mit der Himmelsthür und dem h. Peter wird auf diese Weise von den gemeinen Leuten sehr gebraucht; es ist ein Werk der heiligen Mythologie, und es ist eine Zeit gewesen, wo mehrere Heiligen, deren Character dem Volke intuitiv war, eben die Dienste thaten, wozu man, nachdem die schönen Wissenschaften wieder aufkamen, die griechischen und römischen Götter gebrauchte. —

Die deutschen Lieder, wovon keines in der Manessischen Sammlung, der einzigen, die wir haben, steht, erfolgen in der Urkunde hiebei. Wenn Sie solche nicht gebrauchen sollten, so erhalte ich sie gelegentlich wieder zurück. Das eine Lied: Twivle nich du leweste myn, ist vielleicht das einzige westphälische Minnelied, was wir haben; es ist zwar nicht eigentlich in unsrer Sprache, aber es hat doch besondre Provincialismen, welche sich in allen andern nicht finden. Der Nachtwächter in dem Stücke: Ich singe und sage, es ist an dem Tage, hat verschiedene Nachahmungen unter den gedruckten Minneliedern. **)

Der Raum verbietet mir ein Mehreres zu schreiben. Leben Sie also wohl!

Möser.

---

*) Man s. den Aufsatz: Ueber den sogenannten Aberglauben unsrer Vorfahren. N.

**) Man s. Patriot. Phantasien, Th. 3. N.

17.

Der Geschichtschreiber Schmidt an Möser.

Würzburg, den 15. März 1778.

Des Herrn Statthalters von Dalberg Excellenz haben mir Dero in Betreff meiner Geschichte an Sie (Ihn) erlassenes Schreiben überschickt. Ew. — werden sich nicht leicht vorstellen können, wie angenehm einem ein solches Urtheil fallen muß, wenn man in einer Gegend lebt, wo wahre Kenner in diesem Fach so selten sind, und wo man im Gegentheil noch besorgen muß, von Cabalen und Parteigeist chicanirt und gequält zu werden. Gott sei Dank! bis daher ist noch Alles ruhig vorbeigegangen. Ich werde demnach auch fortfahren, blos nach meiner Ueberzeugung zu schreiben.

Ew. — haben vollkommen Recht, wenn Sie glauben, daß mir Dero Entwurf der Osnabrückischen Geschichte nicht entgangen. Nur Schade! daß ein Werk von solcher Stärke und Neuheit der Gedanken, besonders solchen, die auf eine Menge von Sachen Licht verbreiten, nicht weiter geführt ist. Auch die Patriotischen Phantasien habe ich mit einem außerordentlichen Vergnügen gelesen. Möchten doch mehrere Männer in Deutschland, die selbst Einfluß in die Regierung besonderer Länder haben, nur hie und da etwas zu Papier bringen! wie ungleich größern Vortheil würde man daraus ziehen können, als aus den Schriften so vieler Universitätsstatistiker, die sich so sehr in Deutschland anhäufen! — Einige Bemerkungen, z. B. die Grundsätze der Engländer in Betreff der Hanse, waren mir bei Durchlesung der dahin einschlagenden Urkunden ganz entwischt. Ich habe es demnach blos Ihnen zu danken, daß ich nun in dieser Sache klärer sehe als zuvor. Daß die gute Zeit Deutschlands jene war, da das Faustrecht

im Gang war, davon bin ich ebenfalls überzeugt, werde es auch mit Datis belegen, die nicht leicht einen Zweifel übrig lassen werden. Was wird doch noch wohl bei so weniger Harmonie der Regenten, bei so sehr in einander laufendem Interesse der verschiednen Glieder des Reiches, bei so schlechter Commercialverfassung und zunehmendem Luxus in den kleinern Provinzen aus Deutschland werden? Eines ist mir dabei das Unausstehlichste, daß, da endlich die Theologen ausgezankt haben, und überhaupt duldsam werden, nun die sogenannten Publicisten die Verbitterung zwischen den verschiedenen Religionsparteien nicht allein unterhalten, sondern noch vergrößern. — Die Bemerkung wegen der Alemannier und Baiern habe noch nicht Zeit gehabt zu prüfen, da mich der Verleger wegen frischen Manuscriptes plaget; ich werde aber zu seiner Zeit nicht versäumen, Gebrauch davon zu machen. Wollen mich übrigens Ew. W. unter Dero Freunde zählen, so wird mir dieses einer der angenehmsten Vorfälle meines Lebens sein.

M. J. Schmidt.

18.

Frau von Voigts an Goethe.

Theuerster Herr Geheimerrath.

Sie hätten nach meiner vormaligen Antwort wohl nicht gedacht, daß mein alter Vater noch Ihr Vertheidiger werden, und Ihre Sache gegen den großen Friedrich aufnehmen würde. Allein so sehr er dem Könige sein Urtheil zu gute hält, so sehr ärgerte er sich über das Nachbeten solcher Leute, die unendlich weniger als der König zu besorgen, und unendlich mehr Zeit hätten, ihre Lection zu studiren. Und

im Eifer warf er seine Gedanken auf's Papier, das ich hiebei übersende. Er ist selbst nicht völlig mit seiner Arbeit zufrieden, weil seine Gesundheit ihm nicht erlaubte, das Feuer, womit er ansetzte, lange genug zu unterhalten. Indessen werden Sie seine Gesinnungen und seinen guten Willen daraus leicht erkennen, und was er in der Eile übergangen hat, hinzudenken. Ich wünsche, daß es Ihnen als ein Merkmal seiner wahren Hochachtung gefallen, und zugleich diejenige in Ihrem Andenken erhalten möge, die in dem unbeachtetsten Winkel des Erdbodens beharrt —

— — — — —

Immer behalten wir Weiber das Wichtigste bis zum Postscript — und das geschiehet auch hier, nämlich die Bitte um Ihr Schattenbild. Freilich hab' ich's in meiner kleinen Sammlung; allein von Ihnen selbst würde es mir theurer sein, und auch gewiß, daß es Ihnen ähnlich wäre. Wären Portraits so geschwind zu machen wie ein Schattenriß, so bäte ich um dies. Denn nach meinen Gesinnungen für Sie verdiente ich's — nun will ich mich mit dem letztern begnügen. So viel sage ich Ihnen — wenn Möser und seine Tochter jemals nach Weimar hinkommen, so geschieht's, um Sie kennen zu lernen, und um kein ander Ding in der Welt.

* * *

19.

Goethe's Antwort.

Ihr Brief ist mir wie viele Stimmen gewesen, und hat mir gar einen angenehmen Eindruck gemacht. Denn wenn man in einer stillen Geschäftigkeit fortlebt, und nur mit dem Nächsten und Alltäglichen zu thun hat, so verliert man die Empfindung des Abwesenden; man kann sich kaum überreden, daß im Fernen unser Andenken noch fortwährt,

und daß gewisse Töne voriger Zeit nachklingen. Ihr Brief und die Schrift Ihres Herrn Vaters versichert mich eines angenehmen Gegentheils. Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennet; denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt, und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchstreifen erlaubt werden wollte. Wie oft hab' ich bei meinen Versuchen gedacht: was möchte wohl dabei Möser denken oder sagen! Sein richtiges Gefühl hat ihm nicht erlaubt, bei diesem Anlasse zu schweigen; denn wer auf's Publikum wirken will, muß ihm gewisse Sachen wiederholen, und verrückte Gesichtspunkte wieder zurechtstellen. Die Menschen sind so gemacht, daß sie gern durch einen Tubus sehen, und wenn er nach ihren Augen richtig gestellt ist, ihn loben und preisen; verschiebt ein Anderer den Brennpunkt, und die Gegenstände erscheinen ihnen trüblich, so werden sie irre, und wenn sie auch das Rohr nicht verachten, so wissen sie sich's doch selbst nicht wieder zurecht zu bringen; es wird ihnen unheimlich, und sie lassen es lieber stehen.

Auch diesmal hat Ihr Herr Vater wieder als ein reicher Mann gehandelt, der Jemand auf ein Butterbrod einlädt, und ihm dazu einen Tisch auserlesener Gerichte vorstellt. Er hat bei diesem Anlasse so viel verwandte und weit herumliegende Ideen rege gemacht, daß ihm jeder Deutsche, dem es um die gute Sache und um den Fortgang der angefangenen Bemühungen zu thun ist, danken muß. Was er von meinen Versuchen sagt, dafür bleib' ich ihm verbunden; denn ich habe mir zum Gesetz gemacht, über mich selbst und das Meinige ein gewissenhaftes Stillschweigen zu beobachten. Ich unterschreibe besonders das sehr gern, wenn er meine Schriften als Versuche ansieht, als Versuche in Rücksicht auf mich als Schriftsteller, und auch bezüglich auf das Jahrzehend, um nicht zu sagen Jahrhundert, un-

serer Litteratur. Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen, oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen, so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er soll versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehn haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näher zu kommen.

Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht.

Mein Schattenbild liegt hier bei; vielleicht kann ich Ihnen bald etwas schicken, das weniger Fläche ist. Ich bitte auch um das Ihrige und um das Ihres Herrn Vaters; doch am liebsten groß, wie es an der Wand gezeichnet ist und ohnausgeschnitten. Leben Sie wohl, haben Sie für den Anlaß, den Sie mir zu diesem Briefe gegeben, noch recht vielen Dank, und glauben, daß mir jede Gelegenheit erwünscht wäre, die Sie mir oder mich Ihnen näher bringen könnte.

Weimar, den 21. Juni 1781.

Goethe.

20.

Goethe an Frau von Voigts.

In meinem letzten Briefe versprach ich Ihnen auf das baldigste ein lebhafteres Bild von Ihrem Freunde als eine Silhouette nicht sein kann. Gegenwärtig steht eine Büste eingepackt da, und wünscht abzugehen. Weil ich aber Unrichtigkeiten im Transport fürchte, so bitt' ich um eine Adresse nach Osnabrück, wohin der Kasten abgeliefert werden kann. Leben Sie wohl! Diesmal nicht mehr von einem überhäuften.

Weimar, den 31. Juli 1781.

Goethe.

21.

Derselbe an Dieselbe.

Sie sind gütig, mir oft ein Zeichen Ihres Andenkens zu geben.

Danken Sie Ihrer fürtrefflichen Fürstin für den Antheil, den sie an meinem Dasein nehmen will. Sehr lieb wäre es mir, mich durch Sie besser kennen zu lernen. Sagen Sie ihr: Sie könne versichert sein, daß ich mir's in der Welt sauer werden lasse.

Das Leben P. Bernhards von Weimar, das ich zu schreiben unternommen hatte, liegt, mit vielen andern Anschlägen, auf der Seite. Vielleicht kann ich einen geschickten Mann, den wir jetzt in der Nähe haben, veranlassen, es nach meinem Plane zu schreiben.

Hrn. v. H. grüßen Sie. Es ist mir immer erfreulich, wenn ich sehe, daß die Unarten meiner vorigen Zeiten keinen

so üblen Eindruck bei den Menschen zurückgelassen haben als ich wohl verdient hätte.

Ihrem Herrn Vater schick' ich ehstens von meinen Sachen. Ein Verzeichniß davon bin ich selbst nicht wohl im Stande zu fertigen; es sind so viele Kleinigkeiten.

Leben Sie wohl, und vergessen das versprochene Bild nicht.

Weimar, den 4. März 1782.

Goethe.

22.

Derselbe an Dieselbe.

Sie erhalten hier einen Versuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit so viel Muße gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl sein sollte. Legen Sie es, wie es ist, Ihrem Herrn Vater vor; und dann bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu sein, und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Mir ist eben so wohl um sein Lob als um seinen Tadel zu thun. Ich wünsche zu wissen, von welcher Seite er es ansieht.

Ich füge nur eine Bitte hinzu, daß Sie die Abschrift nicht aus den Händen geben mögen, und erwarte sie bald wieder zurück. Ich lege noch eine Kleinigkeit bei, und hoffe zu hören, daß sich Ihr Herr Vater wieder recht wohl befinde. Möchte das versprochene Portrait doch recht balde ankommen, damit ich ihm in dem neuen Quartier, das ich so eben beziehe, seinen Platz anweisen könne.

Weimar, den 5. Mai 1782.

Goethe.

23.

Der Staats- und Cabinetsminister Graf von Herzberg an Möser.

Berlin, den 1. Juni 1782.

Das Schreiben über die Deutsche Sprache und Litteratur und über die Schrift des Königs von dieser Materie, welches Euer Wohlgeb. zugeschrieben wird, ist mir erst seit Kurzem in die Hände gefallen. Es ist mir nicht gleichgültig, sondern sehr angenehm gewesen, daraus zu ersehen, daß ein Mann von so entschiedenem Verdienst, von so großen Einsichten, und ein so wahrer Deutscher in seiner Schrift meinen Gesinnungen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie stimmen in der That mit der Meinung, welche Sie davon hegen, völlig überein, und ich pflichte dem Urtheil, welches Sie von der Schrift des Königs fällen, größtentheils bei. Ich kann es um so mehr mit Wahrheit und erweislich thun, da ich zu der Schrift des Königs von ungefähr Anlaß gegeben, er sie eigentlich an mich gerichtet, und ich ihm viele mündliche und schriftliche Vorstellungen gethan, um ihm einen bessern Begriff von der Deutschen Sprache und Litteratur und auch selbst von seiner Nation beizubringen. Die besondern Umstände davon habe ich in einer kleinen Nachricht für mich selbst, für die Nachkommenschaft, und für einige deutsche Freunde aufgesetzt, die ich aber bei des Königs Leben nicht in fremde Hände kommen lassen wollte. Da ich weiß, daß Niemand den Werth von dergleichen Nachrichten besser empfindet als Eure Wohlgeb., so habe ich mir die Freiheit genommen, Ihnen diesen gedruckten Aufsatz durch den jungen Herrn von Fürstenberg zu überschicken, und dieser hat selbigen dem Herrn Rath Helwing aus Lemgo mitgegeben, um ihn weiter an Sie zu befördern. Dieser Schrift (welche ich mir nach geschehener Durchlesung zu-

rück erbitte) habe ich drei kleine Reden oder Abhandlungen beigelegt, welche ich allhier an den drei letzten Geburtstagen des Königs in der Academie vorgelesen, und deren Endzweck vornehmlich dahin geht, den Nationalgeist der Deutschen, besonders der nordischen, mehr zu erheben, und sich selbst mehr kenntbar zu machen, wie der jetzt hier anwesende bekannte Abt Raynal öfters sagt: Ihr Deutschen wißt nicht genug, was ihr seid; — wiewohl unsere junge Deutsche nur zu viel davon wissen. Ferner nehme ich mir die Freiheit, Eurer Wohlgeb. bei eben dieser Gelegenheit ein merkwürdiges altes Landbuch oder Catastrum der Mark Brandenburg zu überschicken, welches vermuthlich in Ihrer Gegend wenig bekannt ist, welches ich bloß für Andere, die mehr Zeit als ich haben, abdrucken lassen, und dessen Werth und Nutzen Niemand besser beurtheilen kann als der Geschichtschreiber von Osnabrück. Ueberdem glaube ich auch, dafern ich es nicht vergessen, die letzte Schrift des hiesigen Hofes in der Baierischen Erbfolgssache beigelegt und Ihnen überschickt zu haben, weil sie nur kurz vor dem Teschener Frieden herausgekommen und wenig bekannt geworden. Da ich die erste Hofschrift, das Exposé des motifs etc. aus leicht zu erachtenden Ursachen in französischer Sprache abfassen müssen, so habe ich diese letzte Hauptschrift hauptsächlich für Deutsche gemacht, und lediglich die Absicht gehabt, zu überzeugen, wahr, deutsch, rein und kurz zu schreiben. Ob ich diesen Endzweck einigermaßen erreicht, ob der König nicht in der Baierischen Erbfolgssache sowohl als bei der letztern Münsterschen Coadjutorie-Wahl sich als einen wahren deutschen Patrioten und als einen ächten Staatsmann gezeigt, und ob dadurch nicht der hiesige Hof den Beifall und das Vertrauen von Deutschland und von ganz Europa verdient, darüber wünschte ich von Niemand mehr ein aufrichtiges Urtheil zu vernehmen als von einem Möser. Ich habe damals in den Schreiben

die ich im Namen des Königs an den Kurfürsten von Cöln und an die beiden Domcapitul von Cöln und Münster geschrieben, und welche E. W. vermuthlich gelesen haben werden, ihnen deutlich genug gesagt, daß der König alle Wahl in dem Erzhause Oestreich ihnen nachtheilig hielte, und daß er ihre wahre Freiheit durch alle dem Reichs- und Völker-Rechte gemäße Mittel unterstützen würde, wenn sich die Mehrheit der Stimmen gegen einen fremden Fürsten erklärte; daß er aber diese Mehrheit der Stimmen erkaufen sollte, wie Viele wollten, solches war unserm Staatssystem weder angemessen, noch nothwendig. Der hiesige Hof hat auch niemals dergleichen Mittel gebraucht, und ich kann nach meiner Denkungsart nicht dazu rathen.

Eure W. werden sich vielleicht wundern, daß ich Ihnen ohne persönliche Bekanntschaft so frei schreibe und so unerhebliche Schriften schicke. Es geschiehet auch bloß, um die gute Meinung von meinen Grundsätzen, welche Sie in einer öffentlichen Schrift zu bemerken mir die Ehre gethan, einigermaßen zu rechtfertigen, Sie von dem wahren Ursprung der königl. Schrift zu unterrichten, und dabei mir die Gelegenheit zu verschaffen, daß ich Ihnen durch eine unmittelbare Zuschrift meine für Dero Person hegende wahre Hochachtung bezeuge. —

E. F. von Herzberg.

24.

Hegewisch an Möser.

Kiel, den 31. October 1785.

Wohlgeborner
hochzuverehrender Herr Justizrath.

Als ich das letzte Manuscript zur Geschichte der fränkischen Monarchie zum Druck hergeben sollte, wurde ich

durch verschiedene Umstände, zum Theil sehr unangenehmer Natur, genöthigt, meine dahin gehörigen Papiere und Zettel durch einen Menschen, auf den ich mich verließ, in Ordnung bringen und abschreiben zu lassen. Ich hatte keine Zeit, sie vorher, ehe sie zum Druck abgingen, durchzusehn. Dadurch wurde eine Anmerkung, die ich zu meiner eignen Notiz auf einen Zettel hingeworfen hatte, mit abgedruckt, die ich weder dazu bestimmt, noch so, wie sie gedruckt ist, abgefaßt hatte. Erst lange nachher, da mir diese Stelle gedruckt vor Augen kam, erschrak ich — dies kann ich mit Wahrheit versichern — über diesen contre-coup, der alle die kleine Freude, die mir die gute Aufnahme des Werks verursacht hatte, vereitelte. Ich eilte bei der ersten Gelegenheit, den Fehler so viel möglich wieder gut zu machen, durch eine Anmerkung in der Geschichte Maximilians I., die aber Ew. Wohlgeb. wohl nicht zu Gesichte gekommen sein mag. Indessen, nachdem ich lange darauf gesonnen, wie ich Ew. Wohlgeb. am besten überzeugen könnte, wie gern ich jene Stelle vertilgen, und wie gern ich der ganzen Welt meine große Verehrung gegen Sie auf's lauteste bezeigen möchte, habe ich endlich mich entschlossen, ohne weitere Umwege den Schritt eines freimüthigen und seiner redlichen Absichten sich bewußten Mannes zu thun, Ihnen diese uninteressirte, offenherzige Erklärung zuzusenden, und Sie zu bitten, meiner Versicherung, die ich Ihnen hiemit gebe, zu glauben, daß ich mir zum Zuwachs meiner gegenwärtig glücklichen Lage vorzüglich wünsche, mir die Rückkehr Ihrer ehemaligen gütigen Gesinnungen erwerben zu können.

Wenn mein Schreiben diese glückliche Wirkung haben sollte, so wird es Ew. Wohlgeb. vielleicht nicht unangenehm sein, daß ich von meinen jetzigen Umständen noch so viel hinzufüge: Sie sind so gut, wie ich sie selbst vor der Katastrophe von 1775 bei meinen damaligen großen Aussich-

ten kaum erwarten konnte. Ich genieße aller der Consideration, die man auf einem ehrenvollen Posten wünschen kann. Ich lehre mit viel Beifall; ich habe mein hinlängliches Auskommen, und auch häusliche Glückseligkeit ist mir beschieden. Bernstorf ist mein Gönner, der Kanzler Cramer mein Freund. Das ganze Schimmelmannsche Haus, insbesondere die Gräfin B., erweiset mir viel Freundschaft. Auf unsrer Universität leben die Professoren sehr gesellschaftlich, und hier ist viel gemischte Gesellschaft. — —

Ich werde, vielleicht schon künftigen Sommer, eine Umarbeitung der Geschichte Karls des Großen und der fränkischen Monarchie herausgeben. Ich werde mich bestreben, mit den Veränderungen Ew. Wohlgeb. Beifall zu erhalten.

Ich bin mit großer und wahrer Verehrung,

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster Diener
D. H. Hegewisch.

25.

Möser an den Rath Becker in Gotha. *)

Den 28. Juni 1786.

Gern will ich Ew. patriotische Bemühungen durch meine Unterschrift unterstützen uud Mehrere dazu aufmuntern; aber etwas, das Sie aus der Fülle Ihres Geistes und Herzens hervorbringen, noch zu verbessern, wage und verspreche ich in meinem 66. Jahre nicht, besonders da mir allerhand Nervenzufälle alles anhaltende Nachdenken beschwerlich machen.

*) Abgedruckt aus Hrn. Schlichtegroll's Necrolog, 1794. Zweite Hälfte, S. 272.

Eins will ich jedoch erinnern. Die Behauptung derjenigen, welche sich der besondern Aufklärung des Landmanns entgegen setzen, worunter ich mit gehöre, ist nicht von allen Seiten dargestellt. Diese sagen: Diejenigen, welche, wie ein General Zieten oder ein Capitän Cook, durch lauter Erfahrungen und Handlungen unterrichtet werden, greifen geschickter an, und wirken mächtiger als Andere, die durch schriftlichen oder mündlichen Unterricht gezogen sind; und der Landmann, wenn er nur auf der rechten Stelle steht, kann alles, was er in seiner Sphäre gebraucht, auf jene Art lernen. Die Aufklärung durch Handanlegen oder in der Werkstätte der Natur wird daher noch selbst einer Realschule mit Recht vorgezogen; und auf die Dauer gleicht die Sprache nur dem Gelde, wodurch keine neuen Waaren in den Handel kommen *), sondern nur die darin vorhandenen bezeichnet werden.

Ew. haben dieses selbst zugestanden, indem Sie Ihr Noth- und Hülfs-Büchlein äußerst zweckmäßig eingerichtet,

*) Die Vergleichung der Sprache mit dem Gelde führt weiter, als mein Freund Möser in dem Augenblick dachte, da er dieses schrieb. Allerdings entstehen durch das Geld neue Waaren, und der Handel ward dadurch erst geschaffen. Ehe Geld da war, konnte bloß das Land angebauet werden, und nur so weit als das Angebaute zu nützen war. Wer kein Land hatte, mußte hörig oder leibeigen oder im Gefolge sein, konnte nie durch eigenen Trieb seine Geisteskräfte ganz entwickeln. Erst durch's Geld entstand Handel, Künste, Industrie, eine Menge neuer Bedürfnisse und neuer Waaren. So ist's auch mit der Sprache, und dem Unterricht durch die Sprachen. Durch die Entwickelung der Begriffe werden die Menschen von der Leibeigenschaft der Vorurtheile befreiet, wonach sie ehemals selbst verlangten, der sie aber nicht mehr bedürfen, wenn sie Ursachen und Wirkungen kennen lernen, und ihre Handlungen danach einrichten. Aber so wie Circulation nur das Geld nützlich macht, und Circulation nicht statt findet, wenn das Geld nicht bei jeder Verände-

und solches auf Dinge eingeschränkt haben, die dem Landmanne nützlich sind, aber ihm in seiner Sphäre nicht vorkommen. Dieses war auch der einzige wahre Gesichtspunkt, worin die Sache gestellt werden mußte, und das Geschichtchen von dem Erhenkten, dem an dem Baume zur Ader gelassen wurde, wird mehr wirken als der mitberührte Unterricht in der Religion, der, so vortrefflich und schön er auch ist, den Landmann doch nur auf die Gränze der Metaphysik bringt, wo die Zweifel ihren Anfang nehmen. Keiner trägt ein Unglück standhafter als der Landmann; keiner stirbt ruhiger als er; keiner geht so geradezu in den Himmel, wie dieser; und warum? weil seine Tugend nicht auf Sylben, sondern auf Totaleindrücken der Schöpfung, die er so wenig in deutliche Begriffe auflösen als mit Worten bezeichnen kann, beruhet. Bei der Anatomie der Totaleindrücke geht Vieles von dem Eindruck des Ganzen verloren; und der Mann, der von dem Anblick der wohlthätigen Schöpfung überwältiget, auf sein Antlitz niederfällt und verstummet, drückt mehr Dank aus als ein anderer, der sein Glück dem Urheber der Natur in unvollkommenen endlichen Zahlen vorrechnen kann. Die Wissenschaft des letztern ist Luxus der Seele; und dieser kann ihn mit der Zeit von dem Ackerbau abziehen, da nichts so sehr schmeichelt als die Vielwisserei. —

Jedoch Ew. werden dieses selbst besser einsehen, als ich es vorstellen kann, und entweder diesem Einwurfe noch begegnen, oder denselben als erheblich und so weit gelten lassen, als er mit Recht gelten kann. Verzeihen Sie u. s. w. —

Möser.

---

rung ein Zeichen einer thätigen Industrie ist, so ist's auch mit den Begriffen, durch die Sprache hervorgebracht. Sie wirken nichts, wenn sie bloß aus einem Munde in den andern unthätig hin- und hergehen; sie nützen nur, wenn sie thätig machen. N.

26.

Zimmermann an Möser.

Hannover, den 22. Juli 1790.

Mit der tiefsten Beschämung wage ich es, mein geliebter und höchst verehrter Herr Geheimer Justizrath, Sie an mich zu erinnern, da ich einen Brief, mit dem Sie mich den 1. Februar 1789 beehrt haben, erst heute beantworte, und Ihnen die Schrift des Herrn Fresson, die ich damals von Ihnen erhielt, erst heute zurückschicke.

Aufrichtig und ehrlich gestehe ich Ihnen, daß ich in der schrecklichsten Verlegenheit war, so oft ich an die völlige Unmöglichkeit dachte, mich mit Ihnen über einen Gegenstand zu unterhalten, von dem ich nicht nur gar keine Erfahrung, sondern auch wirklich keine Begriffe habe.

Herr Fresson sagt (pag. 81), man müsse einen Maulwurf männlichen, nicht weiblichen Geschlechts langsam in der Hand todt drücken; und dann haben die Finger dieser Hand in der Zukunft die Kraft, indem man den Puls eine Weile damit befühle, das Fieber zu heilen und die Verdauung gar sehr zu befördern. — Aufrichtig gestehe ich, daß mir die Schrift des Herrn Fresson aus der Hand fiel als ich dieses las.

Aber eigentlich wollten Sie, mein geliebter Herr Geheimer Justizrath, mich bloß mit demjenigen bekannt machen, was Fresson von seiner Erfahrung d'une attitude und von ihrem mannigfaltigen Nutzen in Krankheiten sagt. Höchst merkwürdig war es mir freilich, daß Sie mir bezeugten: Ihre Erfahrungen kommen völlig mit den Erfahrungen des Herrn Fresson überein. Ich verstand dies so: daß Sie bei Krampfanfällen von dieser attitude eben die Vortheile hatten, die dieser Mann nicht eben in diesen Uebeln, sondern in vielen andern verspricht. Dies giebt

allerdings, nicht gerade der Schrift des Herrn Fresson, sondern Ihren eignen Versuchen und Erfahrungen einen hohen Werth. Mit innigster Rührung las ich auch in Ihrem Briefe vom 1. Februar 1789 die Worte: daß Sie diesen Versuchen und Erfahrungen zufolge mit dem Frühlinge einer neuen Jugend entgegensehen. Dies war mir genug. Ich dankte Gott für die Heiterkeit Ihrer Seele, und freute mich, daß Sie ein so leichtes Mittel gefunden haben, dieselbe zu erregen und zu unterhalten.

Dies ist alles, was ich hierüber sagen kann. Meine schwachen Augen sehen nicht weiter.

Alles, was ich von Ihnen, mein geliebter Herr G. J. R., im vorigen Jahre durch meine Frau hörte, und alles, was man mir jetzt von Ihrem heitern und glücklichen Alter erzählt, macht mir eine unbeschreibliche Freude.

Das Andenken der Liebe, mit der Sie mich und meine Frau im November 1788 auf einer schrecklichen und angstvollen Reise in Ihrem Hause und im Schooße Ihrer liebevollen Familie aufnahmen, ist eine der angenehmsten Erinnerungen meines Lebens. Noch fühle ich aber auch den Schmerz, mit dem ich Sie bald darauf, an Ihrem Geburtstage, im Bette liegen sah. Dank und Liebe für Sie und für Ihre Frau Tochter wird nie bei mir erlöschen. Alles, was ich damals auf meiner Reise litt, ward durch den Abend vergütet, den ich im November 1788 an Ihrer Seite zubrachte. Einen solchen Abend habe ich seitdem nicht gehabt.

Meine Frau empfiehlt sich nebst mir Ihnen, mein theuerster Herr, und Ihrer Frau Tochter, mit der zärtlichsten und innigsten Verehrung, mit unsterblichem Danke, und mit den liebevollsten Wünschen für Ihre Wohlfahrt.

J. G. Zimmermann.

27.

Fragment eines Briefes von Möser.

(Ohne Anzeige: an wen, und wann er geschrieben ist.)

Euer Wohlgeboren können versichert sein, daß mir eine freundschaftliche Kritik angenehmer sei, als das unbedingte Lob, welches man jetzt Manchem aus Bequemlichkeit, um das Werk nicht zu lesen, oder aus Parteilichkeit nur gar zu willig ertheilet. Und Niemand hat auch in der That Ursache, gelehriger zu sein als ich, da ich immer mehr und mehr fühle, daß ich zu spät in die historische Schule gekommen, und besonders in der historischen Kritik zu sehr versäumet bin. Man kann mir aber solches nicht gar zu hoch anrechnen, weil mein Beruf mich zu ganz andern Sachen bestimmet hat, und ich zuerst in dem letztern Kriege, worin ich als Landes-Deputirter mich fast beständig in den Hauptquartieren der Armeen aufhalten mußte, ein historisches Buch zum Zeitvertreibe in die Hand genommen habe. Mancher Sphus meiner Geschichte ist im Wagen überdacht, und auf der ersten Station niedergeschrieben. In London kaufte ich mir erst einige Collectiones Scriptorum; und hier war es, wo ich anfing, meine zerstreuten Entwürfe in Ordnung zu bringen. Bei so bewandten Umständen ist es wohl nicht anders möglich gewesen, als daß ich oftmals einen Einfall für die Wahrheit genommen habe. Indeß verlasse ich mich viel auf ein gewisses Gefühl der Wahrheit; und bin darin oft bestärket worden, da ich dasjenige, was mir zuerst bloß möglich geschienen, bei näherer Untersuchung wahr befunden habe.

Eure Wohlgeboren haben mir oft mit Ihren gegründeten Forderungen bange gemacht; und ich hätte gewiß die Feder darüber niedergelegt, wenn mich nicht ein patriotischer Eifer pro libertate privatorum und die Begierde, gewisse

Grundsätze in der Rechtsgelehrsamkeit auszubreiten, bei meinem Vorsatze erhalten hätten. Da mich mein Beruf in die glückliche Verbindung gesetzt hat, daß ich jeden guten Vorschlag zur Wirklichkeit bringen kann, so habe ich es auch gewissermaßen nöthig erachtet, die Gemüther zu den Landesordnungen vorzubereiten, die ich nach meinen Grundsätzen entwerfe und zur Ausübung bringe. — —

Empfindungen bei Mösers Tode.

Möser todt! Der unermüdlich wirkte,
Wie die Götter wirken, ging zur Ruh!
Möser todt! So rufen durch die Lande,
Von der Nordsee bis zum Donaustrande,
Sich die Bessern, die ihn kannten, zu.

O ihr Bessern, die ihr tief im Busen
Faßt und fühlt, was der Verklärte war,
Trocknet eurer Wehmuth heiße Zähren!
Bringt zum Opfer, würdig ihn zu ehren,
Dank und Preis dem großen Schatten dar!

Wie dem Pilger wird, der muntern Schrittes
Durch den Thau der Dämmrung fürder zieht,
Und im ersten, vollsten Tagesschimmer
Roms erhabne, königliche Trümmer
Unabsehbar sich erheben sieht;

Wohl ist's Kummer, Grauen vor dem Wechsel
Aller Größe, was ihn schnell ergreift.
Doch wenn, unwillkürlich angezogen,
Jetzt sein Blick von einem Ehrenbogen,
Einem Palast zu dem andern schweift,

Wenn aus den Ruinen der Paläste
Heil'ge Schauer ihm entgegen wehn,
Und mit diesem Schauer die Katone,
Brutus Manen und der Scipione
Majestätisch vor ihm auferstehn;

Wenn das Bild von ihren Götterthaten
Seine ganze Fassungskraft erfüllt,
Dann verklingt aus seiner Brust der bange,
Feige Kummer, der mit Feuerdrange
Zur Bewundrung plötzlich überschwillt;

So erhebt Bewundrung Aller Herzen
Ueber Schmerz und Thränen hoch empor,
Wenn wir unsern Blick vom Sarge lenken,
Und die Thaten des Entschwebten denken,
Welchen jetzt das Vaterland verlor.

O der Lust, wenn schauernd unsre Seele
Seines Geistes Wunderkraft ermißt,
Die mit Adlerflügeln ihn erhöhte,
Daß er fern und sicher überspähte,
Was vom Wissen wissenswürdig ist!

Dieses Geistes, dem Apollons Gnade
Reichen Dichtergenius verlieh,
Was er überspähte, darzustellen,
Und es klar und lieblich aufzuhellen
Durch das Rosenlicht der Phantasie,

Der des Franken Witz, des Britten Laune
In die Werke deutscher Weisheit trug,
Durch Gefühl den Fühlenden entzückte,
Allbezaubernd jedes Herz erquickte,
Das in seines Herzens Nähe schlug;

Dieses Geistes, der mit seiner Fackel
Kühn hinaufdrang zu der Vorwelt Höhn,
Daß wir, da die Nebel niederschwanden,
Wo die Forscher sonst Ruinen fanden,
Einen hehren, alten Tempel sehn.

Ha! wer hat die große Kunst der Herrscher,
Menschen zu beglücken, so gekannt?
Jedes Staats und jedes Volks Gesetze?
Wer hat dieser Kenntniß goldne Schätze
Weiser und getreuer je verwandt?

Woher kommt's, daß wir mit solchem frohen,
Kindlichen Gerechtigkeitsvertraun,
Jetzt, da ganz Europa, tief erschüttert,
Da selbst England vor Gedanken zittert,
Auf die Lenker unsrer Wohlfahrt schaun?

War nicht Er's, —? doch horch! verlorne Stimmen
Klagen durch die nächtlich-öde Luft!
Welch ein Zug! Ein Volk von Grabgefährten
Folgt der heil'gen Asche des Verklärten
Schwarzverhüllet, langsam zu der Gruft.

Welche Strafgerichte droht der Himmel?
Fragt ein Fremder hastig, und erbleicht;
Ist es, Krieg — ist's Hunger abzubitten,
Daß mit matten, ungewissen Schritten
Diese Schaar zum Tempel trauernd zeucht?

Fragt's, und mehr denn hundert Finger deuten
Auf die Bahre. „Fremdling, unser Freund,
Unser Vater ist der Erd' entnommen!"
Ruft der Bürger; aber angstbeklommen
Seufzt der Landmann himmelauf und weint.

Waisen, jetzt zum zweiten Mal verwaiset,
Wanken händeringend an das Grab;
Witwen, — ach! ihr Schützer ist erblichen! —
Starren sprachlos auf den fürchterlichen,
Ersten, dumpfen Schaufelwurf herab!

Aller Augen strömen, Aller Kniee
Beben. Strömt, Ihr Thränen, ungestört!
Dank und Preis, auch von den goldnen Zungen
Unerreichter Meister ihm gesungen,
Ehrt den Todten nicht, wie ihr ihn ehrt.

Register
über die in Möser's Werken vorkommenden merkwürdigsten Personen und Sachen.

A.

C.

K.

S.

T.

Druckfehler und Verbesserungen
im zehnten Theile der Werke Mösers.

Seite 21, Zeile 15 v. o. tilge man das Wort darüber.
— 23 setze man unter die erste Anmerkung: A. d. H.
— 40, Zeile 2 v. u. lies literary statt litterary.
— 50, — 9 — l. widerfährt st. wiederfährt.
— 51, — 14 — zu den Worten: „er deutete also gern alle Mittel an" sollte die Anmerkung stehen: „Und nicht allein in den Phantasien, sondern auch in amtlichen Schriften".
— 63, — 8 — l. Conversation st. Conservation.
— 73, — 4 — l. 115 st. 125.
— 88, — 1 — l. sechszehntem st. sechszehnten.
— 92, — 10 — l. G. L. von Bar st. G. B. von Bar.
— 107, — 9 — l. wo möglich st. wohl möglich.
— 110, — 1 — l. vorschob st. verschob.
— 112, — 6 — l. Sack-Zehntpfl. st. Stadt-Zehntpfl.
— 119, — 10 — l. wenn sie sich st. wenn sich.
— 120, — 15 — l. Adelbert st. Adalbert.
— 123, — 9 — tilge man das Komma nach Wort.
— 188, — 12 — l. roboranda st. roborando.
— 193, — 9 — l. den ganzen Körper st. ganzen Körper.
— 220 ist zu der Note zuzufügen: Dies bezieht sich auf Theil IX., Seite 71. Anm.
— 239, ist zu der zweiten Note zuzufügen: Nr. 56.
— 257, Zeile 8 v. o. ist hinter der Ueberschrift des Gedichts „Empfindungen bei Möser's Tode" hinzuzufügen von T. W. Broxtermann.
— 259, — 16 — l. War nicht Er's? — st. War nicht Er's, —?



